

Ueber Cleve.

In Briefen an einen Freund

aus den

Jahren 1811 und 1814.



Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung.
1822.

Vorerinnerung.

In zufälligen Umständen lieget der Grund, daß die (nach dem Wunsche meines Freundes in der letzten Hälfte des Jahres 1816 schon zum Drucke bereit gelegenen) Briefe über Cleve erst jetzt im Jahre 1822 erscheinen.

Der geschichtliche Theil derselben ist dadurch allerdings um einige Jahre älter geworden. Doch ist die Erinnerung an manche darin berührte Gegenstände, überhaupt genommen, wahrscheinlich noch nicht aus dem Gedächtnisse aller Zeitgenossen verwischt; ich darf also auch hoffen, daß insbesondere noch vieles aus der ersten Abtheilung dieser Briefe, obgleich sie damals aus einem fast schon vergessen gewesenen Winkel

unsers deutschen Vaterlandes geschrieben sind, den Leser noch hin und wieder gemüthlich ansprechen, und das Interesse an diese Vergangenheit bei einigen von ihnen vielleicht noch auf eine angenehme Weise auffrischen werde.

In Ansehung der zweiten Abtheilung geht aber der Zweck ihrer Bekanntmachung wohl vorzüglich dahin, daß der darin gezogene Ring einer (für unser linkes Rheinufer) äußerst merkwürdigen Zeit auch für meine jüngern Zeitgenossen nicht ganz ohne Nutzen beschrieben seyn möge.

J. A. K.

Ueber Cleve.

In einer Reihe von Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814.

Einleitungs-Schreiben
als
Vorwort zu diesen Briefen.

Cleve den 19. Juni 1816.

Du munterst mich auf, lieber Freund, jene traulichen Briefe, die ich dir einst in den Jahren 1811 und 1814 über Cleve geschrieben, entweder in einer vaterländischen Zeitschrift oder auch unter einem eigenen Kleide durch den Druck bekannt werden zu lassen, „weil ihr Inhalt," wie du dich in deinem letzten Schreiben an mich so freundlich, und für mich wohl zu günstig ausdrücktest, „in dem jetzigen Zeitpunkte zumal, „wo manches von dem, was Vormals war, von neuem „wieder Jetzt werden könnte, für viele Leser von nicht „geringem Interesse seyn würde, indem sich gegenwärtig in „Cleve wiederum (gleichsam) eine neue Welt bilde, der „es nicht gleichgültig seyn könne, etwas Näheres von dem „vorigen Zustande dieser Stadt und Gemeinde zu wissen, „um sowohl für sich das Nöthige daraus zu entnehmen, „als auch durch diese Nachrichten die sprechenden Männer, „denen jetzt das Ruder der Stadt und des Landes überge-

„ben sey, auf einen oder den andern der darin berührten „Punkte vielleicht zum Wohl des Ganzen aufmerksam zu „machen.“

Ich gebe dieses zwar zu, insonderheit ist mir dein letzter Grund ziemlich einleuchtend gewesen; allein ich habe nur das einzige Bedenken dabei, ob verschiedene in diesen Briefen vorkommende Stellen bei einigen, an sich ganz achtungswerthen Männern, deren Haß und Unwille aber gegen den vormaligen Machthaber Frankreichs, und gegen alles, was er gethan und in seinem vormaligen Reiche erlassen, nun einmal mit unauslöschlich tiefen Zügen in ihrer Seele eingedrückt ist, auch wohl diejenige gerechte Beurtheilung finden möchten, die ich bei dir, mein Freund, voraussetzen durfte, und die man auch von jedem Unbefangenen zu erwarten berechtiget ist?

Die erste Abtheilung dieser Briefe ist, wie du weißt, im Jahr 1811, also in einem Zeitpunkte geschrieben, worin Napoleons Macht ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, wo alle Mächte des festen Landes in Europa sich vor ihm beugten, und voller Furcht und Erwartung den Umwandlungen entgegen sahen, womit der Schreckensmann das Staaten-System dieses Welttheils nach seinem eisernen Willen bedrohte.

Im Hinblicke sowohl, als im Rückblicke auf diese Gestaltung der Dinge, sind also auch manche Stellen dieser Briefe damals geschrieben, und würden nach dem gegenwärtigen Standpunkt derselben vorab wohl ausgemerzt oder anders gestellt werden müssen, wenn sie nicht jenen Männern anstößig seyn sollen. Dieses aber zu thun, ist meinen Grundsätzen entgegen, welche in diesem Punkte eben so fest und unwandelbar sind, als ihr eingewurzelter Haß. Hier bleibt mir also nichts übrig, als diese Herren, wenn ihnen etwa diese Briefe zufällig zu Gesichte kommen sollten, um die Rabnerische Zollfreiheit der Gedanken und Meinungen

zu bitten, welche ich ihnen und einem jeden ohne Ausnahme so gern einräumen mag; und da ich diesen Herren ein billiges Gefühl zutrauen darf, so werden sie um so mehr bereit dazu seyn, da es den meisten von ihnen unfehlbar auch nicht verborgen seyn kann, wie weit uns und unser Land die dumpfen Nachklänge des leidigen Interims (in der diplomatischen Sprache der jetzigen Zeit „Provisorium" genannt) noch davon entfernt halten, um das schon so hoch angestimmte Victoria über jenen Weltenstürmer ganz rein finden und mit anstimmen zu können!

Was uns in dieser Lage noch eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft gewährt, ist vorerst wohl das Glück, daß uns die Vorsehung unsern alten erlauchten Regentenstamm wieder zugeführt hat. Wahrlich! wir waren vor zwanzig Jahren um dieses Glück etwas schnöde gekommen; wir mußten uns aber damals darin finden, und glauben auch den besten Beweis unseres Vertrauens und unseres reinen Gehorsams gegen dieses Regentenhaus dadurch gegeben zu haben, daß wir in der Folge als treue Unterthanen in stiller Ergebung den neuen Herrscher von seiner Hand annahmen, dem er seine landesherrlichen Rechte übertrug. Freilich ist dieses obsequi Laus bei manchen der damals zurückgelassenen Getreuen nicht ohne tiefes Trauern im Herzen, und selbst auch noch zuweilen nicht ohne äußeres und inneres Widerstreben vor sich gegangen, wie dieses die damaligen Tagesgeschichten und mehrere einzelne Vorfälle und Umstände aus den Jahren 1794 bis 1801 hinreichend darthun können, von denen ich einige in der zweiten Abtheilung meiner Briefe an dich glaube berührt zu haben; ich will mich also auf diese beziehen und dir hier nur in einigen Zügen eine vorläufige Schilderung unserer Lage geben, in der damaligen Zeit, die ich in gedachten Briefen aus dem Jahre 1814 dir an ihrem Ort ausführlicher dargestellt habe.

Als nemlich im Jahr 1794 der wildaufgeregte französische Nationalgeist, noch mehr aber Hunger, Verzweiflung und Furcht vor der damals allenthalben im Hintergrunde stehenden Guillotine, die sansculottischen Heere der französischen Republik, wie ein Cherub mit flammendem Schwerte, von einem mit Blut und Tod errungenen Siege zum andern, bis an den Rhein trieb, und die gegen sie verbündeten Heere, leider! auf allen Punkten diesseits des Rheines vor ihnen wichen, da eilte auch der größte Theil der angesehensten und wohlhabendsten Einwohner unserer Stadt in großer Angst und Schrecken von hier, und zuletzt verließen uns auch im Anfange des Oktobers dieses schrecklichen Jahres alle unsere preußische Oberbehörden mit der öffentlich geschehenen Erklärung, daß sie das Land und uns nicht weiter vor der Uebermacht der republikanischen Heere und gegen ihr Andringen zu schützen vermöchten. Uns selbst überlassen, mußten wir also unser Loos in Geduld und Ergebung erwarten, und der Uebergang von einer Staats-Veränderung zur andern war in der That auch noch gemäßigt genug, obgleich ein Rey und van Damme und Compere sie damals geleitet. Zwar hatten sich verschiedene der zurückgebliebenen Beamten und andere vornehme Personen das Schreckbild gemacht, daß der gemeine Haufe der Bürger und Einwohner der Stadt, von dem überall im Posaunen-Tone verkündeten Aufrufe der französischen Republikaner, von Freiheit und Gleichheit, erhitzt, mit Hülfe der neuen Propheten und Brüder auch hier dieses saubere System einzuführen versuchen, und durch Rauben und Plündern alles gleich machen würde, und hatten daher, um sich zu decken, allerlei besondere Maßregeln ergriffen; allein von allen den befürchteten Dingen kam auch nicht eines über uns; der geringere Bürger und Einwohner blieb ruhig in seinen Schranken, und wenn irgendwo ein Unfug geschah, so wa-

ren blos einige eingeschlichene und von französisch-gesinnten Deutschen unterstützte falsche Apostel die Triebräder davon. Jedoch wurde die Landes-Verwaltung selbst nunmehr freilich im französischen Geiste und Sinne geführet, weil die neuen Gewalthaber bei jeder erlassenen Verfügung die Aufschrift: Liberté, Égalité où la Mort! wohlweislich in großen Buchstaben vorangehen ließen.

Als Preußen hiernächst unter Deutschlands Fürsten sich Frankreich zuerst wieder genähert, und am 15. April 1795 mit dieser Macht zu Basel einen Frieden geschlossen hatte, da seufzten hier alle rechtliche Männer und Freunde der alten Ordnung auch wieder nach Erlösung; allein dieses Glück wurde zwar unsern jenseitigen Clevischen Brüdern in vollem Maße wieder zu Theil, unser diesseitiges Cleve aber mußte nach eben diesem Friedensschluß sich, leider! gefallen lassen, noch ferner unter der französischen Militair-Gewalt zu bleiben; und obgleich man uns von Zeit zu Zeit endliche Befreiung versprach, und das preußische Ober-Justiz-Kollegium im Jahr 1797 sogar von Emmerich wieder hieher gelegt wurde, und einige Kammer-Beamten die Landes-Verwaltung (jedoch unter französischer Ober-Hoheit) übernahmen: so währten doch diese guten Aussichten nur bis in die erste Hälfte des folgenden Jahres 1798, wo sie durch die Verhandlungen des Rastatter Kongresses völlig wieder in den Schatten gesetzt wurden, indem aus diesem klar hervorging, daß Cleve, dieses seinem angestammten Regentenhause immer mit wahrer Anhänglichkeit treu ergebene Cleve, unter allen diesseitigen Ländern vielleicht das erste Opfer seyn müsse, welches der auf der Rheingrenze beharrenden französischen Republik zum Wohl des Ganzen von seinem Landesherrn dargebracht würde. Jener famöse Kongreß wurde nun zwar bald hernach bekanntlich auf eine gräßliche Weise zerrissen, und mit der Auflösung desselben

geriethen auch alle darauf gepflogene Verhandlungen und Unterhandlungen ins Stocken; gleichwohl aber dachte die immer vorgreifende und gewöhnlich rasch durchfahrende französische Nation an den goldnen Spruch: Beati possidentes, und warteten nicht lange auf eine förmliche Uebergabe unserer Stadt und des diesseitigen Landes von Seiten des (blos als deutscher Reichsstand) hier handelnden und sich zu ihren Gunsten erklärenden Preußen, sondern sie griffen gleich zum vollen Besitz, und die hier gegenwärtigen preußischen Beamten mußten geduldig zusehen, daß gleich nach der Zerreißung jenes Kongresses dennoch hier alles nach französischem Fuße förmlich gemodelt, oder (um diplomatisch zu reden) dermaßen organisirt wurde, daß von unserer deutschen preußischen Verfassung wenig übrig geblieben. Seit dieser im April 1798 erhobenen französischen Organisation mußten wir Clever uns also von unsern deutschen Brüdern jenseits des Rheins schon als losgerissen und an Frankreich hingegeben betrachten, wenn gleich unser damaliger Landesherr erst im Jahr 1801 durch den Lüneviller Frieden auf uns Verzicht that, und uns unwiderruflich und zu ewigen Tagen dahin gab.

So, lieber Freund, war unser Schicksal in diesem heillosen Revolutionskriege beschaffen; ein Schicksal, das wir nicht glaubten auf irgend eine Weise durch widrige aufrührerische Gesinnungen gegen unser angestammtes Regentenhaus verschuldet zu haben. Wir mußten uns aber darin ergeben, und uns in unsere neue Lage so gut als möglich zu fügen versuchen!

Hart genug ist uns dieses bis hieran gefallen, daher wir der Vorsehung zu danken Ursache finden, daß dieser Zustand, statt der uns durch den Lüneviller Frieden angekündigten Ewigkeit, nur zwanzig Jahre gedauert, und daß auch wir durch die vom Himmel mit Glück und Sieg

bekrönten Waffen unserer von dem Uebermuthe und der unbegrenzten Herrschsucht Napoleons zur Verzweiflung gebrachten vormaligen deutschen Mitbrüder jenseits des Rheins, jetzt von den Fesseln des französischen Volks wieder losgerissen, und unserm alten Regenten-Stamme sowohl, als dem deutschen Brüderbunde, von neuem (und Gott gebe! zu ewigen Tagen) einverleibt sind.

Es hat mich indessen, wie gesagt, zuweilen empfindlich geschmerzt, selbst nach diesem glücklichen Ereigniß, noch von Personen, denen man eine gerechte und unpartheiische Ansicht und Beurtheilung der wahren Lage der Sachen hätte zutrauen sollen und können, die bittere Aeußerung hören zu müssen, daß „französischer Geist und Sinn immer noch bei den Clevern," so wie überhaupt bei den mehrsten Einwohnern diesseits des Rheins ein großes Uebergewicht habe, und in ihrem ganzen Benehmen gegen ihre jetzigen (sogenannten) Befreier sich äußere!

Hierüber die Vertheidigung sämmtlicher Bewohner des linken Rheinufers zu führen, fühle ich mich freilich gar nicht berufen. Was aber uns Clever betrifft, so ist es ein Trost, daß dieser Vorwurf mehrentheils von Personen herrührt, denen Cleve erst seit gestern und heute bekannt ist, und aus unserer vorhin dir rein geschilderten Lage ist es dir klar genug, lieber Freund, daß niemals ein feindseliger Sinn, wohl aber das Gegentheil sich gegen unsere alte Landesherrschaft und unsere deutschen Mitbrüder geäußert.

Gesetzt aber, es fände sich wirklich auch hin und wieder noch etwas hier bei den Einwohnern von französischem Geiste und Sinn, wen könnte dieses wundern? Der ältere Clever, ohne sein Zuthun oder Verschulden einer fremden Nation hingegeben, und schon Jahre lang in ihrer ihm aufgedrungenen Verfassung (gleichsam) hinein gedrückt! seine Kinder aus den letzten fünf und zwanzig Jahren blos in dieser,

hier damals nur allein gültigen Verfassung, und in ihren Grundsätzen erzogen, ihr Kopf, ihre Augen stets mit Erzählungen und Nachrichten von den siegreichen Thaten der großen Nation angefüllt, von ihren Obern immer zur würdigen Theilnahme an dieser Ehre getrieben; der glühende Haß der Deutschen, und noch mehr der englischen Nation gegen Frankreichs Wohlfahrt, mit noch glühendern Farben geschildert, und ihnen der Gedanke von oben her immer fest eingeprägt, daß aller Noth, und vor allen dem allgemein drückenden Konscriptions- und unaufhörlichen Aussaugungs-Wesen gleich ein glückliches Ende seyn würde, sobald nur dieser gemeinsame Vaterlands-Feind darnieder gelegt sey! — konnte sich diese junge Welt bei den ohne Unterlaß sich erneuernden Kämpfen mit dieser Nation wohl eher eine ruhige Zukunft, als nach ihrer endlichen Ueberwindung versprechen? Sie, die das Bessere einer vergangenen Zeit unter einer andern Regierung entweder gar nicht, oder höchstens vielleicht nur aus den dunkeln Erzählungen Anderer kannten, dagegen aber sehr oft eine auf unwiderlegbare Thatsachen gegründete Ueberzeugung erhielten, daß es in andern Ländern wohl eben so schlimm und selbst noch weit schlimmer, als bei ihnen, aussehen oder hergehen müsse! — sie hätten unter solchen Umständen gleich schon einen entgegengesetzten Geist und Sinn annehmen, und darnach handeln sollen? Nein, lieber Freund, das wäre zu viel von denkenden Menschen gefordert, die sich nicht gleich jedem sanft wehenden Winde hingeben mögen! Und dennoch, als uns der wahrhaft preiswürdige Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, im Anfange des Jahres 1814 mit seinem kleinen Heere, von den Hauptbeamten Napoleons begleitet, auf eine wirklich milde und stille Weise verließ, wie eilten die Clever nicht denen bald darauf nachfolgenden Kriegern der verbündeten Heere mit sichtbarer Vorliebe für ihr angestammtes

altes Regentenhaus froh entgegen, und haben ihnen mit dem willigsten Herzen allen Beistand geleistet, den sie nur immer nach allen ihren Kräften zu leisten vermochten! Allein wie ist ihnen, den Clevern, in der Zeitfolge vergolten, und welche Behandlung mußten nicht ihre armen Bürger und Landleute oft von ihren sich so nennenden Befreiern erfahren?

Eine Behandlung freilich, die man als aussprühende Reste der Lava des erlöschenden Kriegs-Vulkans annehmen muß, und nicht als Befehle, welche von ihren (durchgängig menschenfreundlich gesinnten) Befehlshabern ausgingen; ich will sie daher auch hier mit Stillschweigen übergehen, um mir und auch dir das Schaudern über das bittere Andenken an einige Vorfälle dieser Art zu ersparen. Ich mußte hier aber blos an dieselben erinnern, um dir zu zeigen, lieber Freund, daß es kein Wunder seyn dürfe, wenn sich die volle Zuneigung zu unsern Befreiern am linken Rheinufer noch nicht überall so aussprach, wie manche solches verlangten; denn, wahrlich! bei näherer Beleuchtung der jetzigen Gestalt und Lage der Dinge gegen diejenige, worin sie sich vor dieser befanden, wäre es Unsinn zu läugnen, daß insonderheit das famöse Interim der jetzigen Zeit in manchen das Landes-Wohl angehenden Stücken, in der That keine Vergleichung mit dem vorigen Zustande des Landes aushalten konnte.

Indessen die heutigen Regenten scheinen selbst nicht weiter bekümmert zu seyn, um die alte Liebe und Anhänglichkeit vormals verlorner und wiederkehrender Provinzen, — eine Anhänglichkeit, die Fürst und Land so glücklich machte, wenn jener sich als Landesvater seiner Unterthanen, und diese sich als seine Kinder ansehen konnten! Die Grundsätze haben sich seit Napoleons Zeiten hierin gewaltig geändert, und sind, leider! nur „rein-politisch" geworden; daher half den Tyrolern, den Markanern und Anspachern und Ostfriesern

ihre laut ausgesprochene Anhänglichkeit an ihre alte Landesherrschaft auch nichts, sie mußten dennoch die gewaltsame Trennung von ihren geliebten Fürstenhäusern geduldig ertragen!

Und wirft man vollends nur einen Blick auf die Wiener Verhandlungen zurück, auf das darin vorkommende ängstlich genaue Abwägen der Lage, des Umfangs, der Volkszahl, der größern oder mindern Sicherheit des Besitzes einer alten, zumal auf dem diesseitigen Rheinufer gelegenen, und durch diesen Krieg wieder glücklich errungenen deutschen Provinz: so dringt sich mit Gewalt der drückende Gedanke uns auf, daß, meines Erinnerns, auch keine Spur von Rücksicht auf alte, oft, wahrlich! laut genug geäußerte Anhänglichkeit, und auf treue Wünsche eines sein altes Regentenhaus und seine alte Verfassung liebenden Volks, auf jene Unterhandlungen Einfluß gehabt, sondern überall Napoleons Grundsätze bei Bestimmung der Länder-Besitze, von Arrondirungen, von reicher Ausbeute an gutem Kanonen-Futter (wie dieser kalte Menschenwürger sich einst ausdrückte) und von ergiebiger oder nicht ergiebiger Kameral-Benutzung derselben, mit tiefen Schriftzügen durchscheinen, und in der jetzigen Politik dem Ansehen nach sich zur Staats-Maxime erhoben.

Doch laß mich abbrechen, lieber Freund, von diesem, wahrlich! nicht Muth und Freude im Herzen erweckenden, sehr reichhaltigen Stoffe, damit ich mir selbst nicht die frohe Aussicht verkümmere, die sich uns jetzt, nach einigen überstandenen schweren Prüfungs-Jahren, in dem wirklichen Anbruch einer festen Regierungs-Form zeigt, welche die tief eingedrungenen Wunden schon nach und nach heilen, und in reichem Maße das Gute über uns ausschütten wird, wovon wir schon jetzt durch manche angenehme Proben einen wohlthuenden Vorschmack erhalten.

Denn wird uns nicht jetzt schon das Glück eines ununterbrochenen Umgangs mit deutschen Brüdern und Freunden zu Theil, und das Unschätzbare eines leichtern und ungestörten geistigen Genusses unserer vaterländischen Geistes-Produkte, die der eigensüchtige Franzose (wo möglich) ganz von uns wegzubannen versuchte? Bald wird uns auch sicher die große Wohlthat einer wohlgeordneten Gerechtigkeitspflege zu Theil, welche das Willkührliche und Fremde in dem bisherigen Gange derselben beschränken, oder völlig wegheben wird. Ferner das Glück einer milden deutschen Staats-Verwaltung, welche den leidigen Mißbräuchen der eingeführten Militair-Konscription steuern, und sie auf so gerechte und billige Grundsätze zurückführen wird, damit nicht die ganze junge Welt im Staate, unter dem Vorwand einer allgemeinen Pflicht zum Vaterlands-Dienste, ohne Unterschied in ihrer schönsten und kraftvollsten Geistes-Entwickelung von ihrer bürgerlichen Bestimmung mit Gewalt abgezogen, und Jahre lang in einen oft sehr maschinenmäßigen Kamaschen-Dienst gleichsam eingezwängt werde, sondern, zum Theil wenigstens, volle Freiheit und Zeit genug übrig behalte, zum Dienst des Vaterlandes sich zu andern, weit größere Geisteskraft und Ausdauer erfordernden Geschäften gründlich zu bilden, und durch Erwerbung der nöthigen Kenntnisse sich dazu tüchtig zu machen.

Endlich auch einer Staats-Verwaltung, die in der Wahl und Erhebungsart der zu den Bedürfnissen desselben nothwendigen Hülfsmittel, zum wahren Wohl des Landes glücklicher sey, als die (weiland) französische Staats-Verwaltung es wär, deren Douanen-System, leider! das Grab aller bürgerlichen Moralität, so wie ihre vereinigten Rechte ein leidiger Verein zum Verderben aller bürgerlichen Freiheit im Handel und Wandel genannt, und als der Ruin

seines häuslichen Glückes und Wohlstandes zu betrachten seyn konnten.

Schlag ein, lieber Freund, in diesen reinen Erguß der hoffnungsvollen Erwartungen deines alten Lebensgefährten, und es eröffnen sich ihm, seines erreichten Stufen-Alters ungeachtet, dennoch neue arkadische Aussichten in die Zukunft hinein, nach welchen er noch so gern mit heiterm Blick hinschauen mag.

Lebe wohl!

Erste Abtheilung.

Cleve,

Vormals und Jetzt,

in einigen Briefen an einen Freund geschrieben

im Sommer 1811.



Erster Brief.

Cleve den 12ten Mai 1811.

Gern, lieber Freund, möchte ich deinen Wünschen willfahren und dir etwas Interessantes von unserm Cleve mittheilen, — über diesen Ort, der so manche Reitze der Lage in sich vereinigt, welche von allen, die ihn kennen, einstimmig anerkannt werden, — wenn ich nicht meine sonst ziemlich erträgliche Laune in diesem Moment ein wenig verstimmt fühlte.

Wir Clever stehen jetzt grade auf einem Punkt, wo der Druck der Zeitumstände, noch mehr aber der hier ziemlich eingewurzelte Widerwille, sich in dieselben zu fügen, über viele unserer Mitbürger Maßregeln verhängt, welche ihrem Wohlstande nicht blos Gefahr bringen, sondern ihn vielleicht gar auf lange Zeit völlig vernichten.

Unsere der Dienstpflicht entflohenen jungen Leute, die von der im vorigen Jahr bei der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich bekannt gemachten Amnestie nicht Gebrauch gemacht und sich nicht wieder in ihre Heimath eingestellt haben, sucht die Regierung anjetzt durch mittelbare Zwangsmittel zur Rückkehr zu bringen, indem sie ihre Eltern und nächsten Verwandten, ja sogar ihre Pathen durch militairische Gewalt herbeiholen läßt, und öffentlich hat bekannt machen lassen, diese Unglücklichen so lange in strenger Gewahrsam zu halten, bis die widerspenstigen Jünglinge wieder zur Stelle gekommen. Du kannst leicht denken, lieber Freund, daß dieses Schicksal

mehrentheils Leute aus den geringern Volksklassen trifft. Es finden sich aber auch manche Personen aus den höhern Bürgerklassen darunter, welche ebenfalls ohne Umstände herbeigeholt werden, ohne daß ihnen erlaubt wird, einen Stellvertreter ihres Sohnes oder Verwandten herbeizuschaffen, sondern man droht ihnen, sie selbst so lange in die öffentlichen Gefängnisse setzen zu lassen, bis sich der Entwichene in Person wieder eingestellt habe.

Hart scheint dieses Verfahren zu seyn; ungerecht kann man es aber doch wohl nicht nennen, zumal wenn die Eltern und nächsten Verwandten desselben seinen Aufenthalt wissen, und solchen mit Vorsatz vor ihren Obern verschweigen; denn da sie durch eben dieses hartnäckige Verschweigen sich gegen die folgenden Nummern ihrer dienstpflichtigen jungen Mitbürger offenbar verantwortlich machen, so müssen sie auch die gesetzlichen Folgen ihres unwahren Betragens empfinden; daher auch der gegen sie bewiesene Ernst in manchen Fällen von der heilsamsten Wirkung gewesen, indem der Versteckte oder Dienstflüchtige dadurch sehr bald zur Stelle geschafft wird, oder von selbst sich einfindet, um nur den Alten die Freiheit wieder zu schaffen! Allein es gibt auch viele unter diesen eingezogenen Personen, die nach der reinsten Wahrheit nicht wissen, wo sich ihr dienstpflichtiger Verwandter hingewandt hat, oder auch die ihn von seiner Dienstflüchtigkeit schlechterdings nicht zurückhalten konnten; und gegen diese Eltern und Verwandten scheint mir jene allgemeine Maßregel etwas zu strenge zu seyn. —

Man denke sich nur einmal einen zwanzigjährigen Jüngling, den Sohn eines Landmannes, eines Handwerkers oder Tagelöhners, der nach dem Konscriptions-Gesetze sich jetzt zum Loose einstellen soll! Er fühlt zum Soldaten-Dienst durchaus keinen Trieb, wohl aber, vermöge seiner Erziehung und seines Gewerbes — wie er glaubet — sich bestimmt, fürs Vaterland, und einst für Weib und Kinder zu leben.

Er sieht und kennt in der Nähe des Vaterlandes durchaus keinen Feind; er hört aber von andern Leuten schreckliche Dinge erzählen von dem, was in andern Ländern in einer Ferne von mehrern 100 Meilen seine ältern Mitbrüder erdulden, die dort gegen einen ihm ganz unbekannten Feind Tag und Nacht zu Felde liegen müssen; — er ist schon (auch ohne Eltern) durch eigene Kraft sich fortzuhelfen im Stande! — Wen könnte es wundern, daß ein solcher Jüngling, wenn ihn nicht grade eine Anhänglichkeit an Eltern oder Jugendbekanntschaften zurückhalten, unter solchen Umständen sich gleichsam für emancipirt ansieht und gegen Dank und Willen der unglücklichen, oft seiner Unterstützung selbst höchst bedürftigen Eltern, auf und davon geht, um nur dem ihm verhaßten Soldaten-Dienst zu entgehen? Wenn jene Maßregel nun solche Eltern trifft, die diese Umstände ausweisen können, und denen auch nicht zur Last gelegt werden kann, ihren Sohn oder Verwandten selbst zur Entweichung veranlaßt zu haben, dann darf dieses, zum mindesten, doch hart genannt werden.

Mit dem konscriptionsfähigen Jünglinge aus den höhern staatsbürgerlichen Klassen scheint der Fall freilich etwas verschieden zu seyn. Seine Ausbildung ist in diesem Alter noch selten vollendet; er hängt also von der Hülfe der Eltern noch ab, und da er in der Regel auch noch Aussichten auf irgend ein Grund-Eigenthum oder ein sonstiges Etablissement hat, so ist er gewöhnlich ans Vaterland schon fester gebunden. Das Resultat aber, nemlich die ihm durch das Loos auferlegte Verbindlichkeit, der Trommel zu folgen, scheint mir in der That sowohl für seine Eltern als für ihn selbst und — ich getraue mir zu sagen — für das Ganze des Staats noch weit empfindlicher zu seyn. Mitten in seinen Vorübungen begriffen, um sich als Pfarrer, Richter, Arzt, Künstler oder Land-Eigenthümer zum Dienst und Nutzen des Vaterlandes zu bilden, ruft ihn sein zwanzigstes

Jahr zur Konscription; er fühlt zum Soldaten-Stande (vielleicht) sich gesund genug, in seinem Sinne aber sich dazu gar nicht berufen; er hat das Fach, worin er im Staate einst wirksam seyn soll, mit wahrer Liebe umfaßt, und wird nun durch den Konscriptions-Ruf gestört, grade als er anhub, darin bemerkbare Fortschritte zu machen. Einen gesetzlich tüchtigen Stellvertreter für ihn zu finden, ist oft das Vermögen unzureichend, und oft auch die Gelegenheit nicht. Was können, was sollen solche Eltern nun thun, wenn der sich unglücklich fühlende Jüngling — zuweilen ihr einziger Sohn — aus Furcht oder Unmuth gegen ihren Willen auf und davon geht, ohne weiter etwas von sich hören zu lassen? Es ist ihnen wahrlich schon Herzeleid genug, diesen Einzigen, die Hoffnung und Stütze ihres Alters, für sich, vielleicht auf immer verloren zu haben; und sie sollen ihn dennoch anjetzt entweder zum Soldaten-Dienst herbeischaffen, oder mit Leib und Gut für ihn haften?! — Es ist nicht mein Beruf, über diese Maßregel zu urtheilen, diese Unglücklichen aber im Innersten meines Herzens zu bedauern, kann ich mir gar nicht erwehren; ich trete jedesmal im Geiste an ihre Stelle und denke: auch dir hätte es eben so können ergehen!

Du weißt, lieber Freund, ich hatte einen einzigen Sohn! Wenn er noch lebte, so war er im künftigen Jahre auch schon reif zur Konscription; ich erzog ihn nach meinen geringen Einsichten und Kräften zum Dienste des Staats, und er gab mir die beste Hoffnung für seine und meine künftigen Tage! Grade zu eben der Zeit, als er mir starb, sollte er zum neu errichteten Lyceum nach Bonn, um ihn in dem militairischen Erziehungs-Geist der Franzosen, so wie auch an Ordnung und Subordination zu gewöhnen. Dann sollte er nach meinem Plan noch einige Jahre auf eine der großen Lehr-Anstalten unseres deutschen Vaterlandes hin, um mit dem deutschen Gemeingeist und mit den

liberalen Ideen unserer denkenden Männer vertrauter zu werden, und endlich sollte er sein Vorbereitungs-Geschäft zum bürgerlichen Dienste des Staats in Paris oder Brüssel beschließen. Allein, wie gesagt, Gott nahm ihn vor mehrern Jahren schon in der ersten Blüthe seines Lebens hinweg und mit seinem Tode flohen alle meine Entwürfe mit ihm, alle meine Hoffnungen hin; aber jetzt sind mir dadurch auch viele Sorgen genommen. Er war mein einziger Sohn, doch hatte er eine, obwohl auch nur einzige, Schwester und war also nach den jetzigen Konscriptions-Gesetzen auf keine Weise vom Soldaten-Dienst befreit. Er hatte in den ersten Jahren seines Unterrichts einen trefflichen Lehrer gehabt, der, als ein geborner Preuße, seine ungemeine Vorliebe für diesen Staat ihm gleichsam eingeimpft hatte. Seine Konscriptions-Zeit wäre in seiner zweiten Vorbereitungs-Periode gefallen. Sage mir, lieber Freund, was wäre aus ihm, was anjetzt aus mir geworden, wenn seine Vorliebe für Preußen sich bei ihm noch tiefer eingedrückt hätte? Ich mag gar nicht daran denken, an dieses vergangene, mir oft noch im Herzen blutende Weh und vielleicht doch, nunmehrige Wohl des göttlichen Willens und schließe diesen zufällig etwas lang gewordenen Prolog meines diesmaligen Briefwechsels mit dir, mit dem herzlichen Wunsche: daß uns der Himmel doch bald einen dauerhaften Frieden verleihe, damit die gegenwärtigen Grundsätze unserer Konscription eine neue, dem Wohl des Landes und seiner jetzt sehr gedrückt sich fühlenden Einwohner, mehr angemessene Revision erhalten. So lange jedoch die stolzen Insulaner jenseits des Kanals sich nicht dem Friedens-Ziel nähern: so lange wird der dem Kriegesstande jetzt ganz untergeordnete Stand der übrigen Bürger des Staates schwerlich dazu gelangen, demselben ausgebildete junge Geschäftsmänner geben zu können; denn grade in seiner schönsten Bildungs-Zeit muß er schon wieder aufhören, und gegen

Dank und Willen sich bereit halten, als Krieger dem gefahrvollen Strudel des Schicksals entgegen zu treiben.

Der fünfundzwanzigjährige Ruhestand nach dem siebenjährigen Kriege war wahrlich eine glückliche, eine höchst ergiebige Zeit; was brachte dieses Zeitalter Friedrichs nicht für Geister hervor? Ich habe alle diese glücklichen Jahre erlebt, ähnliche sind aber jetzt, leider! wohl schwerlich zu hoffen, als bis die gegenwärtige Generation den Frieden mit ihrem Blute errungen. Und nun auch in diesem Briefe nichts weiter von dieser sonst unerschöpflichen Materie. In meinem folgenden Briefe werde ich deinem Wunsche näher zu kommen und dir von unserm Cleve nach seinem vormaligen und gegenwärtigen Zustande einiges mitzutheilen versuchen. Du begreifst aber vorläufig von selbst, daß ich unter dem Vormals nicht die ältesten Zeiten von Cleve verstehe. Diese sind mir selbst nur aus Büchern bekannt, und willst du von ihnen ja etwas wissen, so lies nur den Parnassus Clivensis oder die (deutsch geschriebenen) Amusements des Eaux de Cléves, und ähnliche Bücher darüber nach, um von den Eigenthümlichkeiten von Cleve aus ältern Zeiten in mehr als einer Rücksicht näher unterrichtet zu werden; ich gehe in meinem „Vormals“ nicht über dreißig Jahre zurück, denn länger ist mir Cleve selbst nicht bekannt, und nur seit dieser Zeit bin ich hier eingebürgert und einheimisch geworden.

Von diesen dreißig Jahren will ich also deinem Wunsche nach Möglichkeit gerne genügen und dir dasjenige mittheilen, was mir darin über verschiedene Gegenstände bemerklich gewesen; im Uebrigen aber es deiner Beurtheilung dann selbst überlassen, ob diese Stadt bei dem (ohne ihr Zuthun) vor 17 Jahren mit ihr vorgegangenen politischen Wechsel in ihren gesellschaftlichen und geistigen Verhältnissen gewonnen oder eingebüßt habe. Lebe wohl!

Zweiter Brief.

Politischer Zustand von Cleve.

Cleve den 24sten Mai 1811.

Vor dreißig Jahren, als ich hieher kam, stand Cleve noch unter dem Scepter Friedrichs des Großen; jetzt macht es einen kleinen Punkt in der Monarchie des (an Macht) noch ungleich größern Napoleons aus.

Damals war sie eine der Hauptstädte des preußischen Staats und der Sitz einer Landes-Regierung im eigentlichen Sinne dieses Wortes, weil ihr auch vorzugsweise vor den mehresten der übrigen Regierungen des preußischen Staates wegen der Lage von Cleve die Ausübung landeshoheitlicher Rechte übergeben und anvertraut war. Ihre Mitglieder hatten daher alle das Prädikat als „Königliche Geheime-Räthe der Clevischen Landes-Regierung" und hatten als solche den Rang vor allen übrigen Ober-Provinzial-Collegien des preußischen Staates; daher auch mehrere Verfügungen dieses Collegii besonders in ältern Zeiten sehr oft den Vorzug erhielten, in die Gesetz- und Konstitutions-Sammlungen des Staates mit aufgenommen zu werden. Cleve war ferner die Hauptstadt zweier großen Provinzen, Cleve und Märk, worin sich zusammen wohl 48 Städte befanden, und vereinigte zur Verwaltung der Gerechtigkeit in sich zwei Ober-Justiz-Collegia, ein Ober-Vormundschafts-Amt, ein Ober-Collegium für die Criminal-Sachen des Lan-

des, ein Provinzial-Fiskalat und ein Provinzial-Collegium der Justiz-Commissarien und Notarien, die alle nach ihrer Bestimmung sich mit der Rechtspflege in allen Justizfächern zu beschäftigen hatten, und bei dem Ober-Justiz-Hofe allein in jedem Jahre weit über 1000 Rechtshändel der Unterthanen zu Ende führten oder entschieden. Für die Staats-Oekonomie dieser Provinzen befand sich hier ein aus vielen Gliedern bestehendes, sehr ansehnliches Ober-Kameral-Collegium (gewöhnlich die königliche Krieges- und Domainen-Kammer genannt), welches ausser der besondern Aufsicht über die Verwaltung aller öffentlichen Einnahme- und Ausgabe-Zweige der königlichen Domainen und Staats-Einkünfte, auch noch die besondere Verwaltung eben dieser Zweige aus den beiden benachbarten kleinern preußischen Provinzen, Geldern und Moers, über sich hatte, und auch zu gleicher Zeit noch das Medizinal-, Forst- und Bauwesen der ihr untergebenen Provinzen unter besondern Abtheilungen in sich begriff; ferner gehörten auch die Landes-Rentey und die Ober-Kriegs-Kasse dahin, wohin alle königliche Einnahmen aus diesen Provinzen flossen und zum Theil hier vertheilt, zum Theil aber auch wieder in die Spezial-Kassen der Provinzen zurückbezahlt wurden. Das königliche Leihhaus und die Abtheilung der Berliner Haupt-Bank (worin ein jeder sein müßiges Geld gegen 2 Procent Zinsen hineinlegen, dagegen aber auch solches zu jeder Stunde wieder herausziehen konnte) stand aber (wie ich glaube) nur in mittelbarer Berührung mit diesem Ober-Verwaltungs-Collegio des Landes.

An untergeordneten Collegien fanden sich in dieser Stadt der Magistrat, der die Justiz unter der Aufsicht des Ober-Justiz-Collegii, die Polizei aber und die Verwaltung der städtischen Einkünfte, unter der besondern Aufsicht eines von der Kammer abhängenden Steuer-Rathes zu handhaben hatte; desgleichen ein königliches Landgericht, welches eben

sowohl, wie der Magistrat, in der Stadt, so wie auch noch in einigen benachbarten kleinen Städten und auf dem Lande, ausschließlich in erster Instanz die Prozesse einzuleiten und darüber zu erkennen das Recht hatte, und in dieser Eigenschaft jährlich mehr als 300 Rechtshändel entschied, welches mit der Verwaltung des Hypotheken-, Deposital- und Vormundschafts-Wesens seines Gerichts-Sprengels verbunden, ihm Arbeit, Gewicht und Ansehen genug gab.

Cleve war ferner der Aufenthalt einer zahlreichen Geistlichkeit von vielen Confessionen und von einigen Stiftern und Klöstern, und hatte ein mit fünf Lehrern besetztes protestantisches Gymnasium, worin die Jünglinge bis zu ihrer Reife zur Akademie ihre wissenschaftliche Bildung erhielten. Endlich war Cleve auch noch der jährliche Versammlungs-Ort der damaligen Landstände von Cleve und Mark, welche sich zweimal im Jahre hier einfinden mußten, um über die dem Landesherrn zu bewilligenden Steuern, so wie auch über andere Landes-Angelegenheiten zu deliberiren und Schlüsse darüber zu fassen, worunter der Markische Adel insonderheit wegen seiner Anzahl hervorstach, und während seines Aufenthaltes große Geldsummen in Cleve in Umlauf brachte.

Da Cleve nun überdies auch noch die westliche Grenzstadt eines damals immer höher emporstrebenden Staates war, und wegen der vorhandenen Landes-Vergleiche und Rezesse mit Jülich, Berg, Münster, Essen, Werden und Lippstadt durch die Landes-Regierung in bedeutenden Verhältnissen stand, ja selbst sogar mit den angrenzenden Staaten, wie zum Beispiel mit Holland in staatsrechtlicher Hinsicht öftere Verhandlungen hatte: so war es keinem Zweifel unterworfen, daß Cleve für eine Stadt, welche keine 6000 Einwohner zählte, dennoch in der That bedeutend genug war, bedeutender als manche große Stadt, die viermal so viele Einwohner hatte.

Was ist nun Cleve in dieser staatsbürgerlichen Rücksicht jetzt? Sie ist der Hauptort eines zu dem französischen Roer-Departement gehörigen Arrondissements oder Kreises, und der Sitz eines Unterpräfekten, unter dessen Spezial-Aufsicht etwa zehn Städte in einem Umkreise von sieben Stunden gehören. Diese Magistrats-Person steht unmittelbar unter dem Ober-Präfekten des Departements, der in dem Hauptort desselben, der ehemaligen Reichsstadt Aachen residirt, und der französischen Verfassung zufolge in dem ganzen Departement die ihm anvertraute Ober-Gewalt in Polizei- und Administrations-Angelegenheiten ausübt, so wie die ihm untergeordneten Unterpräfekten in den ihnen anvertrauten Arrondissements solche verwalten. Die den Unterpräfekten unmittelbar und zunächst untergeordneten Beamten sind die Maires einer jeden Commune, welche mit den vormaligen Polizei-Bürgermeistern oder Stadt-Direktoren im preußischen Staate zu vergleichen seyn möchten, nur daß der Umfang ihrer Gewalt in verschiedenen Dingen von größerer Bedeutung seyn mag. Sie werden nach dem Vorschlag des Unterpräfekten vom Oberpräfekten des Departements ernannt, und auch von letzterm nach Befinden entlassen. Wenn aber die Volksmenge einer Commune sich über 5000 Seelen erstreckt, so haben die Maires mit ihren Adjunkten den Vorzug der unmittelbaren Ernennung vom Kaiser. Da nun seit einigen Jahren auch Cleve zu dieser Klasse gehört, so ist die Stelle eines Clevischen Maire seit dieser Zeit von ungleich größerm Ansehen und Einflusse geworden, als sie in der ersten Zeit der französischen Einrichtung war. Ferner hat Cleve als der Sitz eines Unterpräfekten, denen im französischen Reiche gleichförmigen Verwaltungs-Grundsätzen zufolge, für die Staats-Oekonomie eine Ober-Empfangs-Kasse der Steuern, wohin die Spezial-Empfangs-Kassen der Communen des Arrondissements ihre Einnahme abliefern müssen, welche zusammen genommen wohl ein Paar

Millionen Franken ausmachen werden. Es bleibt aber davon kein bedeutender Theil in der Stadt, weil die Arrondissements-Kassen ihren Bestand monatlich an die Haupt-Kasse des Departements einsenden müssen, von welcher jedesmal sehr beträchtliche Summen zur Hauptstadt des Reichs hinfliessen sollen! —

Ein gleiches findet unstreitig auch mit den hier befindlichen Domainen- und Enregistrements-Kassen statt, deren Einnahme hauptsächlich aus den Verkäufen der Krongüter und aus den Eintragungs- und Stempel-Abgaben von den Privat-Verkäufen und gerichtlichen Verhandlungen der Eingesessenen des Arrondissements besteht, und sehr beträchtlich seyn muß, wenn man die große Anzahl der eingegangenen geistlichen Güter und der ehemaligen königlich preußischen Domainen dieses Landes erwägt, und die oft sehr schweren Prozente und Gebühren, welche nach den französischen Eintragungs-Gesetzen von jeder Veränderung mit dem Eigenthume der Eingesessenen und Unterthanen bezahlt werden müssen. Weiter hat Cleve als Hauptort eines Arrondissements ein Tribunal erster Instanz zur Verwaltung der Justiz, welches aus einem Präsidenten, einem Procureur impérial, der gewissermaßen den Fiskal vorstellt, einigen Richtern und einer bestimmten Anzahl von Advokaten und Huissiers oder Gerichtsvollziehern besteht, und in Ansehung ihrer Geschäfte, insofern sie die Rechtsstreitigkeiten der Unterthanen angehen, in Ansehung der Anzahl der bei dem Tribunal vorkommenden Rechtshändel schwerlich mit den Geschäften des vormaligen Clevischen Landgerichts zu vergleichen seyn möchten, geschweige dann, daß eine solche Vergleichung zwischen ihnen und dem ehemaligen Ober-Justiz-Collegio hierüber statt haben könne; indessen ist das Personale dieses Tribunals doch ansehnlich genug, zumal da auch noch die ihnen untergeordneten Friedensrichter und das Collegium der Notarien des Arrondissements dazu gehören. Die

Besoldungen der Richter sind aber, dem Vernehmen nach, ihnen etwas mäßig zugeschnitten, und da die mehrsten Mitglieder des Tribunals Auswärtige sind, welche hier kein Eigenthum haben, sondern meistentheils von demjenigen leben, was ihre Besoldungen und ihre sonstigen Amtsgeschäfte ihnen abwerfen mögen, so ist es leicht zu denken, daß es ihnen schwer fallen müsse, sich jetzt schon das Ansehen und den Einfluß im Publikum zu erringen, worin vormals die hier durchgehends angesessenen preußischen Justiz-Beamten gestanden.

Als Grenzstadt des Reichs hat Cleve seit der Reunion des Landes auch hier eine ansehnliche Zoll- oder Douanen-Direktion, deren Wirkungskreis von ausgebreitetem Umfange ist, und zur Abwehrung der Unterschleife aller Art, die vom Auslande herkommen könnten, eine große Anzahl junger Leute (Employés) und einen noch weit größern Schwarm sogenannter Préposés oder gemeiner Douanisten unterhält, die gegenwärtig alle auf militairischen Fuß eingerichtet sind, und durch die vielen fetten Saisies, die sie zu erhaschen wissen, so gut genährt und bekleidet erscheinen, als nur irgend ein von dem Staat eingerichtetes Korps dieser Art. Man sagt übrigens, daß seit der Vereinigung Hollands mit der großen Nation diese mit einem zahlreichen Personale versehene Direktion von hier nach dem jenseitigen Rheinufer werde verlegt werden, welches freilich der Konsumtion in der Stadt einigen Nachtheil zuziehen wird; ob aber der Moralität der Eingesessenen überhaupt? ist eine zweite Frage. Gesetzt aber auch, daß Cleve diesen Administrations-Zweig verlöre, so ist es in Ansehung des Personals schon hinreichend schadlos gehalten durch die vor einigen Jahren hier eingeführte Abtheilung der Droits réunis, oder der vereinigten Rechte, welche die Stelle der vormaligen Accise im Preußischen gewissermaßen vertritt, und durch ihre höchst verwickelte Einrichtung denen Kaufleuten, Krämern und gewerbtreibenden Einwohnern zunächst manchen Seufzer so-

wohl öffentlich als im Stillen abdringt; die nicht gewerbtreibenden Einwohner aber auch im Genuß mancher Artikel ihrer sonstigen Konsumtion oft nicht wenig genirt. Indessen ist dieser Verwaltungs-Zweig der indirekten Abgaben und Steuern doch für die Finanz-Kasse des Staats nunmehr eine der ergiebigsten Quellen und lohnt unstreitig der Mühe, das schrecklich große Heer der dabei Angestellten immer auf den Beinen zu halten.

Im geistlichen Fache hat Cleve auch zwar eine reformirte Consistorial-Kirche, und ein römisch-katholisches Kantonal-Pastorat, zu denen eine Verbindung mehrerer Geistlichen aus der benachbarten Gegend gehört. Im Ganzen aber hat Cleve doch durch die Verringerung seines Clerus und durch die Aufhebung der Stifter und Klöster in diesem Fache augenfällig schwerlich gewonnen, so wenig als solches im Fache des öffentlichen Unterrichts statt gehabt hat. Wir sollten hier wiederum ein Gymnasium unter dem französischen Namen einer „Secondair-Schule" haben; die Lehrer waren dazu schon ernannt und hatten sich seit geraumer Zeit auch in Thätigkeit gesetzt; das ganze (für Cleve wahrlich sehr nöthige) Institut fiel aber aus Mangel an Unterstützung im zweiten Jahre schon wieder zusammen.

Ein mehreres bedarf es vor jetzt wohl nicht, lieber Freund, um dir den Anlaß zu geben, selbst eine Vergleichung des vormaligen politischen Zustandes von Cleve mit demjenigen zu machen, wie er jetzt besteht und dir selbst daraus die nöthigen Resultate zu ziehen.

Um solches aber noch vollständiger und gleichsam von allen Seiten zu kennen, will ich zum Schlusse dir hier noch bemerken, daß Cleve bei allem dem, von seiner statistischen Seite betrachtet, an seiner Volkszahl vielleicht gar nicht verloren habe. Auch deutet die Außenseite des größern Theiles der Einwohner durchaus nicht auf Abnahme des Wohlstandes hin, im Gegentheil scheint vorzüglich die Mit-

telklasse der Bürger wohl eben so gut zu leben und sich sogar besser zu kleiden als sonst; auch haben die Fleischer, Bäcker, Brauer und Schenkwirthe wohl eben so viel Nahrung, wie in der vorigen Zeit; und an die Stelle der weggezogenen Familien sind auch wieder andere getreten, die, wenn sie sich einmal hier festgesetzt haben, den (sonst hier) herrschenden vornehmen Ton in den Gesellschaften schon wieder einführen werden. Bis hieher ist dieser freilich ein wenig gesunken, und man hört dermalen von dem sonst so häufigen Rollen der Equipagen, den Visiten und Karten-Abgeben nicht viel; der Druck der Zeit-Umstände hat Wagen und Bediente ziemlich zusammengeschmolzen. Der Hang zur Geselligkeit oder das gesellschaftliche Leben und Treiben hat sich aber bei den Clevern noch gar nicht verloren, wie dieses dir in meinem nächsten Briefe vielleicht besser klar werden soll. Jetzt nur entlaß mich in gewohnter Freundschaft und Frieden!

Dritter Brief.

Gesellschaftlicher Zustand in Cleve.

Cleve den 1sten Juni 1811.

Aus meiner hiesigen Lebens-Praxis habe ich die Bemerkung gezogen, lieber Freund, daß ein einmal angenommener Ton im geselligen Leben in einer Stadt von so geringem Umfange wie Cleve sehr geringe Abänderungen leide, wenn auch andere Personen, selbst andere Generationen an die Stelle der ausgestorbenen auf den gesellschaftlichen Schauplatz treten.

Als ich vor dreißig Jahren hieher kam, fand ich schon in den ersten Tagen meines Hierseyns Anlaß genug zu bemerken, daß der herrschende Ton Geselligkeit, Gastfreiheit, sey, und wer nur einmal der damaligen Sitte ein Genüge geleistet, und entweder zu Wagen oder zu Fuß vor dem Hause einer der angesehenen Familien dieser Stadt sich eingefunden und (oftmals auch nur) seinen auf einer Karte geschriebenen Namen hatte abgeben lassen, der konnte versichert seyn, nicht blos einen ähnlichen Gegenbesuch von dem Herrn des Hauses zu erhalten, sondern auch bald darauf von dieser Familie zur Tafel geladen oder doch wenigstens in ihren gesellschaftlichen Zirkel eingeführt zu werden. Was hätte also für einen fremden, Gesellschaft und Zerstreuung liebenden jungen Mann wohl angelegener seyn können, als sich durch eine baldige Befolgung jenes Modetones das Recht zum Genuß solcher Annehmlichkeiten an einem, an geselligen und ländlichen Vergnügungen so überreichen Ort, wie Cleve, zu erwerben? — Indessen dein Freund, dem dieses herrliche Leben vermöge seiner Verhältnisse und Familien-Verbindungen gleich nach seiner Ankunft in Cleve ebenfalls offen gestanden, hat dennoch von Anfang an wenig Gebrauch von demselben gemacht. Eine von Jugend an bei mir eingewurzelte Vorliebe zum stillen geräuschlosen Leben, und die entschiedene Abneigung gegen den gewöhnlichen Gesellschafts-Ton, der sich fast immer in Persiflage oder in langweiliges Kartenspiel aufzulösen pflegt, gaben mir sehr bald zu erkennen, daß ich mich selten in solchen Zirkeln an meiner Stelle befand; ich suchte ihm also, so viel es der Anstand nur immer erlaubte, auszuweichen, schlug häufig die an mich ergangenen Einladungen aus, und gab äußerst selten Karten und Vorfahrungs-Besuche zurück; ich bewirkte dadurch endlich, daß mir ein großer Theil dieser mir sonst verloren geschienenen Zeit glücklich gerettet und frei blieb,

und daß ich mich mehrentheils im Staude sah, mir selbst nach meinem Gefühle und Grundsätzen zu leben.

Diesen Verstoß gegen den sogenannten bon ton ließen freilich die Tongeber und Tongeberinnen der feinen Lebensart mir gar nicht passiren, sondern wußten ihn schon an Ort und Stelle bitter zu rügen; ich setzte mich aber nun einmal darüber hinweg, weil mir die wenigen Proben schon, die ich gleich anfangs vom hiesigen Gesellschafts-Tone erhielt, es zu schwer und fast unmöglich machten, den leidigen Geist der Persiflage abwesender, ja selbst oft anwesender Personen, der gewöhnlich darin hauset, ruhig ertragen zu können. Solche feine, und oft auch wohl unfeine Spöttereien waren damals leider die Kehrseiten der sonst so gastfreien und zuvorkommenden Gesellschaften in unserm Cleve, und obgleich der Tod so wie die politische Umwandlung der Stadt und des Landes fast alle Familien, die damals diese feine Gesellschaft gebildet, in den dreißig Jahren meines hiesigen Aufenthaltes gänzlich von hier weggerückt haben, so zweifle ich doch daran, daß es in diesem Punkte in unserm Cleve besser geworden, sondern die Zeit hat zwar, wie ich dir schon anfangs bemerkte, mit Personen gewechselt, das leidige Ding aber — Spötterei und bösen Leumund — hier auf der alten Stelle gelassen; letzterer insonderheit hat in den Büreaux einiger vornehmen Frauen und an ihren Toiletten seinen festen Sitz aufgeschlagen, und schießt mit boshafter Laune manche Pfeile auf ihren Nächsten herab! Würde dadurch nur nicht so mancher gute Name gemordet, oder doch wenigstens in einen so verrufenen Umlauf gebracht, daß er so leicht nicht wieder von dem (oft ganz unschuldigen) Opfer einer solchen muthwilligen Verläumdung weggewischt werden kann! Es würde ein leichtes seyn, dieses mit auffallenden Beispielen aus der neuesten Zeit zu belegen, wenn die damit verbundenen Umstände sich dir mit wenigen Worten hier erzählen und vortragen ließen; genug, auch

hier übt der weibliche Zungenwitz oft seine schreckliche Kunst an dem guten Namen des Nächsten, ohne auf Freunde oder Feinde zu sehen. Und es ist nur ein Glück; daß nicht alle Weiber und Mädchen unserer Clevischen feinen Welt solche gefährliche Waffen besitzen, oder doch wenigstens der Versuchung widerstehen können, einen so unedlen Gebrauch von ihnen zu machen! —

Um solchen bösen Klatschereien wo möglich zu entgehen und doch auch in den Gesellschaften nicht vor Langeweile zu sterben, war in denselben das gewöhnliche Ausfluchtsmittel das Spiel, und ist es, wie ich glaube, auch noch. Es wird aber leider! dabei nur gar zu oft eine Leidenschaft mit der andern vertauscht, und Prätensionen, Gewinnsucht und andere Suchten treten oft an die Stelle der Sucht der Verläumdung des Nächsten! Jedoch sind jene in ihren Folgen selten so gefährlich als diese, und also auch im gesellschaftlichen Leben unter beiden Uebeln eher zu tragen, zumal da der größere Theil der vornehmen Welt nun einmal einen geselligen Zeitvertreib will, selten aber Geistesstärke und Lust genug hat, den Gesellschafts-Ton auf geistige Quellen zu leiten, oder an gemeinnützigen Unterhaltungen ernsten Antheil zu nehmen.

Da der männliche Theil der Clevischen feinen Welt vormals durchgehends aus Geschäftsmännern bestand, denen jene Art geselliger Vergnügungen, wie die Café coiffées und die denen ähnliche Klatsch- und Spiel-Parthien, entweder zu fade oder mit zu vielen Umständen und Ceremonien verbunden vorkam; so gab dieses (freilich nicht mit Zustimmung der Clevischen Damen) Anlaß zur Stiftung einer besondern Societät, die eben vor meiner Hieherkunft ihr Daseyn erhalten. Diese Societät bestand aus dem angesehensten und wichtigsten Theil der Einwohner aus allen Ständen in Cleve, und ihre innere und äußere Einrichtung beruhte auf wohl überdachten Grundsätzen, daher sie sich der mannig-

faltigen Standes-Verschiedenheit ihrer Mitglieder ungeachtet sowohl in der Stadt als bei Auswärtigen immer in großem Ansehen erhielt. Es herrschte aber in der That auch darin ein äußerst anständiger Ton, auf vernünftige Freiheit und gegenseitige Achtung gegründet. Sie war für ältere Glieder und Beamten ein ihnen von selbst sich täglich nach Gefallen darbietender Vereinigungspunkt und eine wahre Erholung von ihren Geschäften; für junge Leute aber und für angehende Beamten konnte diese Societät ein heller Spiegel seyn, worin sie ihre Sitten prüfen und sie, wenn es dessen bedurfte, nach und nach abschleifen konnten, um sich dadurch den Anstand und diejenige Haltung in ihrem ganzen Wesen und Betragen zu erwerben, die vorzüglich dem Geschäftsmanne im öffentlichen Leben Ehre, Achtung und willige Folge verschafft. Denn alles vorlaute Wesen, welches bei großen gemischten Gesellschaften, wobei auch junge Leute oft zugezogen werden, so leicht überhand nimmt, war dennoch bei aller vernünftigen Freiheit aus dieser Societät völlig verbannt, weil die Verschiedenheit der Amts- und der Gesellschafts-Verhältnisse der Mitglieder gegen einander sie zu Rücksichten verband, die einer freimüthigen Bescheidenheit immer sehr förderlich waren. Es ließ sich daher auch nicht selten an Fremden, die in diese Gesellschaft eingeführt wurden, gleich mit Vergnügen wahrnehmen, wie sehr dieser gleich sichtbare anständige Gesellschafts-Ton ihre ganze Achtung und ihren Beifall erhielt; sie richteten sich gleich mit aller Bereitwilligkeit von selbst darnach, sie mochten seyn von welchem Stande sie wollten. Dieses zeigte sich sogar noch in jener merkwürdigen Freiheits- und Gleichheits-Epoche, welche in den Jahren 1794 bis 1797 in Cleve ihr Wesen und nicht selten auch ihr Unwesen trieb. Die stille Gegenwart oft auch nur eines einzigen Gliedes in den Versammlungszimmern der Societät schien dennoch dem wilden Krie-

ger und dem anspruchsvollen Kriegskommissair der damaligen Zeit immer eine solche Achtung einzuflößen, daß sie sich alles ungebundenen Betragens darin völlig enthielten und mitten in ihrem Toben, Trillern, Singen und Pfeifen aufhörten, sobald sie das Gesellschaftszimmer betraten. Noch stärker aber wirkte die geheime Macht dieses Anstandes in der Gesellschaft im Jahr 1798 bei einer besondern Gelegenheit, als eben die französische Regierungsform hier eingeführt ward.

Damals bestand die Societät noch aus lauter Personen von sogenanntem ancien Régime, nemlich aus preußischen Beamten und Mitgliedern der vorigen Zeit. Nun hatte das französische Directorium damals in den von Frankreich abhängigen Staaten alle ihrem Systeme gefährlich scheinende Clubbs oder sogenannte Sociétés populaires verboten, und weil die Clevische Societät dennoch in der Stadt nicht nur immer noch die große Societät hieß, sondern auch auf dem Schilde des Hauses mit goldenen Buchstaben den Titel: Clevische Societät, führte, so glaubte der erste französische Justiz-Beamte der damaligen Zeit gleich nach seiner Ankunft es seines Amtes zu seyn, das Innere dieser Societät zu seiner nähern Untersuchung zu ziehen. Er trat also eines Abends mit seinem Greffier unvermuthet ins Societätszimmer hinein und fand darin eine Gesellschaft von mehr als 30 Personen, die theils mit einem Gesellschaftsspiele, theils mit Lesen und zum Theil auch mit ruhiger Unterhaltung beschäftiget waren. Der französische Justiz-Beamte schien daher nicht wenig verlegen zu seyn, was er den anwesenden Gliedern zur Ursache seiner unvermutheten Erscheinung angeben sollte. Endlich ermannte er sich und fing an zu reden, indem er ihnen Allen „Au nom de la Loi" wegen der Führung des Namens: „Societät," den Arrest ankündigte. Man sah ihn mit stiller Verwunderung an, und als er ihnen zur Begründung seiner Erklärung das Decret du

Directoire gegen die Sociétés populaires vorhielt, so wurde ihm dagegen mit aller Freimüthigkeit die Bemerkung gemacht, daß mit dieser Societät nie ein politischer Zweck verbunden gewesen, sondern daß blos „gesellschaftliche Unterhaltung" der Grund ihrer Vereinigung sey, wovon er sich jetzt selbst bei seiner unerwarteten Erscheinung überzeugt haben werde; wenn aber der Name: Societät, ihn oder seinen Obern anstößig sey, so könnte dieses leicht abgeändert und ein anderer Name an dessen Stelle gebraucht werden.

Diesen Vorschlag ließ sich der Beamte gefallen, und nach einer kurzen Unterhaltung verließ er wieder die Gesellschaft, äußerst zufrieden und beruhigt über die innere Einrichtung derselben und über die Art, wie man sich darin gegen seine Person und seine Amts-Eigenschaft benommen, so daß er beim Weggehen jedem Mitgliede insbesondere die Hand drückte und in einer Art von Enthusiasmus ausrief: „Ja, Citoyens, wir sind hier allzumal Brüder und Freunde!"

Am folgenden Morgen wurde der Name Societät auf dem Schilde in „Cabinet-Littéraire" verändert und die Gesellschaft hatte nun von dieser Seite wohl Ruhe; doch zog ihr der im gemeinen Leben ihr immer gebliebene Name „Societät" nach der Hand noch einmal eine Anfrage der Staatspolizei über ihren Zweck und ihre innere Einrichtung zu, die auch sehr bald beruhigend beantwortet wurde.

Einige Jahre hernach, als das preußische Justiz-Collegium von hier nach Münster versetzt wurde, da verlor diese Societät nach dem Abzuge so vieler bedeutender Glieder ihren Halt und konnte nicht weiter bestehen, so sehr auch die an ihre Stelle getretenen französischen Beamten sich angelegen seyn ließen, ihr eine Fortdauer auf dem bisher so allgemein als vorzüglich und anständig anerkannten Fuße zu geben, sondern sie zerfiel in sich selbst und aus dem ansehnlichen Societätshause wurde zuletzt ein Gasthof gemacht.

Im Jahre 1808 suchte der zweite Präfekt unseres Arrondissements, von Keverberg, für das gesellschaftliche Leben und Weben der gebildeten Clevischen Welt eine neue Societät zu errichten und höhere Zwecke mit ihr zu verbinden, indem er ihr den Namen: „Société d'Agriculture et d'Émulation," beilegte und die Vornehmsten der Stadt nebst verschiedenen Auswärtigen und alle Maires der Communen seines Arrondissements zu Stammgliedern erwählte. Sie wurde auf herrliche Gesetze gegründet und solche gedruckt; sie wurde sogar mit der großen Société d'Agriculture et d'Encouragement zu Paris in Verbindung gesetzt und im zweiten Jahre ihres Daseyns wurden schon Preisfragen erlassen: „Ueber die Urbarmachung und Benutzung der in dem Clevischen Arrondissement noch wüste liegenden 70,000 Hectaren Landes." Es sind auch Preisschriften darüber eingesandt, solche aber, als die Frage nicht erschöpfend, einstweilen dem Vernehmen nach still bei Seite gelegt, ohne ein Resultat darüber kund werden zu lassen. Diese dreijährige Societät selbst aber scheint anjetzt auch schon wieder ihrem Ende nahe zu seyn, seitdem ihr Stifter und Beförderer der gedachte Unterpräfekt, von Keverberg, als Präfekt des Ober-Ems-Departements eine höhere Bestimmung erhielt. — Unsere vielen unwirthbaren Sandhügel werden also noch einige Zeit unangebaut liegen, bis einst ein neuer thätiger Genius für diese Gesellschaft erwacht! Ihr Plan war überhaupt zu hoch angelegt und konnte daher die Erwartungen durchaus nicht erfüllen, die sich der Stifter von ihr versprach. Er gab sich sonst in den beiden ersten Jahren ungemein viele Mühe, um ihr den nöthigen Schwung zu geben und besaß auch dazu Geist und hinreichende Kraft; es schien aber wohl an dem Geist und dem guten Willen vieler der übrigen Glieder zu liegen, daß er nicht Unterstützung genug fand. Er nahm sich daher auch

im letzten Jahre seines Hierseyns seiner Stiftung nicht weiter mit dem bisherigen Feuereifer an, und nun nach seiner Entfernung kann man sie vollends in Rücksicht ihres höhern Gesichtspunkts als eingeschlafen betrachten. Lebe wohl!

Vierter Brief.

Literarischer Zustand in Cleve.

Cleve den 19ten Juni 1811.

Cleve hat zwar von jeher manche gelehrte und erfahrne Geschäftsmänner hervorgebracht und in seinen Mauern gesehen, es hat deren vielleicht auch noch jetzt; aber eigentliche Literatoren und Schriftsteller von ausgebreitetem Rufe möchte es doch schwerlich aufweisen können. Von denen der ältern Zeit dir vieles zu sagen, ist, wie du weißt, gegen meinen gegenwärtigen Zweck, weil ich mich lediglich auf das Vormals und Jetzt meiner Zeit einschränken will.

Der Senior unter den Schriftstellern, die Cleve seit den letzten dreißig Jahren aufzuweisen hat, ist der vormalige Direktor des Gymnasiums, Maas, ein Gelehrter von Profession im eigentlichen Sinne des Wortes. Dieser würdige fast 80jährige Greis hat nicht nur eine große Zahl ausgezeichneter Schüler gebildet, die in der Folge sich als vorzügliche und zu den höchsten Ehrenstellen im Staate berufene Geschäftsmänner hervorgethan haben und die sein Andenken noch immer mit Mund und Herz verehren, sondern er hat sich auch in der gelehrten Welt durch mehrere, besonders pädagogische Abhandlungen bekannt gemacht; sein

Hauptwerk ist indessen meines Wissens eine Uebersetzung und Erläuterung der Beschreibung des Predigers Boibiene aus Mastricht über Palästina, ein historisch-antiquarisches Werk in 3 Bänden, womit er in ältern Zeiten schon sich bei Freunden der orientalischen Geschichte und Literatur Dank und Ehre erworben. Auch andern hat er unmittelbare Anleitung gegeben, die Schriftsteller-Bahn zu betreten, und vorzüglich den durch seine Schriften im Handlungs-Fache zu einer gewissen Celebrität sich gehobenen königlich preußischen Kammer-Sekretair Berghaus in Münster, der sich durch Maas allein hier zu einem Gelehrten gebildet und durch eisernen Fleiß und rühmliche Anstrengung sich große gelehrte Kenntniß erworben; nur hätten die beigedruckten Noten und Verbesserungen zu diesem Werke vor der Herausgabe hin und wieder wohl eine schärfere Umsicht des Verfassers verdient. Indessen hat dieser Mann doch durch seinen doppelten Buchhalter und durch andere ins Kameral- und Handlungs-Fach einschlagende Schriften sich den Beifall eines großen Theils des deutschen Lese- und Handels-Publikums glücklich errungen und nützliche Kenntnisse um sich zu verbreiten gewußt.

Ein anderer von Maasens Schülern, der hier aus Cleve gebürtige Kriegsrath Terlinden in Hamm, hat sich besonders im juristischen Fache als einen fruchtbaren Schriftsteller gezeigt und vorzüglich durch Systematisirung der preußischen und jetzt auch der französischen Gesetze und Gerichtsordnungen in verschiedenen Lehrbüchern den jungen zum Geschäfts-Dienste sich vorbereitenden Männern seines Faches vielen Nutzen geschafft.

Um jedoch noch einmal auf ihn selbst, den ehrwürdigen Maas, zurück zu kommen, so läßt sich jetzt von ihm nichts weiter sagen, als daß dieser ehemals so treffliche Schulmann gegenwärtig nur blos noch vegetirt und hier sein letztes, vielleicht sehr nahes Stündlein in tiefer Abgezogenheit und

Ruhe erwartet. Durch die von den Franzosen eingeführte neue Ordnung der Dinge ging sein Gymnasium völlig zu Grunde, und das französische Gouvernement suchte zwar, wie ich dir schon anderswo gesagt habe, vor einigen Jahren hier eine sogenannte Secondair-Schule auf ähnlichem Fuße zu errichten, wobei sich der Präfekt von Keverberg ungemein thätig bewies; allein der Staat gibt leider nichts zur Gründung solcher Einrichtungen her, sondern verlangt und erwartet es, daß die Communen, die er dazu authorisirt, sie ganz aus ihrem Privat-Vermögen erhalten sollen; die Mittel aber, die zur Erreichung dieser Absicht hier von der Lokal-Obrigkeit angewandt wurden, schienen so wenig zweckmäßig zur Förderung des Aufblühens der neuen Secondair-Schule zu seyn, daß sie schon in dem zweiten Jahre ihrer Errichtung aus Mangel an Unterstützung wieder eingehen mußte, und der erste Lehrer derselben sich glücklich schätzte, durch eine Polizei-Stelle zu einer andern Versorgung gelangen zu können.

Neben diesem schon wieder verschwundenen Institut finden sich zwar auch noch einige erträglich gute Primair-Schulen hier. Der wissenschaftliche Unterricht im höhern Tone muß aber nunmehr entweder durch Privat-Lehrer oder in den Lyceen nachgesucht werden, wovon sich in Bonn das nächste für Cleve befindet.

Ausser dem oft gedachten Ehren-Greis Maas und seinen beiden Zöglingen sind mir aus frühern Zeiten meines Hierseyns weiter keine Gelehrten bekannt, die in der Schriftsteller-Bahn sich einen Namen gemacht hätten; denn der im Jahre 1791 hier verstorbene und wegen seines Charakters und seiner literarischen Kenntnisse geschätzte Consistorial-Rath Baumann hat meines Wissens kein besonderes Werk von einiger Bedeutung geschrieben, wodurch sein Andenken von dieser Seite auf die Nachwelt gebracht wäre, man müßte dann eine kleine Sammlung von Predigten dahin-

rechnen, die seine Freunde nach seinem Tode zum Druck kommen ließen.

In neuern Zeiten erhielten wir an dem ersten Unter-Präfekten unseres Arrondissements, Dorsch, einen durch mehrere philosophische Schriften in der gelehrten Welt bereits bekannt gewordenen Mann, der seine literarische Muße während seiner hiesigen Verwaltung auch noch rühmlich angewandt hat, durch eine statistische Beschreibung unseres Roer-Departements, worin sich auch manches Interessante über unser Cleve angemerkt findet, und die überhaupt unter den zahlreichen Beschreibungen der besondern Departements des französischen Reichs leicht eine der vorzüglichsten ist; nur hat der Verfasser darin sich etwas zu tief über den botanischen Theil des Departements verbreitet und sich dadurch hin und wieder Tadler erweckt; im Uebrigen aber läßt es sich gewiß nicht verkennen, daß manche schöne Einrichtung und mancher treffliche Kopf unseres Departements darin ein verdientes Andenken findet.

Seit seiner Entfernung von hier hatten wir keinen Schriftsteller mehr in unsern Mauern, als den Baron von Spaen la Leeq, einen der holländischen Geschichte sehr kundigen Mann, welcher vor seiner Anstellung im vormaligen Königreich Holland als Oberherold des Reichs hier in seinem Wohnorte einen Theil seiner Muße anwandte, die Geschichte von Geldern zu schreiben, und bereits ein Paar Bände darüber hat ausgehen lassen. Die gegenwärtige Umgestaltung der Dinge wird freilich sein Werk sehr bald in die Reihe der antiquarischen setzen, insonderheit was den Zustand des beträchtlichen Adels dieser ehemals vorsitzenden Provinz der vereinigten Niederlande betrifft; es macht indessen diesem Mann Ehre, seine Zeit und seine Kenntnisse zur Aufhellung eines sehr nützlichen Gegenstandes für manche seiner Zeitgenossen zu widmen. Vor einigen Jahren machte derselbe schon einen Versuch in einer Zeitschrift etwas über

diese historische Materie zu schreiben, allein die holländische Tael oder Sprache, worin sie herauskam, und der jetzige Geist unserer Zeit waren wohl Schuld, daß diese Unternehmung keinen Fortgang genommen.

Nächst ihm hat auch vor einiger Zeit noch der hiesige Ober-Steuer-Einnehmer Sinsteden einige interessante Nachrichten über Malta im Druck ausgehen lassen, und auch noch ganz kürzlich seine Ideen über die Vereinigung der Hauptströme Deutschlands mit dem von Napoleon unternommenen großen Kanal, so wie auch über mehrere Gegenstände der Welt vor Augen gelegt, und der Tribunals-Richter Bachoven hat neulich auch eine deutsche Uebersetzung von dem französischen Code de Commerce geliefert; sonst aber sind mir jetzt keine Schriftsteller in Cleve weiter bekannt.

Doch kann ich nicht umhin, noch zweier hieher gekommener Personen zu gedenken, welche durch eine Verbindung, worin ihr Schicksal gestanden, und durch ihren gegenseitigen Federkrieg darüber eine politische Merkwürdigkeit für diese Zeit gehabt haben, — ich meine den vormaligen holländischen Contre-Admiral Story, welcher im Jahr 1801 die damals von ihm kommandirte holländische Flotte im Texel den Engländern übergab, und den See-Kapitain de Jonghe, der damals als Kommandeur eines Kriegsschiffs unter ihm diente; beide waren sie aus einerlei Ursache für immer aus ihrem Vaterlande verbannt. Der Admiral Story, weil er nach der Uebergabe der Flotte und nach seiner Rückkehr aus der englischen Gefangenschaft sich auf flüchtigen Fuß gesetzt hatte und ohne vorheriges sicheres Geleit sich seinen holländischen Richtern nicht darstellen wollte; der Kapitain de Jonghe aber, weil er nach seiner Rückkehr aus England sich wirklich dem Kriegsgericht unterwarf und durch das Urtheil desselben wegen Theilnahme an jener Uebergabe der Flotte,

aus Holland auf ewig, mit Schwenkung des Schwerts über sein Haupt, verbannt worden war.

Zufälligerweise, wie ich glaube, suchten und fanden sie beide ein Asyl in unserm an der holländischen Grenze gelegenen Cleve, und gaben sich alle Mühe, durch einige in Druck gegebene Schriften ihr Betragen vor dem Vaterlande und vor der übrigen urtheilenden Welt zu rechtfertigen, und die Schuld jener, sie und ihr Vaterland so sehr entehrenden Uebergabe der Flotte von sich abzulehnen, und sie gewissermaßen einer auf den andern zu schieben. Ob ihnen dieses gelungen sey, oder wer von beiden dabei das meiste Recht oder Unrecht auf seiner Seite gehabt habe, — der der englischen Sprache angeblich nicht mächtig gewesene Admiral oder sein Parlementair bei dieser Uebergabe der Flotte, der der englischen Sprache kundige See-Kapitain de Jonghe? gehört nicht vor meinen Richterstuhl; genug, das Schicksal hat selbst darüber entschieden, und denjenigen Mann zum Herrn ihres Vaterlandes gemacht, der ihnen beiden (ihrer anscheinenden Fehltritte ungeachtet gegen Hollands damaligen Alliirten, den französischen Staat) dennoch hier in seinem Lande einen sichern und freien Aufenthalt gab und ihnen wahrscheinlich auch die freie Rückkehr in das bißher für sie völlig verschlossen gewesene Vaterland wieder erlaubte. Story hat indessen dasselbe nicht wieder gesehen, sondern ist hier vor einigen Monaten gestorben; der Kapitain de Jonghe ist aber mit seiner Familie nunmehr dahin zurückgegangen und wird als ein kenntnißreicher praktischer Seemann die Lesewelt aus seinem jetzigen Museo vielleicht noch mit mehrern Bänden seiner Seereisen beschenken, deren interessante Erzählungsart den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt im vorigen Jahre dahinbrachte, einen angenehmen Auszug aus de Jonghes im Druck erschienenen beiden Reisen nach dem Cap und nach Norwegen, unter dem Titel: „Das Seeleben," in seiner Zeitschrift einrücken zu lassen.

Uebrigens hat es in Cleve von jeher Gesellschaften von Männern gegeben, welche durch Zeitschriften und Tageblätter literarische Kenntnisse und Nachrichten aller Art an das Publikum zu verbreiten gesucht haben; es kam sogar einst im Jahre 1765 hier eine mit dem encyklopädischen Journale zugleich herausgegebene Theater-Zeitung heraus, von denen unser nachherige deutsche Staatsmann und berühmte Staatsrechts-Schriftsteller Dohm damals Redakteur war. Alle diese Zeitschriften haben aber nicht lange bestanden; von dem im Anfange der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hieselbst herausgekommenen westphälischen Beobachter an bis zu dem Clevischen Anzeiger hinab, den ein gewisser Schauspieler Müller vor ein Paar Jahren hier unternahm, der aber nicht einmal das Alter eines Jahres erreichte. Auch fehlte es unserm Cleve zu seiner Zeit an politischen Zeitblättern nicht; insonderheit hatte vor der französischen Revolution der „Courier du Bas-Rhin," der hier herauskam, ein großes Ansehen und Gewicht unter allen seinen benachbarten Brüdern. Er hatte gewissermaßen einen offiziellen Charakter im preußischen Staate und stand unter strenger Censur, welche der König einem besondern Gliede der hiesigen Landes-Regierung übertrug. Der Redakteur dieser französischen Zeitung hieß Manzon, ein Pieмonteser von Geburt, ein angeblicher Freund der französischen Oekonomisten und Cinquets, und der auch mit dem Abbé und nachherigen Kardinal Maury, seinem Landsmann, sehr genau bekannt gewesen seyn wollte. Er war ein geistreicher Novellist, der aber zu oft seine Feder in bittern hämischen Spott tauchte und darüber mit seinem Censor und auch wohl mit andern Zeitungsschreibern oft in Fehden gerieth. Seine Darstellungsweise machte indessen ihn in Europa nicht wenig berühmt, so daß viele Jahre hindurch mit jedem Posttage mehrere Tausende seiner Zeitungsblätter von hier aus in alle Welt abgeschickt wurden.

Als sich die französischen Republikaner im Jahr 1792 unserm Lande zu nähern begannen, da hielt es Manzon, ein eifriger Vertheidiger des Königthums, für rathsamer, sich bei Zeiten von hier zu entfernen; er zog über den Rhein und setzte seit 1793 seinen Courier du Bas-Rhin zu Wesel fort bis an seinen Tod. Nach diesem zog sein Sohn nach Düsseldorf und setzte diese Zeitung unter eben dem Namen einige Jahre ebenfalls fort, jedoch mit minderm Ruhm und Bedeutung als sein verstorbener Vater; jetzt aber hat sie, wie ich glaube, auch schon ihr Ende, wie so viele ihrer Mitbrüder in dem politischen Umsturz der Dinge gefunden.

Was übrigens den hiesigen Zustand der Literatur im Allgemeinen betrifft, so glaube ich nach der seit mehrern Jahren darüber gemachten Beobachtung und Erfahrung hier bemerkt zu haben, daß im Ganzen genommen hier wenig Sinn für ernste Leserei, noch weniger aber für Anschaffung von Büchersammlungen sey. Man liebt hier eine wohlfeile Lektüre, und die hiesige Leihbibliothek erhielt sich in frühern Zeiten vorzüglich durch deutsche, in der jetzigen aber vielleicht noch durch französische Romane im Gang. Der Buchhandel hat niemals hier viel zu bedeuten gehabt und liegt in den neuesten Zeiten vollends darnieder, seitdem das vor kurzem herausgekommene kaiserliche Dekret über den Bücherverkehr, der für die Grenz-Provinzen des französischen Staates diesseits des Rheins statt haben soll, die auswärts gedruckten Bücher zwar hereinkommen läßt, jedoch nur entweder über Mainz oder über Köln, und nachdem sie vorher bei dem Douanen-Büreau nach Pfunden bezahlt und hiernächst nach dem Hauptorte des Departements eingesandt sind, um sich vorab die Approbation des Präfekten und der dort angestellten Bücher-Censoren zu ihrer Zulassung zu holen. Nach ausländischen Büchern ist also, wie sich von selbst versteht, nicht viele Nachfrage mehr und die wohlgemeinte Absicht der Pariser Buchhändler und Gelehrten, „uns

deutschen Grenzbürgern des französischen Staates nicht weiter von den gedruckten Grillenfängereien anderer Nationen den Kopf anfüllen zu lassen," wird in der künftigen Generation vermuthlich erreicht; denn neue Büchersammlungen aus anderer, als aus der französischen Sprache, werden bei der gegenwärtigen Lage der Sache in Zukunft schwerlich weiter entstehen. Der jetzige Geschäftsgelehrte, besonders der von der richtenden Klasse, hat wahrlich genug zu thun bei seinem mehrentheils sehr mäßigen Solde, sich die täglich immer mehr sich anhäufenden Werke seines Faches anzuschaffen, ohne an andere Werke denken zu dürfen; und der Bücher-Liebhaber, dem der französische Geist und Geschmack nicht allein zusagt, verliert zur Anschaffung anderer Geisteswerke wegen des damit verbundenen großen politischen Zwangs alle Lust; er muß sich damit begnügen, zu Zeiten noch eines oder das andere aus denen zur Auction gekommenen und oft nicht unbedeutenden Büchersammlungen der von hier weggezogenen preußischen Räthe und Beamten erstehen zu können; das meiste aber davon wird mehrentheils für ein Spottgeld verkauft, oder von den Höckern sogar oft nach dem Gewicht angeschafft; Werke, die manchen Mann von großem Geistesgewicht oft seine ganze Lebenszeit mögen beschäftiget haben!

Die letzte Büchersammlung von Bedeutung, welche im vorigen Jahre hier öffentlich verkauft worden ist, war der Bücher-Nachlaß des verstorbenen Professoris Medicinae Beuth, eines Sammlers im eigentlichen Sinne des Wortes; und den Maaßstab des jetzigen Werthes der Bücher in unserm Cleve wirst du schon daraus abnehmen können, wenn ich dir sage, daß auf dieser Auction die vorgekommenen ersten 72 Bände der Kründtzschen Encyklopädie für 21 Rthlr. verkauft worden sind; andere nach dem Ladenpreise über 60 Rthlr. an Werth liefen nur 8 Rthlr. und so fort. Der Verstorbene hinterließ auch eine ansehnliche Sammlung Conchylien

und mathematischer und optischer Instrumente, die auch hier für ein Geringes verkauft worden sind; die ansehnliche Kupferstich-Sammlung aber, worunter alle Originalblätter von Dürer gewesen seyn sollen, desgleichen seine hinterlassenen Gemälde hat seine Familie nicht zum Verkauf kommen lassen.

Jetzt findet sich meines Wissens keine etwas bedeutende Bücher- und Kunstsammlung hier, es möchte denn diejenige des hier wohnenden ehemaligen Stifts-Seniors Kopstadt aus Halberstadt seyn, die nach dem Urtheile mehrerer Kenner nicht unbeträchtlich seyn soll, und seine Gemälde- und Kupferstich-Sammlung mit Geschmack gewählt; man rühmt auch die Willfährigkeit dieses Mannes einem jeden, der es wünscht, seinen Büchersaal, worin sich manche klassische Werke befinden, gerne zu öffnen.

Du siehst hieraus, wie ich glaube, lieber Freund, auf welcher Höhe sich gegenwärtig unser wissenschaftlicher Zustand in Cleve befindet! Ich überlasse dir jetzt die Anwendung selbst. Lebe wohl!

Fünfter Brief.

Oeffentliche Vergnügungen in Cleve.

Cleve den 1sten Juli 1811.

Es ist leicht zu denken, lieber Freund, daß es einer Stadt wie Cleve, so wie ich sie dir im zweiten Briefe geschildert habe, an öffentlichen Vergnügungen mancherlei Art wohl nie gefehlt haben könne. Freilich durfte sie mit ihren 6000 Einwohnern nicht diejenige Aufmerksamkeit der herumreisenden Künstler und Virtuosen erwarten, die grös-

sern und volkreichern Städten zu Theil werden muß; sie wurde jedoch gewiß auch nicht ganz übergangen, sondern die nach Holland reisenden, oder von da sich nach Deutschland begebenden Artisten aller Art suchten in Cleve gewöhnlich Rasttag zu halten und uns bei dieser Gelegenheit ihre Talente und Kunstwerke, erga condignum, zu zeigen und zogen dann in der Regel zufrieden mit der Aufnahme, die sie bei dem hiesigen Publikum gefunden, weiter ihre Straße.

Es hat uns also in der Zeit meines Hierseyns nicht an durchziehenden Riesen und Zwergen, an Löwen, Straußen und Murmelthieren gefehlt; auch gingen merkwürdige Kunstwerke, z. B. Müllers redende Maschine, Bäschützens elektrischer Apparat, Luftballons, Phantasmagorien und noch in den neuesten Zeiten Stephanie mit seiner unsichtbaren Schönen unsern Thoren gar nicht vorbei; sogar hat letzterer uns Clevern hier sein ganzes Geheimniß in drei besondern Vorlesungen enthüllt, und uns seine Tochter, ein zwölfjähriges jedoch schon sehr kluges Mädchen, als die Unsichtbare dargestellt, welche durch wohlgeleitete Röhren in einem andern Zimmer oder in einem sonst verborgenen Winkel die Fragen der Neugierigen vernahm und durch eben diesen Weg gewöhnlich eine passende Antwort ertheilte.

Auch die Musik hat von jeher in Cleve eine rühmliche Aufnahme gefunden. Als ich vor 30 Jahren hieher kam, hatte jährlich ein brillantes Winter-Konzert statt, welches unter der Direktion eines gewissen Boutmy, eines ausgezeichneten Tonkünstlers, stand, der in frühern Jahren schon eine sehr deutliche Anweisung zum General-Baß in französischer Sprache herausgegeben und also vollkommen im Stande war, einem Konzerte vorzustehen, welches Achtung verdiente. Unter seiner Direktion vereinigten sich gern sowohl die Künstler von Profession als die hiesigen Dilettanten und ließen ihr Licht darin leuchten, und alles, was in Cleve zum bon ton gehörte, nahm Antheil daran. Freilich wurde dieses

brillante Konzert durch das Getreibe mancher jungen Leute und Knaben und durch das unharmonische Geschnatter mancher schwatzsüchtigen Schönen während des Spielens oft dermaßen brugant und zu einem solchen Lärm- und Klatsch-Konzerte herabgewürdigt, daß dieses Unwesen damals, leider! nur gar zu oft den reinen Genuß des stillen Zuhörers gestört hat!

Uebrigens wurden die durchreisenden Virtuosen gewöhnlich hier, wie gesagt, wohl aufgenommen und konnten auf Beifall und reichliche Einnahme bei ihren Kunstübungen rechnen, daher sie oft länger hier weilten und zu mehrern Wiederholungen Anlaß und Unterstützung genug fanden; wie dieses in frühern Zeiten unter andern mit dem großen Violinisten der damaligen Zeit, Ritter Esser, und mit dem Bassisten Rakeman, desgleichen auch mit dem großen Orgelspieler, Abt Vogler, und der blinden Harmonika-Spielerin, Marianna Kirchgeßner, der Fall war; alle sind sie zufrieden mit dem Kunstsinne der Clever und mit der Würdigung ihrer Talente; ihre Straße weiter gezogen.

In neuern Zeiten trieb zwar der Revolutionskrieg die mehresten Künstler von unserer Grenze hinweg; der Sinn aber für die Tonkunst hatte sich hier so wenig verloren, daß in den Jahren 1792 und 1793 hier sogar noch zwei besondere Konzerte neben einander bestanden, welche zwar in den beiden folgenden Schreckensjahren eine völlige Störung erlitten, allein mit dem Jahre 1796, nach der Entfernung des ersten Kriegsgetümmels aus dieser Gegend, sich von neuem wieder erhoben und in der guten Ausführung mit einander zu wetteifern suchten, wobei das jüngere Konzert vor dem alten den Vorsprung gewann, so lange sich ein gewisser Referendair Jonas, ein talentvoller Schüler von Fasch in Berlin, an der Spitze befand. Nach seiner Abreise nach Warschau hätte das ältere Boutmysche Konzert sich vielleicht wieder zu seiner vorigen Höhe emporheben

können, wenn nicht die damals hier herrschende Verschiedenheit der politischen Meinungen solches zuweilen zu einem zufälligen Tummelplatze des Parteisinnes gemacht hätte. So erinnere ich mich noch sehr wohl eines Vorgangs in einem der letztern Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo ein republikanischer Beamter einst einigen Damen in einem öffentlichen sehr zahlreichen Konzerte mit allem amtlichen Ernste die dreifarbige Kokarde präsentirte, um dadurch ihre ihm verdächtig gemachten Gesinnungen gegen die Republik auf die Kapelle zu bringen. Dieser besondere Vorfall hatte indessen doch keine weitere Folgen, und als es nun vollends im Jahr 1798 entschieden war, was Cleve künftig seyn sollte, so ging es dennoch mit dieser herrlichen Sinnenbelustigung so lange seinen vorigen lebhaften Gang, bis der größte Theil der preußischen Räthe und Beamten von hier zog; da schien die Musik auch hier einen solchen Stoß zu bekommen, daß von dieser Zeit an sich hier nur ein öffentliches Konzert erhalten konnte, wofür jedoch von dem Pächter des ehemaligen Societäts-Hauses ein neuer Saal eingerichtet und mit den übrigen Vergnügungen Clevens, den Bällen, Resourcen und Maskeraden in Verbindung gesetzt wurde. Und diese Anstalt bestehet auch noch, nur hat dieses Konzert von seinem vorigen Rufe vieles verloren; denn in eben dieser Zeit ging der Tonkunst durch die Veranstaltung des vormaligen Präfekten von Keverberg an einem andern Orte hier ein neuer Stern auf, da dieser für die Kunst und Wissenschaften wahrhaft thätige Mann in Verbindung mit dem Herrn Thomä, einem vorzüglichen Tonkünstler aus der Boutmyschen und nachher aus der Türkischen Schule, unter einigen Familien und Dilettanten einen musikalischen Verein stiftete, dessen erste Grundregel war, daß keine Familie darin eine Aufnahme erhielt, wenn nicht wenigstens ein Glied derselben zu den Dilettanten gehörte. Die strenge Befolgung dieses Grundsatzes bildete

unter der Leitung des eben gedachten trefflichen und für die Kunst unermüdsamen Virtuosen bald eine solche Gesellschaft junger Freunde und Freundinnen der Kunst, die durch angestrengte Uebungen sich im Stande fanden, Stücke wie die Glocke von Schiller, das Stabat Mater von Pergolisi, den Tod Jesu von Graun und die Schöpfung von Haydn mit vieler Präcision und mit einem Geiste zu geben, der ihnen hier großen Beifall erwarb und ihrem Bildner zur wahren Ehre gereichte. Diese Anstrengung des musikalischen Vereins hatte indessen freilich die Folge, daß das vorgedachte gewöhnliche Winter-Konzert, wie gesagt, seine Bedeutung verlor und gleichsam verstummte.

Doch nicht blos Polyhymnia, sondern auch Thalia war unserm Cleve fast zu jeder Zeit hold; nur hatte das Döbbelinische Theater-Monopol in den preußischen Staaten in der ersten Zeit meines Hierseyns für Cleve die nachtheilige Folge, daß sie eben nicht viele günstige Blicke von ihr bekam. Es fanden sich aber doch noch zuweilen einige deutsche und italienische Schauspieler-Gesellschaften hier ein und wagten es, vermuthlich ungefragt, in unserer an dem äußersten Ende der Monarchie gelegenen Stadt einzusprechen und uns einige Wochen hindurch Vorstellungen zu geben. Nach Friedrichs Tode hob sein Nachfolger, der in der That sehr gütige König Friedrich Wilhelm der Zweite, das verhaßte und mißgünstige Döbbelinische Privilegium (für die entfernten Provinzen des Reichs wenigstens) auf, und nun war blos der Mangel eines schicklichen Lokals daran schuld, daß wir nicht öfter den angenehmen Genuß dieses geistvollen Vergnügens erhielten. Das grausende Schauspiel der Revolution verscheuchte nun die fröhlichen Kinder Thaliens mehrere Jahre auch völlig von hier; sobald aber Cleve wieder eine bestimmte Verfassung erhielt, da klopften diese Kinder der freundlichen Muse bei uns auch wieder häufiger an, und hatten sich fast jedesmal einer guten und dankbaren Aufnahme hier zu erfreuen.

So sahen wir zu verschiedenen Zeiten und oft mehr als einmal im Jahre die Badewitzsche, Böhmische und Schirmersche Schauspieler-Gesellschaft hier, und alle diese zogen nach einigen Monaten, mehrentheils mit Cleve zufrieden, wieder hinweg. Freilich sahen sie sich zuweilen nach ihrer Meinung für ihre Anstrengungen nicht hinreichend belohnt; doch haben in neuern Zeiten die Schirmersche und Wolffische Gesellschaften in diesem Punkt über Cleve ihre Zufriedenheit mehrmals offen geäußert. Auch wurde ihnen ihr Spiel vor einigen Jahren durch Einrichtung eines ordentlichen Schauspiel-Saales nicht wenig erleichtert, wozu ein besonderer Verein von Freunden des Schauspiels die Kosten herzugeben beschloß, und durch die Beförderung dieses angenehmen Vergnügens den gerechten Dank der Clever verdiente. Denn es geht nunmehr selten ein Jahr vorbei, daß sie nicht einige Wochen des Schauspiels genießen, und ist dieses nicht da, so machen sich einige Familien und Personen aus der angesehenen und gebildeten Klasse der Stadt in ihren gesellschaftlichen Kreisen zuweilen dieses Vergnügen, woran sie auch andere Freunde der Kunst mit Theil nehmen lassen.

Auch ist noch eine Gesellschaft von sogenannten Theater-Liebhabern hier, welche in Abwesenheit ordentlicher Schauspieler-Gesellschaften durch Aufführung mehrerer Stücke ihr Licht vor dem Publikum leuchten zu lassen versuchen; allein sie stehen noch ziemlich fern vom Parnaß und ihre Darstellungen sind noch viel zu grotesk, um Anspruch auf den Beifall gebildeter Zuschauer machen zu können; doch ist es ihr Trost, daß auch sie noch ihr Publikum haben.

Andere Belustigungen und öffentliche Volks-Feste übergehe ich hier, weil sie gewöhnlich zu den Gelegenheits-Festen gehören, woran es auch uns hier in Cleve nicht fehlt; z. B. an Banquets civiques, Cocagnes und Weitrennen zu Pferd und zu Fuß. Nur muß ich doch noch der feierlichen Ausstattung unserer Rosen-Mädchen gedenken, weil diese

Feierlichkeit nach der Verordnung Napoleons mit jedem Jahre an seinem Krönungstage in allen Hauptstädten des Reichs wiederkehrend ist. Die höhere Tendenz dieser Sitte, welche von einem angeblich zu Salency in der Picardie vor alten Zeiten jährlich gefeierten Landfeste herrühren soll, ist, wie du weißt, eine öffentliche und feierliche Erklärung der Hausväter einer Stadt- oder Landgemeinde, daß ein gewisses Mädchen oder eine Jungfrau aus ihrer Mitte, weß Standes sie auch sey, durch ihre hervorragenden häuslichen Tugenden vor allen übrigen Jungfrauen und Mädchen dieser Commune sich ausgezeichnet und durch dieses musterhafte Betragen sich des öffentlichen Dankes der ganzen Gemeinde mittelst einer feierlichen Bekrönung mit Rosen würdig gemacht habe. Billig müßte also eine solche zum National-Feste erhobene Handlung im Mai eines jeden Jahres feierlich begangen werden; da man aber der Tugend zu jeder Zeit des Jahres huldigen kann, so lassen sich allenfalls auch noch schöne Herbst- und Winter-Rosen zu einem Kranze für sie finden. Die Haupt-Angelegenheit selbst aber, die Ausfindung derjenigen, die dessen am würdigsten ist, möchte in einer Gemeinde von geringem Umfange oft schon schwierig genug seyn, geschweige denn in einer volkreichen Stadt, worin sich vielleicht mehrere hundert Mädchen und Jungfrauen finden, welche um den Ehrenkranz zu ringen berechtiget sind. Diese Schwierigkeit wird dadurch vergrößert, daß grade die uneigennützigste und ächteste, mithin auch die verdienstlichste Tugend gewöhnlich im Stillen wirksam ist, ohne nach Auszeichnung zu streben, und daß es daher ein äußerst mühsames Geschäft für die Vorstände einer Gemeinde seyn müsse, eine richtige unpartheiische Wahl unter ihren Jungfrauen zu treffen, weil dieses eine ganz eigene Aufmerksamkeit auf das häusliche Wesen und Treiben derselben voraussetzt, welche zur Erfüllung des wahren Zwecks das ganze Jahr hindurch in einer solchen Gemeinde, eben so

sehr im Verborgenen, als durch öffentlich bekannt gemachte Mittel und Wege, gespannet seyn muß; daher diese an sich sehr lobenswürdige und folgenreiche Einrichtung für die jungen Bürgerinnen einer Gemeinde allerdings wohl eben so sehr eines geheimen Ephorats über das sittlich-gute Betragen aller darin lebenden Jungfrauen und Mädchen bedürfte, als solches bei uns Deutschen in den alten Zeiten über das sittlich-schlechte Betragen der Bürger durch die fameusen und zu sehr verschrienen Vehmgerichte eingeführt war. Die Ausübung eines solchen Ephorats würde aber nicht allein einen Verein von Männern in der Gemeinde erfordern, von Kopf und Herz in allem Betracht, sondern auch gewisse vorher bestimmte Vorschriften und Grundregeln nothwendig machen, um bei der Konkurrenz so vieler Personen den höchsten Grad des Verdienstes festsetzen und solchem nach bei der Austheilung des Ehrenkranzes eben so einstimmig als unpartheiisch verfahren zu können. Da dieses aber in unserer sublunarischen Welt immer nur fromme Wünsche sind und es bleiben, weil es in meinen Augen darin fast eine moralische Unmöglichkeit ist, eine solche unpartheiische Uebereinstimmung bei den zu Richtern bestellten Personen zu erwarten, welche selten hierin einerlei Ansichten und Beweggründe haben: so kannst du leicht denken, daß man in der Befolgung der kaiserlichen Verordnung bei diesem National-Feste hier und wohl überall im ganzen Reiche mit einem quid pro quo um so mehr zufrieden seyn müsse, da nach eben dieser Verordnung dem erwählten Rosen-Mädchen am Krönungstage nicht blos eine Rose gegeben, sondern ihr auch noch eine baare Summe von 600 Franks aus der Gemeinde-Kässe ausbezahlt werden soll. Dieser letzte Punkt verändert die ganze Sache und macht daraus ein Ziel, wornach nur Jungfrauen aus der mittlern oder der bedürfenden Klasse der Staatsbürger trachten und sich auf die Liste der Bewerberinnen um die Rose mit den goldnen

Blättern, entweder einschreiben lassen oder von ihren Gönnern und Fürsprechern im Gemeinderath darauf hingesetzt werden, ohne die häuslichen Vorzüge und Tugenden anderer Jungfrauen und Mädchen aus der vornehmen und vermögenden Klasse dabei weiter in besondere Erwägung zu ziehen.

Nur jene werden also auf eine besondere Liste gebracht, und der Gemeinderath oder die Väter der Stadt wählen einige Tage vor dem Feste durch die Mehrheit der Stimmen diejenige aus, welche für dieses Jahr den Namen des Rosen-Mädchens der Gemeinde erhalten und mit den 600 Franken beglückt werden soll. Es werden ihr zu gleicher Zeit zwei andere Mädchen (gewöhnlich die Kandidatinnen der künftigen Rose) durch eben diese Wahl als Begleiterinnen zur Seite gegeben, und von allen diesen Jungfrauen zu ihrer Qualifikation, so viel mir bewußt ist, nichts weiter verlangt, als daß sie ihren Fuß in Ehren gehalten und in dem Ruf eines unbescholtenen Wandels und einer äußern jungfräulichen Sittsamkeit stehen. Strengere Beweise besonderer häuslicher Tugenden verlangt man hier nicht, weil dieses die Väter der Stadt und der Gemeinde unstreitig zu weit führen würde.

Um aber doch einem solchen Feste nach dem bekannten französischen Geiste und Sinne allen äußern Glanz und Anstand zu geben, versammlet sich an dem bestimmten Tage der Gemeinderath nebst allen in der Stadt befindlichen Beamten des Staats auf dem Gemeindehause der Stadt; das bestimmte Rosen-Mädchen wird feierlich aus seiner Wohnung geholt, am Arm des vornehmsten Beamten des Zugs und unter Begleitung aller übrigen Beamten, sowohl vom Civil- als Militair-Stande, in die Hauptkirche zum Empfange des Segens und hiernächst in Prozession nach dem Gemeindehause mit ihren Neben-Rosen geführt; hier wird

sie von dem Maire der Stadt förmlich als das Rosen-Mädchen der Commune proklamirt, der Tugend und jungfräulichen Sittsamkeit werden feierliche Lobreden gehalten, der Erwählten zum Lohn ihrer Tugend die aus kaiserlicher Munificenz bestimmte Summe von 600 Franken aus der Gemeinde-Kasse überreicht und das Fest mit einem großen öffentlichen Gastmahle oder Banquet civique, dem Rosen-Mädchen zu Ehre, beschlossen.

So, lieber Freund, wird dieses Rosenfest anjetzt bei uns gefeiert, und der damit verbundene Glanz, vorzüglich aber doch wohl die Umlegung der Rose mit so schönen goldnen Napoleons dienen freilich dazu, dasselbe für's Publikum bedeutend zu machen, und vor allem den Tag zu erheben, an welchem Napoleon sich die Kaiserkrone Frankreichs aufsetzte. Für die Hauptperson dieses Festes, die erwählte Rosen-Jungfrau, hat es aber doch nicht jenen moralisch-politischen Werth, den sie ihm beilegen könnte, wenn diese in der That nicht geringe Auszeichnung vor den übrigen Jungfrauen einer Gemeinde ihr das unbestrittene oder doch wenigstens von allen kompetenten Richtern dafür anerkannte Zeugniß beilegen würde, daß sie wirklich nun auch die Krone unter ihren Mitschwestern sey! Es liegt dieses offenbar nicht in der Absicht der Väter der Stadt, die ihr durch diese Wahl diese Auszeichnung gaben, sondern diese Männer wollen dadurch, wie gesagt, hauptsächlich nur einem ehrlichen unbescholtenen Mädchen ihrer Gemeinde, das bei ihnen darum ansucht oder durch Gunst und Fürsprache dazu gelangt, nach der kaiserlichen Vorschrift zu einem bestimmten Brautschatze verhelfen und ihr zugleich ein Reitzmittel geben, ihren öffentlich erklärten unbescholtenen Ruf ferner unbefleckt zu erhalten. Wohl ihr, wenn sie dieses thut und durch Wachsen und Zunehmen in häuslicher Tugend sich des bewiesenen Zutrauens der Wähler ihrer Gemeinde immer sucht würdig zu machen!

Ich breche hier ab, lieber Freund! Du hast auch damit schon genug, um dir einen hinreichenden Begriff von dem Vormals und Jetzt unserer öffentlichen Vergnügungen und Volksfeste zu machen.

Sechster Brief.

Armen-Wesen in Cleve.

Cleve den 15ten Juli 1811.

Es wäre mir sehr angenehm, lieber Freund, wenn ich dir, deinem Wunsche gemäß, etwas Zuverlässiges über den Zustand unserer Armen-Anstalten in Cleve mittheilen könnte; ich war aber nie Mitglied der hiesigen Armen-Verwaltung, obgleich mir dieser für unsere Stadt gewiß nicht unbedeutende Gegenstand niemals gleichgültig war; du mußt dich also mit den Erkundigungen, die ich hierüber bei andern einzog, begnügen. Diese stimmen alle darin überein, daß es den Clevern in ältern Zeiten an milden Anstalten und Hülfsmitteln zum Besten der Armuth gar nicht gefehlt; im Gegentheil schienen ihrer mehr vorhanden zu seyn, als es dem Arbeitssinne des gemeinen Mannes frommte, der doch gewöhnlich auf solche Anstalten die nächsten Ansprüche hat. Denn hier fand sich nicht nur ein sogenannter Armenhof, der vorzüglich dazu bestimmt war, alle preßhafte oder verarmte Personen beiderlei Geschlechts darin aufzunehmen, und für ihre Pflege bis an ihr Lebens-Ende zu sorgen, sondern es war auch ein Waisenhaus hier, welches aber seines (angeblich) nicht unbeträchtlichen Fonds ungeachtet, bei meinem Hierseyn wenigstens, sich mit der Aufnahme und Erziehung

armer Waisen dieser Stadt unmittelbar niemals viel beschäftiget hat, sondern es wurde von Seiten der Waisen-Direktion für diensamer gehalten, solche Waisen der Stadt bei Privatpersonen unterzubringen oder nach hiesiger Mundart: bestadigen zu lassen. Ferner wurden von Seiten des Magistrats zum Unterhalt unseres Armen-Standes hier monatlich öffentliche Stadt-Kollekten gehalten, wobei die Glieder des Magistrats selbst jederzeit die öffentlichen Einsammler waren.

Zu gleichem Zweck hatte aber auch jede der hiesigen drei Glaubens-Gemeinden ihren besondern Armen-Vorstand, oder ihre sogenannten Diaconien, deren Glieder das Amt der Einsammlung der milden Beiträge an den Kirchthüren und in den Häusern der Glaubensgenossen über sich hatten; worunter vorzüglich die reformirte Diaconie beträchtliche Kapitalien und viele 100 Rthlr. im Jahr betragende Einnahme-Fonds besaß, die aus ansehnlichen Vermächtnissen gottseliger Glaubensgenossen ihrer Gemeinde herrühren sollen.

Auch erhielt die hiesige Gemeinde der Augsburgischen Konfession in neuern Zeiten schon Anlaß, auf gleiche Weise einen ähnlichen Kapital-Fond so nach und nach für ihre Armen zu gründen. Nur mit dem besondern Armen-Fond der römisch-katholischen Gemeinde sahe es, wie ich glaube, nicht so vortheilhaft aus, weil diese Gemeinde, obgleich bei weitem die zahlreichste in der Stadt, dennoch mehrentheils nur aus Familien vom Mittelstande der Bürger, und dem unvermögenden Theil der Einwohner bestand, und daher sehr viele Armen unter sich hatte, die vorzüglich aus den Kollekten der Stadt ihren Unterhalt erhielten. Indessen wurde doch auch der Hunger einer großen Zahl ihrer Glaubens-Brüder durch die täglichen Austheilungen der hiesigen Kapuziner gestillt, indem diese von allem Privat-Eigenthum an sich selbst ganz entblößten heiligen Väter dennoch von ihren wohlhabenden Glaubensgenossen aus der Stadt und vorzüg-

lich vom Lande mit Lebensbedürfnissen aller Art so reichlich versehen wurden, daß sie den Armen täglich ihre übrigen Brocken, ja sogar mehrmalen in der Woche frische Suppe und Gemüse konnten zufließen lassen, wie ich als fünfjähriger Augenzeuge und nächster Nachbar ihres Klosters ihnen diese täglich bewiesene Mildthätigkeit zur Steuer der Wahrheit nachrühmen muß; wodurch also die Versorgung der Armen bei den katholischen Glaubensgenossen mit der Versorgung der Armen der übrigen Konfessionen gewissermaßen wieder ins Gleichgewicht kam.

Aus dieser Aufzählung der hiesigen Hülfsmittel für die Armen wird es dir klar, lieber Freund, daß hier kein Nothleidender in Gefahr stand zu hungern, geschweige denn zu verhungern; vielmehr gereichte ihnen die Leichtigkeit, ihr tägliches Brod zu erhalten, wie gesagt, zum Unglücke, und erstickte, leider! den Trieb zur Arbeitsamkeit und zum Erwerb ihres täglichen Brods in ihnen; denn der größere Theil dieser Armen fand seinen Tisch stets bei den Kapuzinern täglich gedeckt, und nach Tische ging er vermöge seines Rechtes als Clever gewöhnlich in den städtischen Wald, um sich sein nöthiges Brennholz zu holen; was brauchte er also zur täglichen Nahrung und Nothdurft wohl mehr?! Eben dieses wohlfeile Brod war vorzüglich wohl Schuld, daß selten eine Fabrik-Unternehmung hier aufkommen konnte; denn wenn es sich traf, daß einer der Armen an jenen Hülfsmitteln nicht Theil nehmen konnte, so legte der Faule sich lieber aufs Betteln, als daß er sein Brod mit Arbeiten zu verdienen gesucht hätte.

Dieser Betteltrieb nahm in dem ersten Jahrzehend meines Hierseyns dermaßen zu, daß der Magistrat, um diesem Unwesen zu steuern, im Jahre 1788 bei dem damaligen König Friedrich Wilhelm dem II. um das Münzgebäude anzuhalten, und daraus ein öffentliches Arbeitshaus für solche

arbeitsscheue Bettler und heimathslose Herumstreicher einzurichten beschloß.

Der liberale König schenkte der Stadt auch dieses Gebäude zu dem angegebenen Behuf, und nun wurde dasselbe von dem Magistrate zu einem Stadt-Arbeitshause förmlich eingeweiht, und zuvörderst alle monatliche Beiträge und sonstige Armen-Fonds, die nicht einer besondern Religionsgemeinde gehörten, als Grund-Einnahme-Fonds dahin überwiesen, eine aus allen dreien Konfessionen bestehende Direktion dieser gemeinnützigen Anstalt niedergesetzt, und um sie auf einmal in Schwung zu bringen, eine Unterschrift unter den Vermögenden der Stadt veranlaßt, wornach sich der Unterzeichner verbindlich machte, zur Bestreitung der ersten Einrichtung dieses neuen Arbeitshauses für das erste Jahr einen ausserordentlichen Beitrag zu geben, wogegen die Direktion die Versicherung ertheilte, daß diese Anstalt in den folgenden Jahren durch die gewöhnlichen Beiträge und übrigen dahin überwiesenen Fonds mit den darin zu veranlassenden Arbeiten der in diesem Arbeitshause gebrachten arbeitslosen Bettler und Herumstreicher, sich selbst erhalten und die Stadt zugleich von aller Straßenbettelei gesäubert und befreit werden sollte. Die Subscription fiel hierauf so ansehnlich aus, daß die Direktion unter sehr günstigen Aussichten die versprochene Arbeitsanstalt anheben konnte; durch ihre Bemühungen verschwand der Straßenbettel in kurzer Zeit; die arbeitsfähigen Armen der Stadt aus allen Konfessionen wurden unter der Leitung besonderer dazu angenommener Meister in Arbeit gesetzt, die Müßiggänger und Straßenbettler zur Arbeit genöthigt, die erklärten Taugenichtse aber nach Wesel zur Zuchthaus-Arbeit abgegeben, und auf diese Weise das Werk in vollen Gang gebracht.

Im zweiten Jahre versuchte die Direktion ähnliche Beiträge, wie die des ersten Jahres, von den Unterzeichnern zu erwirken, und richtete ihre Anträge darnach ein. Die erste

Aufforderung derselben lautete aber zu bestimmt und ausdrücklich: „nur auf ein einzelnes Jahr, um diese gemeinnützige Anstalt vorerst in Schwung zu bringen;“ daher sich viele Unterzeichner dadurch zu Anstrengungen in ihren Beiträgen bewogen gefunden, die sie nach ihren Vermögens-Umständen im zweiten Jahre unmöglich so fortsetzen konnten, noch wollten. Sie kehrten daher (unter Beziehung auf das bestimmte Versprechen der Direktion: „nur für ein einzelnes Jahr“) nunmehr zu ihren bisher gewöhnlichen Beiträgen von selbst wieder zurück, welches ihnen auch nicht zu verdenken war, weil es unter der Hand bekannt wurde, daß noch verschiedene angesehene Mitunterzeichner, die mit sehr ansehnlichen Beiträgen auf der Subscriptions-Liste brillirten, nichts von ihren Beiträgen eingesandt hatten. Ob dieser Error in Calculo der Direktion nun Schuld daran war, oder ein während der Zeit unter den Gliedern der Arbeits-Kommission aus den verschiedenen Konfessionen über die Verwendung der daraus herrührenden übrigen Einnahme-Fonds sich erhobener Zwist, daß dieses gemeinnützige Institut schon mit dem zweiten Jahre sichtbar zu erlahmen anfing? kann ich nicht sagen; genug, die Einrichtung ging zwar in den folgenden Jahren langsam noch fort, ihre erste Schwungkraft war aber dahin, und nun traten bald vollends die schrecklichen Revolutions-Jahre 1794 und 1795 hinzu, und trieben die Direktion sowohl als die Arbeiter selbst auseinander, und das so schön eingerichtete solide Arbeitshaus wurde nunmehr bald zu einer Kaserne, bald zu einem Brod- und Korn-Magazin, bald zu einer Militair-Bäckerei und zuletzt sogar zu einem Pferde-Stall für die französischen Husaren und Jäger gemacht und völlig ruinirt, in welchem Zustande sich solches anjetzt noch wirklich befindet.

Aber auch die bei den Diaconien der besondern Konfessionen direkt noch bestandenen und verwalteten Armen-Fonds erlitten durch das unselige Revolutionswesen nicht blos einen

gewaltigen Stoß, sondern auch diejenigen Gemeinden, die, wie gesagt, zur Versorgung ihrer Armen besondere und zum Theil beträchtliche Stiftungen hatten, geriethen sogar in Gefahr, auch diese noch ganz zu verlieren. Es wurden nämlich sämmtliche Stiftungs-Urkunden der milden Anstalten bei der Annäherung der Franzosen im Jahre 1794 aus Vorsorge über den Rhein in das Innere des preußischen Staates gebracht, woselbst sie bis zum Frieden oder bis zur Herstellung der alten Verfassung aufbewahrt bleiben sollten. Die Sachen nahmen aber bekanntlich eine andere Wendung; das linke Rheinufer und also auch Cleve wurde mit allem, was zu diesem Lande gehörte, auf ewig an Frankreich cedirt und übergeben. Die Urkunden mußten also auch wieder zur Stelle gebracht werden; ob dieses mit allen geschehen sey? kann ich nicht sagen, ich zweifle jedoch daran, und habe wenigstens mehrmalen darüber klagen gehört. Mit denen zurückgegebenen oder auch noch wirklich vorhandenen Urkunden wäre es aber zur Zeit des Direktoriums der französischen Republik bald dahin gekommen, daß diese zum privativen Eigenthum der hiesigen piorum Corporum gehörigen Dokumente aus dem Besitze derselben gekommen seyn würden; denn ihre Einsendung nach Paris wurde befohlen, um sie daselbst nach einem wohl ausgedachten Plane mit allen in der ganzen Republik vorhandenen Fonds dieser Art zu verbinden, eine allgemeine Staatshülfs-Kasse daraus zu formiren, und nach dem damals noch lautbaren Systeme der „Einheit, Gleichheit, Untheilbarkeit und allgemeinen Bruderliebe" von Paris aus alle Nothleidenden in der ganzen Republik ohne Unterschied der Konfessionen daran menschenliebend Theil nehmen zu lassen; weil aber die Clevischen Diaconien so wie auch andere milde Anstalten in der Republik, die sich mit ihnen in gleicher Lage befanden, dieser allgemeinen Heilands-Kasse in Paris eben nicht trauten und zu ihren Zusicherungen (vielleicht nicht ohne Grund)

keinen rechten Glauben gefaßt hatten, so hielten sie mit Einsendung der Urkunden so lange als möglich zurück, obgleich den Verwaltern wegen dieses Zauderns sogar Exekution eingelegt wurde. Hierüber trat am Ende des Jahres 1799 die bekannte Staatsveränderung ein, wodurch das Vollziehungs-Direktorium vom Konsulate verdrängt wurde, welches nicht weiter auf die Einsendung der Dokumente bestand. Und als nun vollends auch die Konsular-Verfassung im Jahr 1804 der kaiserlichen Alleinherrschaft Platz machen mußte, da erhielt das Armenwesen unter der Regierung Napoleons im ganzen Reiche eine andere gleichförmige Gestalt. Einem jeden Kanton und selbst jeder Glaubensgemeinde blieben nun vor der Hand ihre Privat-Fundationen zum Besten ihrer Armen zu eigener Verwaltung, nur wurde in jedem Kanton eine besondere Kommission niedergesetzt, welche unter dem Namen des Bureau de Bienfaisance, die allgemeine Leitung der Vorsorge für die Armen und Nothleidenden ihres Kantons aus den öffentlichen Einsammlungen und dem Privat-Armen-Fond der darin befindlichen Piorum Corporum über sich hatte, und diese Einrichtung findet sich nun auch in Cleve noch bis an den heutigen Tag.

Während aller dieser Veränderungen im Staate nahm indessen durch den Drang des heillosen Krieges Armuth und Bettelei hier in Cleve wiederum stark überhand, und man sah die Straßen und öffentlichen Spaziergänge von neuem mit manchen Arbeitslosen und Bettlern besetzt. Dieses bewog den Maire der Stadt vor einigen Jahren, zur Abhelfung dieses Uebels die während der Kriegsjahre eingegangenen monatlichen Einsammlungen wieder einzuführen, und eine Subscription zu bestimmten Beiträgen unter den Bürgern zu sammeln. Dieses half jedoch jenem Uebel gründlich nicht ab, sondern es trieben sich immer noch manche wirkliche und auch willkührlich aus Faulheit getriebene Bettler hier auf den Straßen und öffentlichen Spaziergängen herum,

die den Vorübergehenden mit ihrer ungestümen Betteley oft lästig genug fielen; bis endlich auch dieser unangenehmen Beschwerde vor ein Paar Jahren ein Ziel gesetzt wurde, indem der Kaiser in jedem Departement ein besonderes Arbeitshaus anweisen und einrichten ließ, wohin alle zur Arbeit noch vermögende Armen und Müßiggänger des Departements gebracht und gegen bestimmte Arbeiten daselbst verpflegt werden müssen. Da unser Roer-Departement nun eines der größten und wichtigsten ist in dem französischen Staat, so hat der Kaiser zur Aufnahme aller darin ergriffenen Bettler und arbeitslosen Müßiggänger die ansehnlichen Gebäude des nahe bei Köln gelegenen vormaligen Prämonstratenser-Stifts Brauweiler bestimmt, in welches Bettel-Depot nunmehr alle in unserm Departement dazu geeignete Personen hingebracht werden. Hier sollen sich nun schon über 600 solcher Subjekte befinden, welche daselbst in einer Fabrik-Anstalt für Rechnung des Staats beschäftiget werden; ob aber von den Kommunen für die aus ihrer Mitte dahin geschickten Personen noch etwas besonderes geleistet werden müsse? kann ich nicht sagen. So viel ist aber gewiß, daß die wirklich preßhaften und zur Arbeit unfähigen Armen in ihren Gemeinden nach wie vor verpflegt werden müssen, wozu in unserm Cleve die vorgedachten monatlichen Armen-Kollekten, desgleichen die sonst dazu bestimmten Stiftungen und Diaconal-Einsammlungen unter der allgemeinen Aufsicht des Kantonal-Bureau angewandt werden, und solchergestalt geht alles hier in unserm Armenwesen nach einem ziemlich leidlichen und ordentlichen Gang.

Du kannst dir jedoch leicht vorstellen, lieber Freund, daß der Wohlthätigkeitssinn der wohlhabenden Klasse von Bürgern und Bürgerinnen der Stadt, der unter der vorigen Regierung sich bei mancher Gelegenheit noch oft zum Besten der Armuth thätig bewies, seit dem Umschwunge der politischen Verhältnisse des Landes und durch die mehrmals

versuchte Einmischung des Staats in die Verwaltung der Armen-Stiftungen eine andere Richtung genommen, und die an sich sonst wohlthätig genug gesinnten Herzen unserer Mitbürger mit einem solchen Mißtrauen über die ihrer Absicht gemäße Verwendung der durch letztwillige Verordnungen oder sonst für das Armenwesen bestimmten milden Vermächtnisse angefüllt hat, daß man, leider! nur äußerst selten noch von solchen mildthätigen Bestimmungen für die Nothleidenden hört, und daß die dahin gerichteten ernsten Vorstellungen und dringenden Bitten anderer Menschenfreunde am rechten Ort und Stelle dennoch so wenig für ihre nothleidenden Mitbürger auszurichten vermögen.

Hievon will ich zum Schlusse meines Briefes dir aus der neuesten Zeit noch ein auffallendes Beispiel erzählen, welches ich aus dem Munde eines meiner Freunde vernommen, der eine solche Bemühung, leider! vergeblich angewandt hatte. Eine jetzt achtzigjährige Dame, die kinderlose Wittwe eines vor einigen Jahren hieselbst verstorbenen angesehenen Mannes, war vermöge eines gegenseitigen Testaments mit ihrem Gatten, als Letztlebende, die alleinige Disponentin eines Vermögens von mehreren Tonnen Goldes geworden. Ihr verstorbener Gatte hatte zwar durch spätere einseitige Willens-Verordnungen in dieser alleinigen Disposition seiner Gattin, im Fall sie die Letztlebende sey, eine Aenderung zu treffen gesucht und meinen Freund, ohne sein Wissen noch Zuthun, zu einem der Ausrichter dieser spätern Willens-Verordnung ernannt; derselbe hatte aber für die vorhergegangene gemeinschaftliche Vereinbarung dieser Eheleute zu große Achtung, als daß er sich nach dem Tode des Mannes, ohne Einwilligung der Wittwe, in diese Familien-Angelegenheit als Exekutor einer spätern Verordnung hätte einmischen sollen, und er stand nach erhaltener Gewißheit, daß die Wittwe nur das ältere gegenseitige Testament anerkennen würde, aus freien Stücken von seinem

nach der spätern Verordnung ihm aufgetragenen Amte ab. Indessen hoffte er doch bei dieser Gelegenheit ein gutes Werk für seine Clevischen Mitbürger zu stiften und diese vom Himmel so reichlich gesegnete Frau zu einem milden Vermächtniß für die nothleidende Klasse dieser Stadt aus ihrem Vermögen bewegen zu können; er legte ihr daher sowohl mündlich als schriftlich die große Noth der hiesigen Armen und das Edle und Verdienstliche, was in einer solchen Handlung für sie liegen würde, mit dringenden Gründen und mit bescheidener Freimüthigkeit ans Herz, mit dem Erbieten, als vieljähriger Freund ihres Hauses, ihr in der Einrichtung eines solchen Vermächtnisses mit seiner geringen Kenntniß und Erfahrung, und nöthigenfalls auch mit seinem ganzen, vielleicht nicht unbedeutenden Einflusse bei den höhern Staatsbehörden für die zweckmäßige Verwendung desselben, nach seinem besten Vermögen gern beistehen zu wollen. Allein die etwas schwer hörende Frau war bei Berührung dieses Punktes auf beiden Ohren, leider! gegen ihn taub, und ließ sich zu gar nichts bewegen, sondern zog nach einigen Wochen vielmehr ganz aus ihrer Vaterstadt weg, ohne seine Bitten einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Dieses schmerzte ihn in der Seele; er machte jedoch noch einen letzten Versuch und schrieb in dieser Angelegenheit für die Armen noch einmal dringend an sie, mit der Bitte, ihm sein in dieser Angelegenheit an sie erlassenes erstes Schreiben allenfalls zurückzuschicken, wenn sie nicht glaubte seiner Bitte einige Achtung widmen zu können; er erhielt solches hierauf auch ohne Verzug durch einen ihrer Verwandten zurück, ohne ihm auch nur ein einziges tröstliches Wörtchen über diesen ihm so sehr am Herzen liegenden Gegenstand zu erkennen zu geben. Was war nun, so fragte mein Freund, der Bewegungsgrund dieser Frau zu einem solchen Verfahren?

Sie, schon dem Grabe so nahe, mit Gütern vom Himmel so ausserordentlich reichlich gesegnet, und einst von entfernten Verwandten beerbt, die selbst mit solchen Gütern noch reichlicher ausgestattet seyn sollen, als sie; sie selbst hier im Rufe besonderer Gutherzigkeit für die Armen, welches der wahre Grund meines Freundes war, eine solche Aufforderung an sie zu erlassen und seine Freundes-Hand ihr zur Ausführung eines solchen Vorhabens zu bieten, wodurch sie mit einigen 1000 Franken, zweckmäßig gestiftet, dankbare Hände ihrer Mitbürger und deren Nachkommen über sich erheben und ihrem Andenken Segen hätte bereiten können zu ewigen Tagen! Und dennoch that sie es nicht; Herzlosigkeit konnte es nicht seyn, dieses mag man zur Ehre ihrer Gefühle nicht denken, und eben so wenig Besorgniß, dadurch einst das Erbtheil ihrer reichen Verwandten zu schmälern; denn diese will ich mir edelmüthig genug denken, selbst ihren Beifall dazu gegeben zu haben, wenn ihre Verwandtin den festen Entschluß gefaßt hätte, bei ihrem Leben noch von ihrem Ueberflusse ihrer Vaterstadt wohlzuthun, und denselben entschlossen und muthig ausgeführt hätte. Es blieb ihm also kein anderer denkbarer Grund übrig, als vielleicht „ein zu weit getriebenes Mißtrauen über die zweckmäßige Verwendung einer solchen zum Besten ihrer Mitbürger von ihr gemachten Stiftung," das ihr vielleicht von andern war beigebracht worden? Und dann ließe sich freilich dies ihrem bereits nicht geringen Alter und ihrer vielleicht daraus herrührenden Geistesschwäche gewissermaßen verzeihen. Doch, sie ist bis jetzt noch am Leben, diese an sich achtungswerthe Matrone; wer weiß, ob sie doch nicht noch vor ihrem Ende ihrer Clevischen Mitbürger, die sie von ihrer Jugend an bis ins hohe Alter immer besonders geehrt haben, gedenkt, und für die dürftige Klasse derselben etwas stiftet, und dadurch meinem Freunde,

dem warmen Fürsprecher derselben, frohe Rückerinnerungen weckt? Möchten sie ihm doch vor seinem Lebens-Abschiede noch werden! Und nun lebe wohl!

Siebenter Brief.

Cultus in Cleve.

Cleve den 25sten Juli 1811.

In Cleve, lieber Freund, findest du fünf besondere Gemeinden eines verschiedenen Cultus, die sich schon seit mehr als hundert Jahren friedlich und freundlich neben einander vertrugen, welches im Allgemeinen von einem guten Geiste der Einwohner zeugt. Die Mehrheit derselben, so wie überhaupt die Mehrheit der Bewohner des Clevischen Landes diesseits des Rheins ist römisch-katholisch; allein das Brandenburgische Regentenhaus dieser Provinz bekannte sich schon seit dem Anfange der kirchlichen Reformation zu der Augsburgischen Konfession, daher auch die angesehensten Familien der Stadt und insonderheit der größte Theil der Ober-Beamten des Landes von solcher Zeit an, daß das Brandenburgische Churhaus die Regierung dieses Landes besaß, dieser Konfession zugethan waren. Ein solches Verhältniß in der Landes-Verwaltung hat mancher freilich zu tadeln gefunden; vor allem aber führten die Katholischen oft Beschwerden darüber, und selbst der vernünftigere Theil unter ihnen glaubte eine große Unbilligkeit darin zu sehen, daß die entschiedene Mehrheit der Einwohner eines Landes von Personen eines andern Glaubensbekenntnisses regiert

werden sollten. Wenn aber diese Tadler nur die Religionsgeschichte der letztern Jahrhunderte unpartheiisch durchgehen wollen, so wird es ihnen bald in die Augen fallen, daß es von Anfang der Reformation an für protestantische Regenten eines Landes, deren Unterthanen einem gemischten Glaubensbekenntnisse zugethan waren, fast Sache der Nothwendigkeit war, sich vorzüglich mit protestantischen Amtleuten umgeben zu sehen, um in ihnen nicht nur einen sichern Schutz für die (vielleicht) mindere Zahl der Protestanten dieser Lande zu haben, sondern auch weil sie versichert seyn konnten, daß solche protestantische Amtleute, vermöge ihrer Religionsgrundsätze, mit liberalem partheilosem Sinn, ohne Unterschied der Religion ihrem Amt vorstehen würden — partheiloser in der Regel, als Beamte des römisch-katholischen Glaubens; weil diesen nicht selten von ihren Beichtvätern, unter denen die bekehrungssüchtigen Väter der (ehemals sogenannten) Gesellschaft Jesu sich vor allen auszeichneten, eine Gewissenssache daraus gemacht wurde, ihre nichtkatholischen Untergebenen durch allerlei, bald überredende, bald drückende Mittel und Wege in den Schaafstall der alleinseligmachenden Kirche hinüber zu ziehen!

Beweise genug von solchen Jesuitischen Kunstgriffen sind noch in allen unsern deutschen Reichstags- und reichsgerichtlichen Akten aufbewahrt, und man hat selbst noch ganze Foliobände von Religions-Beschwerden unserer protestantischen Nachbarn in den Pfälzischen und Jülich und Bergischen Ländern, welche es sattsam bekunden, auf wie mancherlei Weise der katholische Landesherr dieser Länder und seine mit ihm gleichgesinnte Beamten, auf Antrieb solcher geistlichen Gewissensführer, bei den protestantischen Einwohnern derselben das Coge eos intrare versucht und es durch Störungen in ihrer Religions-Uebung, und selbst sogar in ihrer Gewissensfreiheit nicht selten dahin gebracht haben, daß diese armen Unterdrückten entweder sich gezwungen sa-

hen, das Vaterland und Alles, was ihnen sonst theuer war, zu verlassen und in andern Ländern einen Zufluchtsort für ihre Gewissensfreiheit zu suchen, oder wenn die Umstände solches nicht zulassen wollten, daß sie die Vermittelung anderer Fürsten und Mächte darüber nachsuchen, oder auch nach Bewandtniß der Sachen den Schutz und Beistand derselben zur Erhaltung ihrer landesvergleichsmäßig ihnen zugesicherten und durch ein solches Verfahren ihrer katholischen Landesherren und deren Beamten äußerst gekränkten Rechte in der Ausübung ihrer Religion und Gewissensfreiheit dringend anrufen mußten. Dieses ist auch mehrmalen der Fall mit den eben gedachten Pfälzischen und Jülich und Bergischen Einwohnern gewesen, die bekanntlich an den Regenten des königlich preußischen Brandenburgischen Hauses, als Landesherren von Cleve und Mark, solche landesvergleichsmäßige Vertreter ihrer freien Religionsübung hatten; welche denn auch nie unterließen, durch ihre Repräsentantin in den hiesigen Landen, der Landesregierung zu Cleve, den gedrückten Protestanten dieser Provinzen auf ihr Anrufen mit ernsten Verwendungen zu Düsseldorf oder Mannheim zu Hülfe zu kommen, und dennoch gegen einen solchen Glaubens-Fanatismus, leider! oft eher nicht etwas ausrichten konnten, als bis die Clevische Regierung mit Repressalien gegen die katholischen Bewohner dieser Provinzen drohte, oder zuweilen auch wohl sogar mit einem solchen harten blos völkerrechtlichen Schritt einen Anfang zu machen genöthiget war; dann erst wurde dieser unduldsame Eifer zur Besinnung gebracht und die katholischen Beamten jener Länder in die Schranken einer gemäßigten oder vergleichsmäßigen Behandlung ihrer protestantischen Mitbürger zurückgeführt.

Solche Klagen über Bedrängnisse oder Einschränkungen und Beeinträchtigungen in ihrer Glaubensfreiheit und in der vergleichsmäßigen Ausübung ihres Cultus hat man von den römisch-katholischen Einwohnern des Herzogthums Cleve

über ihre protestantischen Beamten nie oder doch wenigstens äußerst selten vernommen, welches, wie gesagt, unstreitig ein unverwerfliches und unwiderlegbares Zeugniß der liberalen Gesinnungen der protestantischen Regenten und ihrer Beamten gegen ihre eines andern Glaubens zugethanen Untergebenen und Mitbürger gibt.

In dem aufgeklärten Zeitalter Friedrichs des Großen ließ sich von seinen protestantischen Beamten in diesem Lande auch kein anderes Benehmen erwarten. Er selbst war bekanntlich im Grunde keiner positiven Religion zugethan, und ließ einen jeden in seinem Lande glauben, was er nur wollte, wenn nur die öffentliche Ruhe dadurch keine Störung erlitt. Indessen die vielen Beispiele seiner Zeit in den Sächsischen, Pfälzischen, Würtembergischen und Hessischen Regenten-Häusern hatten ihn von dem brennenden Eifer und der Absicht der Jesuiten und ihrer Gehülfen genugsam überzeugt, alle protestantische Regenten so vor und nach zum Gehorsam des (angeblich) alten Glaubens zurückzuführen, und demnächst durch sie und durch ihre katholischen Beamten auch auf den Glauben der übrigen verirrten Schaafe dieser Länder wirken zu können. Daher fand er es seiner Regenten-Einsicht und Klugheit gemäß, zur Abwehrung dieser unseligen Bekehrungssucht und zur Erhaltung der Ruhe im Lande beim Antritt seiner Regierung nicht nur alle protestantische Beamten in Cleve zu lassen, sondern auch die Stellen der abgehenden durchgehends wieder mit andern von eben dem Glaubensbekenntnisse für dieses Land zu ersetzen. Und wie wohl er daran that, hat sich, wie gesagt, in der langen Zeit seiner Regierung durch die Zufriedenheit und Ruhe geäußert, welche unter allen Religions-Verwandten in diesem Lande geherrschet; ja selbst die katholischen Bewohner des Clevischen Landes, wenn sie ihre Lage mit der Lage ihrer protestantischen Nachbaren in den Pfälzischen und Jülich und Bergischen Ländern verglichen, priesen sich oft

glücklich unter dem milden Scepter Friedrichs zu wohnen, und durch seine gleichgesinnten protestantischen Beamten in dem ruhigen und freien Gebrauch ihrer Religionsübung zu jeder Zeit und Stunde völlig geschützt zu werden.

Bei vielen römisch-katholischen Beamten und Vorstehern eines solchen zum Theil protestantischen Landes läßt sich dagegen wenigstens eine entgegengesetzte Tendenz ihres Denkens und Handelns im Glaubenssache (wie ich gesagt habe) fast gar nicht verkennen; sie wird sich auch niemals verlieren, so lange die römisch-katholische Geistlichkeit, ihren Papst an der Spitze bis zum gemeinen Landpfarrer herab, den Glaubens-Satz festhalten wird, daß ausser der Gemeinschaft ihrer allein für rechtgläubig geachteten Kirche kein Heil, keine Seligkeit für andere sowohl hier als dort zu erwarten seyn könne! — Eine Idee ihres Glaubens-Systems, die meines Wissens noch immer in allen ihren Katechismen als Lehrsatz erscheint, und sich also mit den übrigen religiösen Ideen der Glieder dieser Kirche so fest, so innig verwebt, daß man es jedem Gliede derselben, wenn es diese Folgerung als unrichtig wegläugnen wollte, nur gradezu sagen darf: „Ihr täuscht uns und auch euch selbst, wenn ihr uns eines andern überreden wollt! Nach eurer Lehre soll ja die katholische Kirche die Alleinrechtgläubige seyn, über jeden menschlichen Irrthum erhaben, und in ihren Glaubens-Grundsätzen unerschütterlich fest, sobald ihre Repräsentanten, die Bischöfe und übrigen abgeordneten Geistlichen, unter dem Vorsitze ihres Oberhauptes solches auf ihren Kirchen-Versammlungen als Glaubens-Satz ausgesprochen und festgesetzt haben!" Wer gab aber, mag man wohl fragen, den geistlichen Vätern das Recht, eine solche Untrüglichkeit ihrer Schlüsse und Dekrete zu behaupten, und deren unbedingte Folgeleistung von ihren Gläubigen zu fordern? wenn es nicht der mystische Nimbus war, womit sie ihre geweihten Personen und ihr Amt zu umgeben gewußt hatten! Diesen

Schleier zu lüften und auf solche Weise die Decke Mosis von seinen Augen zu ziehen, hat bis hieran noch fast jeder Katholik, er mochte so gelehrt und freimüthig seyn wie er wollte, als ein zu großes Wagstück für seine äußere Ruhe gehalten, um solches mit Muth zu bestehen. Sobald aber derselbe seinen geistlichen Führern nicht weiter das ausschließliche Recht der Einsicht, Erkenntniß und Entscheidung in Glauben und Lehre einräumen, sondern seine auch ihm von Gott gegebene Vernunft von den Fesseln der blinden Glaubenslast ablösen wird: dann tritt er nach meinem Ermessen von selbst schon in die Reihen der Protestanten hinein, und sieht sich sehr bald im Stande, mit Hülfe dieser geläuterten Vernunft, durch die jetzt so hellleuchtende Fackel der Kritik schnelle Fortschritte in seiner Religions-Erkenntniß zu machen; schnellere wie vor dreihundert Jahren Luther und seine Gehülfen thun konnten, als sie das große Werk der Reformation unternahmen.

Diesen galt damals noch eine solche Autorität, als ein sogenanntes freies Concilium war, daher sie sich auch im Anfange ihrer Reformation auf ein solches beriefen. Der heutige Protestantismus aber kennt und erkennt auch in diesem Sinne durchaus nicht weiter eine hierarchische Caste; er achtet und ehrt allerdings den geistlichen Stand als eine im Staate einmal eingeführte Klasse von Bürgern, die auf das bürgerliche und gesellige Leben und Handeln ihrer übrigen Mitbürger oft von großer Wirksamkeit ist, und wird alle durch Lehre und Wandel sich auszeichnende Glieder desselben gewiß um so höher schätzen, je mehr sie ihren Standpunkt im Staate mit Würde zu behaupten, und durch ruhiges Leiden und oft auch durch männliches Thun manchem diesen Stand drückenden Vorurtheile zu begegnen verstehen. Der wahre Protestant sieht aber dieselben nicht weiter als die alleinigen Leiter seines Glaubens und seiner religiösen Ueberzeugungen an, sondern strebt selbst mit Ernst darnach,

durch eignes Nachdenken und Prüfen zu solcher Ueberzeugung zu kommen, mithin in diesem Punkte sein eigner Priester zu seyn, der sich die Lehren des höchsten Vorbildes der christlichen Kirche selbst anzueignen bestrebt, und nach seinen geringen Kräften in seiner Erkenntniß auf alle Weise sucht weiter zu kommen. Nicht so der römisch-katholische Glaubensgenosse, so lange er sich noch nicht von jenen Fesseln loswinden kann, oder zuweilen auch nicht sich freimüthig davon loszuwinden getrauet! Er ist und bleibt in dem Zauberkreis des Papismus verstrickt, und darf oder mag, aus Furcht vor den Priestern, in seiner religiösen Erkenntniß öffentlich keine Fortschritte zeigen, wenn er sich auch im Stillen zu liberalern Grundsätzen bekennt.

Dieser Papismus, so wie er noch durchgehends in seinen Grundzügen besteht, wird also dem wahren Protestantismus immer grade entgegengestellt seyn und es bleiben; weil jener ein öffentliches Stillstehen in der Erkenntniß und ein gläubiges Anstaunen der Kirchengesetze und Gebräuche einer nun einmal für unfehlbar sich erklärenden Glaubens-Gesellschaft gebietet, dieser aber dagegen ein unaufhaltsames Fortschreiten in der Erkenntniß der ihm als Religionswahrheit verkündeten Glaubens-Sätze annimmt, und ohne Hinderniß einem jeden die innere, ja selbst auch die äußere Einrichtung seiner Gottesverehrung, so weit sie mit der Ruhe des Staates bestehen kann, gerne gestattet. In diesem letztern Punkte wünschen zwar manche, oft selbst als geistvoll anerkannte Protestanten der öffentlichen Gottesverehrung in unsern Tagen mehrere Gleichförmigkeit und größere Feier, und glauben und behaupten, daß dieses ein größeres Annäherungsmittel zur Glaubens-Einigung mit den katholischen Glaubensgenossen seyn würde. Allein in meinen Augen sind solche vorgeschlagene Einigungsmittel in der That doch mehrentheils nur luxuriöse Speisen der Sinne und Zauberspiele der Einbildungskraft, die freilich mehrere

noch lebende deutsche Dichter und bildende Künstler in unsern Tagen vermocht haben, sie mit Feuereifer zu erfassen und ihnen große Lobreden zu halten; ja einige von ihnen haben sogar um dieser Idee willen das auch von ihnen früher angenommene Glaubensbekenntniß ihrer Väter verlassen und sind Proselyten darüber geworden, — eine Handlung, die zwar einiges Aufsehen hin und wieder erregt, und dem so leicht aufgeregten Bekehrungsgeiste vieler Glieder der römischen Kirche geschmeichelt haben mag. Ihre Bewegungsgründe haben jedoch bei ernsten Protestanten wenig Beifall gefunden, weil sie dem schwerlich genüget, der auf den Geist innerer Ueberzeugung achtet. Dem päpstlichen Glaubensgenossen müssen sie genügen, weil Einheit des Mundbekenntnisses und der feierlichen Gebräuche von jeher in dieser Kirche die Hauptsache war, sie mochten erzwungen oder freiwillig und mit dem Innern des Herzens im Einklange seyn oder nicht.

Es ist nur gut, daß der Geist unseres Zeitalters die oft so schrecklichen Ausbrüche dieser Glaubensmeinung weit seltener gemacht hat als sonst, und so dürfen wir auch hoffen, daß die, leider! noch hin und wieder vorfallenden Versuche, diesen fanatischen Sinn wieder zu heben, ohne weitere Folgen bleiben, und daß der einmal erwachte Geist allgemeiner Menschenliebe die Glaubensgenossen aller Confessionen immer näher bringen und ihnen die nöthige Kraft geben werde, der Verschiedenheit ihrer religiösen Ansichten ungeachtet, doch in Frieden und Eintracht mit und neben einander zu leben!

Hier, lieber Freund, findest du auf einmal einen Theil meines Glaubens-Systems und meiner Hoffnungen und Wünsche in diesem für die Ruhe und das Glück unseres Erdenlebens so wichtigen Punkt, den der Gedanke an Glaubensfreiheit und Glaubenszwang zufällig herbeigeführt hat; jetzt ist es wohl Zeit einzulenken und dir das Vormals und

Jetzt meiner Zeit in dem Cultus in Cleve näher vor Augen zu legen.

Als ich vor dreißig Jahren hieher kam, da gehörten die ersten sechs Jahre noch zu dem Regierungs-Zeitalter Friedrichs des Großen, und schon in den ersten Tagen meines Hierseyns hatte ich Anlaß genug, das Wohlthuende jener königlichen Regierungs-Maxime in Ansehung der Beamten dieses Landes zu bemerken, wie dieses dir nur aus einem einzigen Beispiele sattsam einleuchten wird. Eben zuvor als ich hieher kam, hatte der Hauptpfarrer der hiesigen römisch-katholischen Gemeinde, ein Ex-Jesuit, sein Amt angetreten und debütirte in seinen Jesuitischen Kunstgriffen damit, daß er ein zärtliches Paar (welches, seines verschiedenen Glaubens ungeachtet, dennoch Vereinigungspunkte genug in sich entdeckte, in ein Ehebündniß zu treten) durch das der katholischen Braut, wahrscheinlich in der Beicht, vorgelegte saubere Argument wieder zu trennen versuchte: „Es wäre eben so gut, als ob sie mit dem Teufel zu Bette gehe, wenn sie mit diesem Irrgläubigen die Ehe vollzöge.“ Das arme, darüber in große Gewissensangst gerathene Mädchen machte endlich dadurch ihrem Herzen Luft, daß sie ihren Verwandten und besonders auch ihrem protestantischen Bräutigam diese von ihrem Pfarrer gemachte schöne Vergleichung desselben mit dem Teufel bekannte, welcher solches aber unrecht verstand, und diesen Pfarrer darüber bei der hiesigen Landesregierung injuriarum belangte. Nach Untersuchung der Sache wurde nun zwar auf ihren Befehl dem eifrigen Seelenhirten durch den Fiskal des Königs darüber eine so ernste Weisung gegeben, daß er in Zukunft wenigstens sich mit mehrerer Vorsicht in solchen Fällen betrug; der Grundsatz der alleinigen Rechtgläubigkeit seiner Kirche hatte aber so feste Wurzeln in ihm gefaßt, daß er als Pfarrer sich niemals zur Einsegnung einer gemischten Ehe verstand, wenn nicht vorher der katholische Theil die bündigste

Versicherung gab, daß alle aus solcher Ehe herkommende Kinder der rechtgläubigen Kirche angehören sollten. Wo dieses Versprechen nicht statt haben konnte, da verrichtete er die Einsegnung nicht und überließ es den Verlobten, sich von dem protestantischen Pfarrer trauen zu lassen. Diese fixe Idee, alles wo möglich in seinen Schaafstall zu ziehen, ist ihm auch noch bis diesen Augenblick eigen geblieben, obgleich sein jetziger Landesherr, der von ihm sonst sehr hochverehrte Napoleon, noch im vorigen Herbst über diesen Gegenstand, „die gemischten Ehen" betreffend, sich in Köln gegen die dortige katholische Geistlichkeit in einer öffentlichen Audienz auf eine bestimmte und sehr liberale Weise erklärt haben soll, indem er die Meinung geäußert, daß die Söhne in solchen gemischten Ehen der Religion des Vaters, und die Töchter der Mutter zu folgen verbunden seyn würden.

In solchen Ehen wagt freilich der nichtkatholische Theil immer am meisten, weil der katholische Gatte, wie gesagt, immer weit strenger unter der Direktion seines Beichtvaters steht und von diesem gewöhnlich dermaßen bearbeitet wird, daß er, um keinen Schaden (angeblich in seiner Seele) zu leiden, in puncto Religionis nichts nachgeben darf, wenn auch das äußere Glück und die Ruhe seiner Familie davon abhängen sollte. Indessen hat man hier doch auch Beispiele genug, wo häusliche und eheliche Eintracht dennoch in solchen gemischten Ehen nicht leidet, zumal wenn Liebe unter den Ehegatten vorherrschend ist und den religiösen Vorurtheilen ihre scharfen Ecken benimmt. Die Heirathen unter den beiden Zweigen des protestantischen Cultus bedürfen dieser Besorgnisse nicht; sie waren hier in Cleve schon längst im Brauch, ohne jemals den mindesten nachtheiligen Einfluß auf häusliche, eheliche oder elterliche Ruhe erlitten zu haben. In frühern Zeiten hatte auch hier sich bei diesen beiden so nahe verwandten Konfessionen ein finsterer kurzsichtiger Geist des Vorurtheils eindringen wollen, und eine Verschieden-

heit beider Lehrbegriffe behauptet, welche in solchen Verbindungen Leib und Seelenheil in Gefahr bringen können, wie dieses noch bei meiner Hieherkunft die Meinung zweier eifrigen Lehrer aus beiden Konfessionen gewesen seyn soll; allein es traten bald darauf andere vernünftige und aufgeklärte Religionslehrer in beiden Konfessionen an ihre Stelle, welche die angebliche Scheidewand zwischen beiden Konfessionen durch freundschaftliche Annäherung wegzuheben verstanden, und die beiden an sich schon so nahe verbundenen Lehr-Systeme unvermerkt zu vereinigen suchten, nach dem Geiste der Aufklärung und der von den positiven Sätzen eines Glaubenssystems immer mehr und mehr abgehenden Zeit.

Nur glaube ich hier die Bemerkung machen zu müssen, daß jeder Religionslehrer, wenn er für sich von diesem Geiste der Zeit Gebrauch machen will, dahin trachten müsse, daß solches mit aller Umsicht geschieht, damit nicht die Würde seiner Person und seines Amtes dabei leide, und bei andern zu seiner Gemeinde gehörigen Personen von beschränkter Einsicht eine Geringschätzung erwecke, welche auf den Lehrer selbst oft eine nachtheilige Rückwirkung hat und in ihm selbst zuweilen eine Gleichgültigkeit gegen sich und seinen innern Werth hervorbringt, die oft in ein gewisses Sichgehenlassen ausartet, welche der Lehre, zu der er berufen ist, den Eingang verschließt oder die guten Eindrücke derselben verhindert. — Wer sich in unsern Tagen dem Lehr-Amte widmet, der suche vorzüglich in seinem Wandel unsträflich zu seyn, dann wird er unter seinen Zuhörern, seinen Mitbürgern und Zeitgenossen da stehen, wie ein Fels, den die Höllenpforten des Spottes und der Verläumdungssucht gewiß nicht erschüttern! Wenn aber ein sonst auch achtungswürdiger Religionslehrer der jetzigen Zeit ein Freund ist der Intrigue, der Zanksucht, des Eigennutzes, der Ausschweifung im Trunke und in andern den ähnlichen Lastern, welche schon seine persönliche Würde, um so mehr also die

Würde seines Amtes verletzen: wie kann ein solcher Mann sich in der ihm sonst gebührenden öffentlichen und besondern Achtung erhalten und seine Lehren für den Staat, die Kirche, und den Haus- und Familien-Stand seiner Gemeindeglieder gemeinnützig, wirksam und eindringend zu machen verlangen? Es ist ja eine allgemeine bekannte Regel, daß man zuerst und vor allem auf sich selbst Acht haben, und aus wahrer Ueberzeugung suchen müsse, von Herzen gut zu seyn und immer besser zu werden; dann werden auch diejenigen, die auf uns sehen, sich darnach richten, und schon aus Nacheiferung sich bestreben, auch immer besser zu werden.

Erlaß mir, lieber Freund, die besondere Anwendung dieser Herzens-Ergießung, worin ich das Vormals und Jetzt unseres Kirchenzustandes und ihrer geistlichen Führer aus Freundschaft und wahrer Achtung für den sonstigen Werth ihres Charakters eingehüllt habe!

Dasjenige, was ich über den jetzigen Religionszustand in unserer Stadt für dich sonst etwa noch merkwürdig erachte, glaube ich in folgendem zusammenfassen zu können. Der Zeiten Drang hat zwar seit vielen Jahren bekanntlich die Regierung des Landes völlig geändert, und an die Stelle der protestantischen Fürsten des Brandenburgischen Hauses ist jetzt der mächtige Napoleon getreten, der wie die Mehrheit der Unterthanen und Affiliirten seines fast halb Europa umfassenden Reichs, so wie auch insbesondere unseres Arrondissements, zur römisch-katholischen Glaubens-Verbindung gehöret; fern aber davon, daß durch diese Veränderung die zum protestantischen Cultus sich bekennenden Einwohner seines Staates und des hiesigen Landes in der bisherigen freien Ausübung desselben beschränkt oder beeinträchtigt seyn sollten, ist es vielmehr wahr und einleuchtend genug, daß dieser große Regent nach seiner tiefen Einsicht, gleich schon beim Antritt seiner Regierung, in seinem Konkordat mit dem Papste und der römischen Kirche, durch die völlige Auf-

hebung des Begriffs einer herrschenden Kirche in dem französischen Staate den Eingriffen nicht nur vorgebeugt habe, — die sonst so mancher, mit fanatischem Eifer noch für den Lehrsatz eines alleinseligmachenden Glaubens kämpfender Lehrer der römisch-katholischen Konfession sich bald von neuem erlauben würde, unter dem Vorwande, daß durch die Veränderung des Landesherrn in den vormals von protestantischen Fürsten regierten Ländern nunmehr auch wieder der sogenannte alte Glaube in seine vorigen Verhältnisse eintreten müsse, — sondern er hat auch den Gliedern des protestantischen Cultus in seinem Reiche wirklich gleiche Rechte und Freiheiten mit den Gliedern der römischen Kirche ertheilt, so daß es überall nur auf die bestimmte Zahl der zu einem Glaubens-Systeme gehörenden Individuen einer Commune ankömmt, um eine vom Staate autorisirte Gemeinde zu bilden und zu einer öffentlichen Religions-Uebung darin berechtiget zu seyn. Da nun in Cleve diese gesetzmäßig bestimmte Anzahl von jeher sich schon in beiden Religionstheilen gefunden, so sind sie auch durch die jetzige Landesregierung beide autorisirt, ihre Religions-Uebung öffentlich fortzusetzen, jedoch mit der Maßgabe, daß eine der andern durch ihre feierlichen Gebräuche nicht lästig falle noch Störungen mache. Diese allgemeine Verordnung richtet sich wiederum nach den darüber vorhandenen besondern Vorschriften und Einrichtungen, die von dem Ministerium des Cultus bekannt gemacht sind, nach welchen eine Haupt- oder Consistorial-Kirche des reformirten Cultus nebst dem katholischen Kantonal-Pastorat in Cleve autorisirt seyn soll; und diese Bestimmung hat nun zur Folge, daß die Gläubigen des römisch-katholischen Cultus ausser dem Bezirk ihrer Kirche keine Prozessionen oder feierliche Umgänge hier zu halten befugt sind, — eine Einschränkung, die für die hiesigen römisch-katholischen Glaubensgenossen unter einer katholischen Landesherrschaft weit stärker ist, als sie sie jemals unter den

vormaligen protestantischen Landesfürsten erfahren hatten. Indessen sie müssen sich darin finden, und die Vernünftigern unter ihnen sind schon zufrieden, daß die Zeiten von 1794 bis 1799 endlich aufgehört haben, wo unter dem republikanischen Regiment des National-Convents und des Direktoriums eigentlich gar kein christlicher Cultus weiter öffentlich autorisirt seyn sollte, sondern es durfte (hier beiläufig angemerkt) nur der Göttin der Vernunft und den häuslichen und bürgerlichen Tugenden auf den Decaden-Festen gehuldiget werden; alle Zeichen des Christenthums auf öffentlicher Straße wurden aber verbannet, kein Geistlicher durfte weiter in seiner Amtskleidung erscheinen, kein Kreuz, keine Heiligenbilder wurden weiter auf öffentlichen Straßen geduldet, sondern sie wurden alle von der Polizei abgebrochen, umgestürzt oder vermauert und der Sonntag, wie gesagt, von der Decade verdrängt.

Alle diese Erscheinungen fanden auch hier bei uns statt; ich habe sie aber dir zu schildern unterlassen, weil diese Jahre bei uns eigentlich die Zeit eines Nichtcultus waren, indem wenigstens die damalige Regierung gar keinen erkannte, sondern es jedem überließ, zu Hause einem Gott zu dienen, welchem er wollte. Doch vielleicht gebe ich zu einer andern Zeit dir noch einmal einige Nachricht über diese für uns gewiß merkwürdige Epoche. Jetzt fahre ich fort, dir von den Einschränkungen etwas zu sagen, die sich die katholischen Glaubensgenossen, nach jetzt hergestellten Altären, dennoch durch das Daseyn einer protestantischen Consistorial-Kirche in Cleve und vermöge der sonst über den Cultus bestehenden Polizei-Einrichtungen hier zu unterwerfen verbunden sind. Eben so wenig also als sie durch diese Stadt feierlich umgehen dürfen, eben so wenig können sie jetzt weiter ihre sonst üblichen Wallfahrten nach dem bekannten Gnadenbilde zu Kevelaer auf die sonst von ihnen beobachtete Weise vornehmen, sondern die Prozessionisten müssen sich

ohne Gesang und Klang stille und in verschiedenen Haufen von einem Thore zum andern begeben; welches freilich den fanatischen Verehrern dieses Gnadenbildes hart genug fällt; es ist aber doch eine wohlbegründete Maßregel der Staats-polizei zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und überhaupt wäre es wohl besser und dem Geiste unseres aufgeklärten Zeitalters gemäßer, wenn alle solche geistliche Wallfahrten gänzlich eingestellt würden! Sieht man jedoch diese heiligen Züge wieder von der Seite an, daß sie für Tausende dieser Pilger, welche mehrentheils zum gemeinen Volkshaufen gehören, eine gewisse Art von Erholung von ihrer schweren Feld- und Hausarbeit sind, und ihnen gleichsam statt einer Brunnenkur dienen, worauf sie auf einige Tage sich zu zerstreuen versuchen: so verlieren diese Züge in meinen Augen manches von dem Anstößigen und Gemeinschädlichen, was andere nicht ohne Grund darin finden. Warum sollte man nicht dem gemeinen Mann auch seine Brunnenfahrt und eine Erholung nach seinem Begriff eben sowohl gönnen, als dem Reichen und Vornehmen und so manchem Chevalier d'Industrie, der jedes Jahr seine Wallfahrten zu dem Pharao, Biribi und andern Götzen dieser Art macht, welche in Aachen, Wiesbaden und an andern Orten für ihn aufgestellt werden, ohne daß es andern zum Aergerniß und Anstoß gereicht?!

Doch genug mit dieser Abschweifung, die ich dir, lieber Freund, als meine individuelle Ansicht über jenen sonst allerdings noch in das dunkele Gebiet des Aberglaubens gehörenden Zweig des römisch-katholischen Cultus zu deiner nähern Prüfung hier aufgestellt habe. Uebrigens wird es dir nunmehr klar genug seyn, daß nach der von der jetzigen Regierung getroffenen, auf Gleichheit der Rechte aller Religionspartheien gegründeten und vorzüglich auch auf Erhaltung der öffentlichen Ruhe berechneten Einrichtung, die hiesigen verschiedenen Glaubens-Secten und ihre geist-

lichen Führer nunmehr ihren Pfad ruhig und ungehindert neben einander fortgehen können, wenn sie nur wollen. Napoleon zog eine scharfe Linie zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, und winkt durch seine Beamten den unverträgsamen Zeloten drohend zu, auf ihrer Hut zu seyn und nicht aus ihrer Bahn zu schreiten; der Geist unseres Zeitalters greift in die Maßregeln Napoleons ein, und es liegt nur an der hiesigen Geistlichkeit selbst, ein stilles exemplarisches, geachtetes, ja selbst ein freundseliges Leben mit einander zu führen. Denen aber, die sich nicht darin zu fügen verstehen, sondern mit hartem unduldsamem Sinne seinen weisen Maßregeln suchen entgegen zu streben, sind durch den Minister des Cultus und in den Bischöfen und Consistorial-Präsidenten solche wachsame Aufseher und Obern bestellt, die ihnen schon ihre Schranken anweisen, oder sie zu ihrer Pflicht zurückweisen können und werden. Unter diesen Obern hat sich insonderheit der würdige Ober-Consistorial-Präsident der Augsburgischen Confessions-Verwandten am Rhein und der Mosel, Jacobi, ein Sohn des bekannten Philosophen und Präsidenten der Akademie zu München, als der Ober-Vorsteher der protestantischen Geistlichkeit der Augsburgischen Confession in unserm Departement ausgezeichnet, und bereits vor ein Paar Jahren in einer zu Heidelberg herausgegebenen gehaltreichen Abhandlung seine Gedanken: „Ueber die Lehre, Leben und Wandel der protestantischen Geistlichkeit," der Welt vor Augen gelegt. Möchten nur seine wohlüberdachten und gutgemeinten Rathschläge von allen Seiten gehörig beherzigt werden, und überhaupt der Geist des Friedens und der innern Uebereinstimmung unter den verschiedenen Glaubensgenossen und ihren Führern immer mehr und mehr zunehmen! Dann bedarf es wahrlich nicht weiter solcher Wälle und Gräben zwischen den Ruhestätten der Bekenner eines verschiedenen Glaubens in diesem Leben, welche der hiesige Pfarrer des katholischen

Cultus, jener schon früher gedachte Zelote, ausdrücklich verlangte, als neulich der von einem liberalen Protestanten der Commune geschenkte gemeinschaftliche Ruheplatz für die Einwohner Clevens hier feierlich eingeweiht wurde. Vielleicht denkt dieser geistliche Führer, daß sogar auch noch die Todtengebeine anderer Glaubensgenossen einen ketzerischen Rumor unter den Gebeinen seiner heimgegangenen Schaafe anheben möchten? Er sucht daher den Ungeweihten in Zeiten den Paß abzuschneiden, damit sie sich nicht in seine geweihten Erdschollen einschleichen können! Der scharfsehende hocherleuchtete Mann!! — Lebe wohl!

Achter Brief.

Cleve und seine Umgebungen.

Cleve den 26sten August 1811.

Lieber Freund, die schöne Natur hat für Cleve vieles gethan. Die Stadt ist zum Theil auf einen Hügel erbauet, auf dessen erhabenen Punkten man das untere Rheinthal von Wesel bis Nymwegen in einem Umkreise von zehn Stunden mit bloßen Augen übersieht, und über hundert Thürme, als eben so viele Zeichen des Aufenthalts größerer in bürgerlichem Verein lebender Gesellschaften von Menschen, erblickt; ein reiches Thal, welches an Fruchtbarkeit mit den besten Gegenden Europens wetteifern kann, und an Industrie, was Ackerbau und Viehzucht betrifft, der so hoch gepriesenen Brabantischen und Flandrischen Kultur wohl wenig nachstehen darf. Nur ist dasjenige, was dieser sonst so herrlichen Gegend zuweilen so verderblich wurde und einem

großen Theil ihrer Bewohner so manche Angst und schreckenvolle Stunde ausgepreßt hat, bekanntlich ihre tiefe, nach der Nordsee sich hinneigende Lage am Ausflusse des Rheins und die öfteren Ueberschwemmungen, denen sie dadurch ausgesetzt ist.

Seit meinem dreißigjährigen Aufenthalte in Cleve habe ich deren vier und höchst zerstörbare erlebt, wodurch jedesmal selbst ein Theil der Unterstadt unter Wasser gesetzt wurde, und ihre Bewohner zum Theil aus ihren Häusern vertrieb, obgleich die Stadt noch eine Stunde vom Strome entfernt liegt. Die beiden furchtbarsten und verderblichsten Ueberschwemmungen waren die vom Jahre 1784 und 1809, welche mit ihren Folgen jedoch schon so oft und allgemein beschrieben sind, daß ich mich mit ihrer nochmaligen Beschreibung hier nicht aufhalten will. Auch lassen sie zwar bei einem fühlenden Theilnehmer ein unauslöschbar grausendes Andenken in seiner Seele zurück; indessen hat doch die ungemeine Betriebsamkeit der dadurch beschädigten Landes-Bewohner, mit Hülfe der Landesregierung, die oft den Ruinen gleichenden Aussenseiten dieser schreckbaren Ereignisse mehrentheils wieder dem Auge entzogen, obgleich der Schaden Josephs im Innern dadurch so bald noch nicht geheilet seyn kann.

Die Bauart in Cleve hat schon viel von holländischem Geschmack; die Stadt ist mit vielen ansehnlichen und von aussen zuweilen prächtigen großen Wohnhäusern geziert und von mehrern Seiten her von schönen Landhäusern umgeben.

Seit der französischen Regierung sind manche öffentliche Gebäude eingegangen; das Rathhaus und die meisten Kirchen sind zwar geblieben, und aus der ehemaligen Wohnung der Stifts-Damen zu Bedburg ist eine Wohnung für die hiesige Unterpräfektur gemacht; die Klöster sind aber alle aufgehoben, verkauft und zu Privat-Anstalten eingerichtet.

Das ehemalige Münzgebäude, welches vor der Revolution zu einem öffentlichen Arbeitshause für die Armen gemacht war, ist, wie ich dir schon in einem frühern Schreiben gesagt habe, jetzt eine Kaserne, und das alte weitläuftige, in so vielem Betracht äußerst interessante Schloß, sonst der Sitz der Landes-Kollegien der vorigen Regierung und die Wohnung ihrer vornehmsten Beamten, ist in grossem Verfall und größtentheils schon abgebrochen, und nur ein Theil dieser Gebäuden-Masse dient jetzt zur Versammlung des französischen Gerichtshofes erster Instanz, und zum Gefängniß der durch die Gendarmerie herbeigeholten Verbrecher und Verdächtigen unseres Arrondissements, deren Anzahl sich, leider! oft auf 70 bis 80 Personen erstreckt. Der sogenannte Antiquitäten-Saal in diesem Schlosse, den der verstorbene Minister von Buggenhagen, als ehemaliger Präsident des hiesigen Kammer-Collegiums, noch wenige Jahre vor der französischen Revolution mit vieler Sorgfalt und mit Geschmack einrichten ließ, und ihn selbst noch im Jahr 1795 in seinen über Cleve herausgegebenen Nachrichten con amore beschrieb, mit Beifügung einer vollständigen Zeichnung desselben, ist durch die erfolgten Ereignisse der Zeit zur antiquarischen Ruine geworden, und von den meisten hier vereint gewesenen Alterthümern wird nur noch die Stätte gefunden; nur ist von seinen Schöpfungen noch der im Thiergarten ebenfalls con amore von ihm angelegte botanische Garten geblieben, und durch den französischen Forst-Inspektor von Wimpffen selbst noch etwas erweitert, und führt daher auch gegenwärtig den etwas hochklingenden Namen „Jardin Impérial.“ Ob aber die zum Besten des Landes mit allerlei nutzbaren und ausländischen Holzarten und Stauden sonst versehen gewesenen Anlagen darin noch bestehen, oder mit eben der Vorliebe, wie ehemals, daselbst angezogen und gehegt werden mögen? kann ich nicht sagen. Die übrigen im Thiergarten, diesem Lustbezirk Cle-

vens, sonst noch vereint gewesenen angenehmen Gegenstände der Natur und der Kunst haben aber seit der französischen Besitznahme von Cleve eine große Veränderung erlitten; die vielen edlen, mit den Kühen und Pferden auf den dortigen Weiden recht fraternisirenden Dammhirsche sind seit dem famösen Fraternisations-Jahre 1794, leider! nicht mehr, sondern alle an die Lenden und in die Mägen unserer damals, leider! höchst bedürfenden neuen Brüder gerathen.

Eben so ist auch der Geist des Verderbens über das dortige Brunnenhaus, das Amphitheater, die mit wahrer Meisterhand gemeiselte Minerva, den sogenannten eisernen Mann und die Cascaden mit ihren antiquarischen Zierrathen gekommen. Diese Gegenstände anziehender Neugier und Bewunderung der Fremden, die schon vor mehr als 100 Jahren de Vries in seinem „Clevischen Lusthof," und Kayser in seinem (auch in historischer Rücksicht sehr interessanten) „Parnassus Clevensis" beschrieben, und in neuern Zeiten von dem Professor Schätte in seinen (deutsch geschriebenen) „Amusements des Eaux de Cleves," und in den Buggenhagischen neuesten Nachrichten über Cleve von neuem ausführlich angezeigt sind, hat der Sturm der Zeiten zusammengeworfen und sie fast alle in Ruinen verwandelt; und da sich unglücklicher Weise von oben herab keine milde Hand finden will, die an ihrer Wiederherstellung arbeiten läßt, so wäre es freilich wohl besser, wenn sie dem Boden nur völlig gleich gemacht würden, als daß ihre Trümmer dem Einwohner und Fremden, der sie vor dem Jahre 1794 noch im besten Zustande gekannt hat, an die vandalischen Ausbrüche dieser schrecklichen Zeit noch täglich erinnern und das Gemüth mit bittern Gefühlen erfüllen. Der zu Verschönerungen hinneigende Geist der jetzigen Landesverwaltung ist in der That nicht zu verkennen, und man hört und liest überall, wie bald hier, bald da in unserm großen Reiche

neue Anlagen gemacht, und selbst sogar alte hergestellt werden; es scheint aber ein Mißgeschick über diese Clevischen Trümmer zu schweben, daß sie aus ihrer Asche nicht wieder emporsteigen können!

Vor einigen Jahren gab zwar der vorige Präfekt unseres Departements, General Alexander Lameth, bei seiner Anwesenheit in unserer Stadt sich viele Mühe, eine Subscription unter den Notabeln dieser Stadt zur Herstellung derselben zu bewirken, und ging dabei selbst, wie man sagt, mit einem löblichen Beispiele voran: allein es wollte sich keine hinreichende Zahl Theilnehmer zur Förderung seiner guten Absichten finden; es blieb also damit, wie es war, und alles gerieth immer mehr und mehr in Verfall.

Vor einiger Zeit hat jedoch der jetzige Präfekt, Baron la Doucette, wiederum eben so wohlwollende Absichten geäußert, und abermals eine Subscription, vorzüglich zur Wiederherstellung des Brunnenhauses zu veranstalten gesucht. Es ist freilich zu wünschen, daß dieser Versuch von glücklichem Erfolge seyn möge; allein die Zeiten, die Zeiten! Wenn nur der Clever versichert seyn könnte, daß mit dieser Herstellung des Brunnenhauses und seiner Umgebungen, die nun auch schon seit 1799 versiegten Heilquellen unsers Brunnens von neuem sich öffnen, und daß insonderheit die jährlichen Lustzüge unserer Freunde und Nachbarn, der häuslichen Holländer, zu diesem Brunnen, und was ihnen sonst diesen Aufenthalt angenehm machte, wieder angehen und dadurch seinen vorigen Ruf wieder herstellen würden? Dann würde er mit patriotischem Vergnügen das Seinige zum Fortgange solcher Unternehmungen beitragen, und diese, vorhin ohne sein Zuthun von der vorigen Regierung im Stande erhaltenen, und jetzt wahrlich ganz ohne seine Schuld so sehr in Verfall gerathenen Annehmlichkeiten dieser Stadt aus seinem Privatvermögen wieder herstellen helfen. Nun

kann er sich aber des Gedankens oft gar nicht erwehren, daß wenn es der jetzigen Landesregierung ernst darum wäre, diese kleinen Lokalherrlichkeiten von Cleve wiederum in guten Stand zu setzen, sie in den vielen jetzt völlig schlagbaren Alleen dieses Lustbezirks sehr leicht von selbst die Mittel dazu auffinden würde.

Die unserm Cleve sonst noch eigenen ländlichen Vergnügungen, jene Lustfahrten auf das sich längs dem Stadthügel hinziehende höchst malerische Kirmesdaal, und auf dem eine Meile langen, bis an die Schleuse fahrbaren Kanal und Spoygraben, desgleichen die sonst so häufigen Wallfahrten nach Fürst Moritzens Tombe, welche schon länger als 100 Jahre im Zuge gewesen, werden auch jetzt noch immer von Fremden und Einheimischen fleißig gemacht; obgleich das Grabmal des Fürsten Moritz von Nassau, dieses um die Clevischen Gegenden unvergeßlich verdienstvollen Dekorateurs, aller der antiquarischen Zierrathen, die er bei seinem Leben noch dort hatte aufstellen lassen, längst schon beraubt, und ein Theil davon im Antiquitäten-Saal, der andere aber im Thiergarten an den Cascaden aufgestellt ist. Die jetzige Regierung will aber doch, dem Vernehmen nach, das ehrenvolle Andenken dieses großen Mannes erneuern, und nach einem bereits davon vorliegenden Plan seine Tombe auf einen erhabenen Ort, nahe an der von ihm selbst zu seiner Ruhestätte erkohrenen Gegend, mit einfachen Verschönerungen hinstellen lassen; die Ausführung dieses Plans würde die Wallfahrer unstreitig noch stärker sowohl dahin ziehen, als auf der entgegengesetzten Seite nach der am Ende des Kanals vorhandenen Schleuse, in deren Nähe vor einigen Tagen vom Ober-Vorsteher unseres Arrondissements der erste Stein zu einem schönen Monumente gelegt worden ist, welches dazu dienen soll, das Andenken der bei der letzten Ueberschwemmung von 1809 sich an dieser Stelle so helden-

müthig zur Rettung ihrer Mutter und Anderer bewiesenen und darüber in den Fluthen umgekommenen achtzehnjährigen Johanna Sebus, auf die Nachwelt zu erhalten; ein Heldentod, den unser unsterbliche Göthe und mehrere unserer vaterländischen Dichter zu besingen, ihrer Muse würdig geachtet haben!

Uebrigens war Cleve an und für sich niemals eine gewerbtreibende Stadt; sie lebte in preußischen Zeiten vorzüglich von den zahlreichen Beamten dieses Staats, die hier entweder einheimisch geworden, oder als Fremde ihre zum Theil sehr ansehnlichen Besoldungen hier in Umlauf brachten. Indessen war dasjenige, was ausserdem sich hier an Gewerben wirklich damals befand, vielleicht noch stärker als jetzt, und ist in den Nachrichten zu finden, die Weddigen darüber in mehrern Stücken seines westphälischen Magazins mitgetheilt hat. In neuern Zeiten hat vieles davon aufgehört oder doch seine Bedeutung verloren, weil die Zeiten theils innerlich schlechter geworden, theils aber auch die Ausdehnung oder Fortsetzung vieler Gewerbe sich, wie man sagt, nicht wohl mit den Einrichtungen der Douanen und der vereinigten Rechte verträgt.

Vor einigen Jahren wurde hier in einem vormaligen Kloster eine Fabrik von allerlei Stoffen angelegt, und schien sich in den ersten Jahren zu heben, so daß sie oft 60 Arbeiter direkt beschäftigen konnte; seitdem aber die Einfuhr der Baumwolle eingeschränkt wurde, hat sie schon zur Hälfte ihre Bedeutung verloren, und der sonst darin beschäftigte Arbeiter sucht seit dieser Zeit lieber im Contrebandiren sein Brod. Dieses heillose und gefährliche Gewerbe hat aber nunmehr durch die Vereinigung Hollands mit Frankreich hier gänzlich aufgehört, indem die Douanen-Direktion jetzt von hier nach Wesel verlegt werden soll, welches dem Contrebande-Unwesen hier zum Trost aller rechtlichen Bürger

einen starken Stoß beibringen würde. Indessen geht dadurch ein starker Nahrungs- und Erwerbzweig des gemeinen Mannes wiederum verloren, und wenn nicht einige vermögende Einwohner der Stadt hin und wieder noch Bauten und Anlagen machten, welches dem Taglöhner noch einigen Unterhalt verschafft, so würde die Bettelei, als die Folge der Armuth, ungeachtet der darüber kürzlich noch mehr verschärften Polizeigesetze, dennoch unumgänglich wieder überhand nehmen müssen.

Doch es ist wohl Zeit, lieber Freund, daß ich mein Panorama über Cleve beschließe. Du hast auch nunmehr über sein Vormals und Jetzt einmal Stoff genug zu eigener Vergleichung; ich drücke dir also zum herzlichen Lebewohl freundlich die Hand.



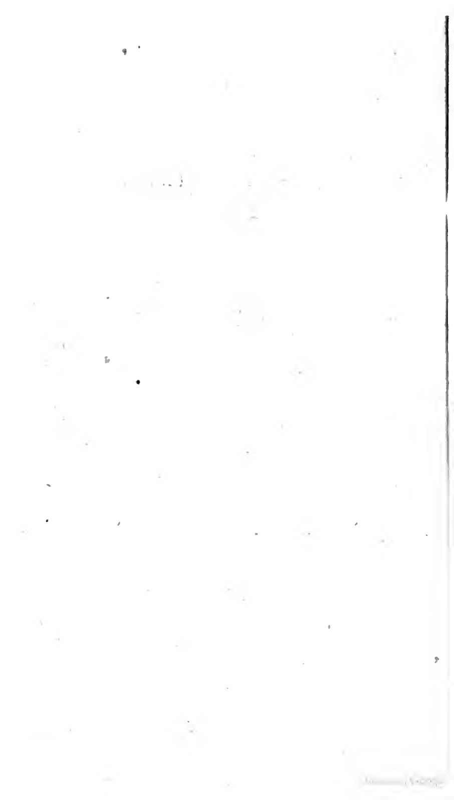
Zweite Abtheilung.

Cleve

unter der Herrschaft der Franzosen vom 19. Oktober 1794 bis zum 6. Januar 1814

in einer Reihe von Briefen an einen Freund in E. geschrieben

im Jahre 1814.



Erster Brief.

Veranlassung zu den folgenden Briefen.

Cleve im Februar 1814.

Wenn es dir Ernst war, lieber Freund, nicht Schmeichelei, daß die Briefe, die ich dir einst im Jahre 1811 über einige besondere Gegenstände und Merkwürdigkeiten von unserm Cleve zuschickte, manches Interessante für dich und auch für andere, denen du sie mitgetheilet, enthalten hätten: so wird es dir gewiß nicht unangenehm seyn, daß ich aus dieser deiner Zusicherung den Anlaß und selbst die Aufmunterung hernehme, dir in meiner jetzigen Muße noch einmal eine Reihe von Briefen zu widmen, die dir eine geschichtliche Darstellung unseres Zustandes während der zwanzigjährigen Herrschaft der Franzosen über uns geben, mit einzelnen Zügen und besondern Vorfällen vermischt, die vorzüglich deinen Freund und mitunter auch seine Bekannten in dieser für uns Clever zum Theil höchst drangvollen, überhaupt genommen, aber äußerst merkwürdigen Zeit betroffen haben; wobei zuweilen vielleicht wohl Eines oder das Andere vorkommen könnte, was dir schon aus der ersten Abtheilung dieser Briefe bekannt ist. Da aber der große Wechsel der Begebenheiten dieses Winters unsern jetzigen Zustand wahrscheinlich und sehr bald wohl wieder, zum Theil wenigstens, verändern

und ihn zu dem „Vormals“ von Cleve wieder umschaffen könnte: so wird eine kurze Berührung desselben im Verfolg dieser Briefe, da wo es des historischen Fadens wegen etwa Noth thun dürfte, gewiß nicht am unrechten Orte stehen, zumal da ich in solchem Falle darnach streben werde, jede langweilige Wiederholung dabei nach Möglichkeit zu vermeiden; ich glaube indessen auch nicht, daß dieses mit Grund einmal zu besorgen seyn wird, weil jene damals hie und da etwas ausführlicher behandelten Gegenstände, vorzüglich zu Vergleichungen mit dem damals, als vergangen angesehenen Zustande dienten, welche dir jetzt nur als historischer Umstand der Franzosen-Zeit werden vorbeigeführt werden, ohne zu besondern Vergleichungen derselben weitern Anlaß zu nehmen.

Schau also in diesen historischen Guckkasten einer abgeschlossenen zwanzigjährigen Zeit mit Nachsicht und Zutrauen hinein, und es wäre vielleicht möglich, daß du ihn am Ende nicht ganz unbefriedigt verließest.

Um dir jedoch das Ganze vollkommen verständlich zu machen, werde ich freilich etwas weit ausholen müssen, damit dir daraus das Eigenthümliche der Lage der Stadt Cleve klar werden möge, wodurch sie sich vor den übrigen Städten des linken Rheinufers auszeichnete, welche damals mit ihr ein gleiches Schicksal getheilt haben.

Zweiter Brief.

Cleve in seinem staatsbürgerlichen Zustande vor dem 19. Oktober 1794.

Cleve im März 1814.

Das Herzogthum Cleve, lieber Freund, eines der ältesten, durch Heirath erworbenen Erbländer des Königlich Preußisch Brandenburgischen Hauses, war schon im Jahre 1609, nach dem Tode des letzten Herzogs Johann Wilhelm von Cleve, nebst mehrern unter dem Namen der Jülich-Clevisch und Bergischen Erbschaft begriffenen Ländern, vermöge des Rechts der Erstgeburt auf jenen Regenten-Stamm übergegangen. Allein das Beträchtliche dieser ihm heimgefallenen Erbstaaten ließ es sobald nicht zu einem ruhigen Besitze auch nur eines Theiles derselben gelangen; sondern diese Länder mußten vorab alle Unruhen und Veränderungen des durch seine Dauer so schrecklich geschilderten dreißigjährigen Krieges bestehen, und alle Schicksale der politischen Verwickelungen der auf dieselbe Ansprüche machenden Mitbewerber erdulden, bis endlich der große Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nach hergestelltem Frieden im deutschen Reiche, sich über diese wichtige Länder-Erbschaft mit seinem Haupt-Mitbewerber, dem Herzog von Pfalz-Neuburg verstand, und das Herzogthum Cleve nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg durch förmlich abgeschlossene Vergleiche davon zu seinem Antheil erhielt.

Die Ergiebigkeit der ihm heimgefallenen Länder und insonderheit auch die mit so vorzüglichen Naturschönheiten begabte Lage der Hauptstadt Cleve, bewogen sehr bald den großen

Regenten und Staatsmann, daß er diese Stadt mit besonderer Vorliebe ansah, und in den letzten dreißig Jahren seines Lebens auf dem hiesigen Schlosse oft seinen Aufenthalt nahm.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich der erste, König von Preußen, und sein Enkel Friedrich Wilhelm der erste, behielten auch eben diese Vorliebe zu dem von ihren übrigen Erbstaaten etwas fernen Cleve noch bei, und besuchten sehr oft unsere Gegend, wenn nicht Kriegs-Unruhen der damaligen Zeit ihnen daran hinderlich waren. Allein der große Friedrich scheint durch den (Entsetzen erweckenden) Vorgang, den er als Kronprinz im Jahre 1730 in Wesel mit seinem Vater, dem eben gedachten König Friedrich Wilhelm gehabt, und den seine (von ihm besonders geliebte) Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, in ihren, im Jahre 1810 in Paris herausgekommenen Memoires, auf der Seite 263 im ersten Theile, auf eine eben so rührende als erschütternde Weise beschrieben hat, dieses persönliche Wohlwollen seiner Vorfahren für unser Cleve nicht weiter beibehalten zu haben; wenigstens ist meines Erinnerns dieser einzige Regent nach jener grausenvollen Zeit nur noch sehr selten in seine westphälischen Provinzen gekommen, und erst nach glorreich beendigtem siebenjährigen Kriege besuchte er noch einmal dieselben, und unser in diesem Kriege fast immer von seinen damaligen Feinden, Oesterreich und Frankreich, besetzt gewesenes, beim Frieden aber ihm zurückgegebenes Cleve; nach diesem aber nicht wieder. Der Sage nach hat ihm der Geist und Sinn der durch Landes-Verträge damals konscriptionsfreien Clever nicht die beste Idee von ihrem kriegerischen Muthe, in Vergleichung mit seinen übrigen Provinzen, gegeben; daher er auch Cleve (vielleicht nicht ganz ohne Grund) oft als eine in Friedenszeiten blos für ihn besonders nutzbare Grenz-Provinz erklärt haben soll.

Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der zweite, hat

auch nur einmal, als König, seine überrheinischen Länder besucht, nemlich im Jahre 1788, wo er nach glücklich beendigtem holländischen Kriege hier in Cleve mit seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, und ihrem Gemahl eine Zusammenkunft hatte, bei welcher Gelegenheit auch sein Sohn, der jetzige König, als achtzehnjähriger Kronprinz ihn begleitete und unsere örtlichen und ländlichen Herrlichkeiten besah; ein brillanter Zeitpunkt für unser Cleve, der aber, leider! nur 24 Stunden gedauert hat. Seit dieser Zeit haben wir den ehrwürdigen Regenten noch nicht wieder in unsern Mauern gesehen, weil gerade beim Antritt seiner Regierung, am Ende des Jahres 1797, die Franzosen schon das diesseitige Rheinufer beherrschten und solches nachher auch durch den Lüneviller Friedensschluß für immer abgetreten erhielten; so daß ohne die mächtige Einwirkung einer unsichtbaren Hand uns alle Hoffnung benommen war, wieder unter seinen Scepter zu kommen.

Du siehst indessen hieraus, lieber Freund, daß unsere gute Stadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr selten das Glück gehabt habe, ihre angestammten Regenten in ihren Mauern zu sehen, welches freilich wohl (wie gesagt) ihrer großen Entfernung von der Hauptstadt vorzüglich beizumessen seyn möchte; vielleicht aber hatten auch die oft etwas gespannten Verhältnisse mit den benachbarten Staaten dieser Grenz-Provinz oft eben so vielen Antheil an der Seltenheit solcher landesherrlichen Besuche.

Es ist daher in der That zu bewundern, daß die Nähe von Lüttich und den österreichischen Niederlanden, wo alles im Jahr 1789 beim Ausbruche der französischen Revolution schon in volle Gährung gerieth, doch keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sinnes-Art der Clever gehabt, indem sie, unter allen den stürmischen Freiheits-Auftritten in diesen Ländern, ihrem Regenten immer gleich treu und ergeben geblieben sind.

Hierzu trug freilich die Milde der Regierung und die ziemlich genaue Beobachtung der mit dem Lande eingegangenen Verträge sehr vieles bei. Der Clever fühlte es bald, daß das ihm aus der Ferne angepriesene Glück größerer Unabhängigkeit ihn schwerlich in eine bessere Lage versetzen würde, als worin er sich wirklich befand; er hielt sich also nicht nur ruhig, sondern trug auch, von seinem damaligen Landesherrn aufgefordert, mit Vergnügen alles bei, was er vermochte, um jene im Lüttichischen ausgebrochenen aufrührerischen Unruhen dämpfen zu helfen; und eben diese Gesinnungen blieben ihm auch unverrückt, wie in dem folgenden Jahre die Sache ernstlicher wurde. Denn als das mächtige Frankreich und vorzüglich auch der wichtigere und klügere Theil der Nation im Jahre 1789 auf eine andere Staatsverfassung drang, und die bisherige Gewalt ihres Königs gewaltig beschränkte, wobei aber zu gleicher Zeit auch solche politische Grundsätze festgesetzt wurden, die dem bisherigen Regierungssystem anderer Monarchen gefährlich seyn konnten: da vereinigten sich die Hauptmächte Europens dagegen, und Preußen und Oesterreich übernahmen es, im Sommer 1792 die im Innern von Frankreich vorgehende große Staatsveränderung zu hemmen, und die gesunkene Macht und das Ansehen des Königs von Frankreich durch die Gewalt der Waffen wieder herzustellen. Allein dieses mißlang; die von dem größern Theil der Nation beschlossene Umwälzung der Dinge wurde nun von demselben zur National-Sache gemacht, das gewaltsame Unternehmen Oesterreichs und Preußens, solche zu hemmen, für einen Krieg gegen die Nation und gegen ihre autonomischen Rechte erklärt, und alles zu den Waffen gerufen, um den ins Reich eingedrungenen Feind gemeinschaftlich zurück zu treiben. Der unglückliche Herbst und Winter des Jahres 1792 stand ihrem Freiheitskampfe bei, und die verbündeten Heere von Oesterreich und Preußen mußten mit großem Verlust von

den Grenzen Frankreichs wieder zurück, wogegen nun die wilden Heere der sich immittelst zur Republik umgeschaffenen Franzosen in Deutschland einbrachen, und auch damals schon in das von Truppen entblößte preußische Land vordrangen, bis Goch, drei Stunden von Cleve.

Das Kriegsfeuer sowohl, als der Zunder der Revolution, waren uns Clevern also nunmehr sehr nahe, und die Grundsätze, die die damaligen Franzosen vorausschickten, waren wahrlich einladend und gefährlich genug. Sie kündigten sich überall an als Bekämpfer jeder Tyrannei und insonderheit des geistlichen und lehensherrlichen Zwangs, und boten den Städten und Völkern, wohin sie kamen, bekanntlich Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an; im Uebrigen aber war das Betragen ihrer Heere, wo sie hinkamen, doch immer noch ziemlich freundlich und milde; daher auch bei ihrer Annäherung damals keiner daran dachte, seinen Herd zu verlassen, ja selbst die hiesigen Landesbehörden blieben auf ihren Posten und nur die landesherrlichen Kassen, worauf die damals geldarmen Neufranken (der bereits gemachten Erfahrung zufolge) überall ein gutes Auge zu haben schienen, wurden auf das jenseitige Rheinufer in Sicherheit gebracht. Die aus dem Innern von Frankreich einstweilen hieher geflüchteten Adlichen, Royalisten und Priester trauten auch dem Landfrieden nicht, sondern gingen eiligst über den Rhein, worunter sich ein Prinz Conde, General Bouillé und mehrere in der damaligen Zeitgeschichte oftmals genannte vornehme Franzosen befanden; und sie thaten wohl daran, bei dem Heranrücken ihrer mehr als je gegen sie erbitterten Todfeinde, der Republikaner, sich aus dem Staube zu machen.

Immittelst war uns Clevern der republikanische Besuch von Goch aus förmlich bekannt gemacht worden, und nach dem Befehl unserer Stadt-Regenten wurde drei Tage hinter einander die Suppe für sie fertig gehalten; allein sie kamen

dieses Mal noch nicht zu uns hin, sondern der Anführer des Vortrabs, der bekannte van Damme, blieb immer in Goch, weil die Hauptarmee bei Aachen durch das Heranrücken des Erzherzogs Karl nicht vorrücken konnte. Indessen suchte doch jener damals schon sehr enragirte Freiheits-Held in seiner flammandischen Sprache die Bürger und Bauern in Goch durch patriotischen Bombast und Reden auf öffentlichem Markte stark zu bearbeiten und ihnen das Freiheits- und Gleichheits-System recht einleuchtend zu machen; er fand aber damit bei den zu dieser Stadt und Gemeinde gehörigen Pfalzdorfer Bauern durchaus kein geneigtes Gehör. Diese Landleute, denen aus den Erzählungen ihrer Vorfahren die schweren Unthaten der französischen Krieger in ihrem Vaterlande, der Rheinpfalz, noch vollkommen erinnerlich waren, glaubten seinem Evangelium nicht, sondern besprachen sich, der Erzählung zufolge, während seiner Predigt auf dem Markte ernstlich unter einander: ob man nicht den heillosen Freiheits-Posaunner aufs Maul schlagen sollte? Glücklicher Weise kam es jedoch zu solchen handgreiflichen Widerlegungen nicht, sondern der bis nach Goch vorgerückte Vortrab der republikanischen Armee mußte gleich mit dem Anfange des Jahres 1793, wegen des Anmarsches des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels mit der preußisch-hannöverischen Armee, eiligst aus unserer Gegend wieder zurück, und die damals verbündeten Mächte hatten sogar noch das Glück, die republikanische Armee wieder bis ins Innere von Frankreich zurück zu treiben; wir hatten also Grund, uns Hoffnung zu machen, daß die Folgen des uns schon so nahe gewesenen Freiheits-Schwindels der damals sogenannten Neufranken noch einmal völlig vor uns vorbei gehen würden. Statt dessen kam aber nunmehr die unter dem Herzog von Braunschweig stehende hannöverische Armee durch unser Cleve und hatte einige Tage ihr Hauptquartier hier; und bei dieser Gelegenheit hat nun dein

Freund, als Hausvater, die erste Einquartierung gehabt, ohne zu ahnden, daß in wenig Jahren ihrer so viele Hundert noch nachfolgen würden. Es war der Hauptmann v. Coulon, welcher als Stabsquartiermeister überall vorausgeschickt wurde, um den nachrückenden Truppen die Ställe zu bereiten, der mir (unter allen meinen hiesigen Mitbürgern zuerst) ins Quartier gelegt wurde. Acht Tage nur blieb diese Armee in unserer Stadt, und rückte nun weiter vor in Brabant hinein; und nun hatten wir in diesem Jahre vor Freunden und Feinden noch ziemliche Ruhe, und sahen keine Krieger mehr als den Herzog Ernst von England, jetzigen Herzog von Cumberland, mit seiner Suite, welcher im Sommer dieses Jahres hier durchkam, um auch noch an den Lorbeern Theil zu nehmen, die die Verbündeten gegen die Republikaner erfochten.

Es wurden deren in diesem Sommer auch noch viele errungen, und mehrere französische Grenz-Festen von den Alliirten erobert. Allein schon im Herbst dieses Jahres schlug das Kriegsglück wieder um, und die leidigen Uneinigkeiten unter den verbündeten Mächten huben an, alle ihre weiteren Fortschritte zu lähmen; dagegen wuchs den republikanischen Franzosen wieder der Muth, welchem Verzweiflung, Hunger und Furcht vor der allmächtigen Guillotine im Innern des Landes, zu den furchtbarsten Hebeln diente, so daß es den Republikanern gelang, ihre Feinde unter der Anführung eines Pichegrü und Jourdan im Winter 1793 schon wieder zum Weichen zu bringen.

Noch heller ging ihnen aber im Anfange des Jahres 1794 die Glückssonne auf; die ganze österreichische Armee ging über den Rhein wieder zurück, die preußische that ein Gleiches im März, und nun hatten die Republikaner es nur noch diesseits mit den in Flandern und Brabant befindlichen englisch-holländischen Truppen zu thun; aber auch diese brachten sie nunmehr bald in die Flucht, so daß sich

dieser verbündete Heerhaufe schon im Junius vor dem Sieger überall zurückziehen mußte. Da ging es nun auch vor ihnen her vorab wieder an ein Flüchten über den Rhein von denen (größtentheils) vom jenseitigen Rheinufer zurückgekehrten brabäntischen Emigranten und den französischen Royalisten, welche durch diesen Weg ins Vaterland zurückzukehren gehofft hatten, und sich nun eiligst wieder davon machen mußten, um ihren erbitterten Feinden nicht in die Hände zu fallen und ihren Kopf in dem Sack der (allen Ausgewanderten ohne Unterschied angedrohten) Guillotine wiederfinden zu müssen.

Dieses furchtbare Mordmesser war unstreitig der Haupthebel der Siege dieser Nation; ohne dasselbe hätten sich die jungen Franzosen nicht schaarenweise zu der Armee hintreiben lassen, noch auch die Royalistischgesinnten sich so schrecklich aufs Laufen gegeben; Tag und Nacht zogen in diesem Sommer eine Menge derselben mit allem, was sie hatten in der Eile fortbringen können, durch Cleve über den Rhein, und setzten die aus dem vorigen Jahr hier noch zurückgebliebenen Emigranten in solchen Schrecken und Angst, daß sich auch diese wieder fluchtfertig machten.

Aber nicht blos ihnen allein, sondern selbst auch vielen der angesehensten und vermögendsten Personen in unserer Stadt und Gegend wurde es nun bange um ihr Leben und Gut; denn die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Republikaner stellten nunmehr überall, wo sie mit ihren Waffen hinkamen und hinzukommen gedachten, einen für die bürgerliche Ruhe und Verhältnisse im Staat höchst gefährlichen Grundsatz auf, worin sie „Frieden den Hütten und Krieg den Pallästen" erklärten, und nun packten alle, die noch etwas besaßen, das Kostbarste ein, was sie hatten, suchten solches zu sichern, gaben das übrige, was sie nicht mitnehmen konnten, Preis oder in die Hände zurückbleibender Aufseher und Freunde, und machten sich über den Rhein,

blos um ihr Leben vor der Wuth dieser (Alles) Gleichmacher und ihres schrecklichen Mordmessers zu retten.

Auch deinem Freunde wurde von vielen seiner Bekannten, die dieses Vorhabens waren, so stark zugeredet, daß er auch schon den Entschluß gefaßt hatte, sich und seine Familie einstweilen vor den bevorstehenden und mit sehr lebhaften Farben aufgetragenen Schrecknissen in Sicherheit zu setzen, und diesen Sommer in H., einer Stadt in Niedersachsen, fern von dem jetzigen Schauplatze des Krieges, still zu verleben. Es wurde daher einem dortigen Freunde der Auftrag zur Ausmittelung einer schicklichen Wohnung daselbst für mich und meine Familie gegeben, und im Innern des Hauses wurden schon alle Vorkehrungen getroffen, um die zurückbleibenden Habseligkeiten in verborgenen Behältern wo möglich für Raub und Plünderung zu retten. Allein ehe noch Antwort aus jener Stadt kam, trat der 9. Thermidor oder der 14. Julius 1794 ein, an welchem der blutgierige Hauptführer der Guillotine, Robespierre, welcher diese Mordmaschine hauptsächlich in permanente Bewegung gesetzt hatte, unter ihrer Sichel selbst den Hals hergeben mußte;. und nun traten statt des bisherigen Blut-Systems in Frankreich gemäßigtere Grundsätze ein, die mir schon vieles von der in mir aufgeregten Sorge benahmen. Auch wurden mir von mehrern meiner an den Grenzen von Frankreich wohnenden Freunde, die längst schon mit der republikanischen Verfahrungsart der Franzosen bekannt waren, sehr beruhigende Nachrichten darüber gegeben; ich faßte also den Glauben, daß es nunmehr auch hier so schlimm nicht aussehen würde, als man uns solches vorstellen wollte, wenn die Franzosen auch wirklich bis zu uns hindringen möchten, und als ich nun vollends die Nachricht erhielt, daß man in jener Stadt in diesem Augenblicke für mich und meine Familie keine schickliche Wohnung auffinden könne, so wuchs mir mit der Schwierigkeit, einen sichern Aufenthalt an an-

dern Orten zu finden, der Muth, und ich verband mich nunmehr mit einigen meiner hiesigen Freunde, angesehenen Staatsbeamten des Königs, welche wegen ihres Vermögens und ihrer zahlreichen Familien sich auch so leicht nicht mobil machen konnten, hier auf der Stelle zu bleiben und unser Schicksal in Ruhe zu erwarten.

Es gingen jedoch noch drei Monate hin, ehe die gefürchteten Republikaner bis nach Cleve vordringen konnten; daher auch noch manche von den emigrirten Royalisten diesen Zeitpunkt benutzten, und sich so lange hier aufhielten, als sie es ohne Lebensgefahr konnten. Viele von ihnen hatten sich mit edler Dreistigkeit in die hiesigen Familien-Cirkeln einzudringen gesucht, und da sie alle aus hochadelichem Blute entsprungen seyn wollten, so war ihnen dieses auch in mehreren Familien gelungen; ich hielte mich aber aus guten Gründen gern so viel als möglich von ihrem Umgange zurück, weil viele von ihnen durch ihr leichtsinniges und gallsüchtiges Betragen mir nicht achtungswerth schienen, und ließ sie gehen, ohne ihre Komplimente durch Gegen-Einladungen zu mir viel zu erwiedern. Dieses legten sie als eine persönliche Abneigung gegen sie aus, und brachten mich in ihren Coterien in den Geruch, den Emigrirten überhaupt abhold zu seyn.

Freilich — jenen stolzen, eingebildeten, leichtsinnigen Menschen, die um deswillen aus ihrem Vaterlande entlaufen waren, um ja kein einziges ihrer eingebildeten oder usurpirten Vorrechte zum Besten ihrer Mitbürger aufopfern zu dürfen, die auf der Grenze renommirten und schwelgten, und nichts mehr wünschten und hofften, als mit fremder Heeresmacht wieder ins Vaterland zurückzukommen, und dann ihren vermeinten Feinden und Widersachern durch Anderer Hülfe die Hälse brechen zu können; solchen Menschen, worunter sehr Vornehme waren, die auch hier sich herum trieben, konnte ich nach meinen Grundsätzen durchaus keine Achtung

oder Theilnahme widmen. Aber andere, besonders alte Personen, adelichen oder geistlichen Standes, die sich aus Gewissensgründen nicht hatten entschließen können, den Konstitutions-Eid zu leisten, und deshalb aus ihrem Vaterlande verbannt waren, oder solche, die als Güterbesitzer, durch die Wendung, welche das Revolutions-System unter Robespierre nahm, sich mit Grund in Frankreich nicht weiter sicher hielten, sondern um ihrer Güter willen das Mordbeil im Geiste schon über ihre Häupter schweben sahen, und sich deshalb aus Furcht aus dem Vaterlande entfernt hatten, ohne gerade den einmal herrschend gewordenen Grundsätzen und Meinungen des Staates entgegen zu streben — diese Emigrirten waren in meinen Augen nicht blos Gegenstände des Mitleids, sondern selbst oftmals sehr hoher Achtung, durch ihr stilles musterhaftes würdevolles Betragen, welches sie hier bei uns und überhaupt im Auslande bewiesen; und da sie mehrentheils Freunde der ersten Konstitution waren, die eine auf gerechte Grundsätze zurückgeführte gemäßigte Monarchie in Frankreich hatten einführen wollen, welche eben daher auch damals von vielen der vorzüglichsten Männer Deutschlands, einem Klopstock, Wieland, Jacobi, Dohm und mehreren, gerechten Beifall erhielt: so waren mir diese Ausgewanderten um so schätzbarer, weil ich im Grunde eines politischen Glaubens mit ihnen war, und das unglückliche Frankreich von Herzen bedauerte, aus dem glücklichen Zustande einer solchen gemäßigten Einherrschaft in einem einzigen Jahr, leider! in eine Republik, dann in eine Oligarchie und endlich gar in eine — Sansculotten-Herrschaft übergegangen zu seyn, welche jetzt alles das Unglück über diesen Staat und über seine Nachbarn brachte, dessen Andenken auf immer und ewig ausgelöscht zu sehen, nachher der einstimmige Wunsch jedes Menschenfreundes und eines jeden edelgesinnten Franzosen gewesen und immer seyn wird. Dieses begriffen aber die hiesigen, zuerst gedachten,

leichtsinnigen Emigrirten nicht, sondern meinten, wer nicht mit vollen Backen mit ihnen sey, daß er wider sie wäre. So unrichtig aber auch diese Schlußfolge war, so änderte doch dieses mein Betragen gegen sie nicht; sondern ich hielt mich immer, so weit es geschehen konnte, ohne unhöflich zu seyn, in einer gewissen Entfernung von ihnen, und ließ mich auch nicht durch ihre Vorbildungen von dem Betragen ihrer republikanischen Waffenbrüder schrecken, noch weniger aber in ihre Flucht vor ihnen mit hineinziehen, wie mehrere meiner hiesigen Freunde es thaten, sondern stärkte mich in dem Gedanken, und erfaßte den Entschluß, bei meinem Herde zu bleiben und mit Ergebung der so schreckbar geschilderten Zukunft entgegen zu sehen.

Gleichwohl sahe es doch damals hier trübe genug aus: das fortwährende Flüchten so vieler französischen und brabantischen Familien durch diese Stadt; die schnelle Entfernung mancher uns werth gewesenen Bekannten von hier, und, nach dem Einrücken der Republikaner in Lüttich, die förmliche Erklärung der hiesigen Landesbehörden, daß man sich preußischer Seits nicht länger an das linke Rheinufer zu halten, und Cleve also auch nicht weiter gegen das Eindringen der Franzosen zu schützen vermöge, verbunden mit der gleich darauf folgenden eignen Entfernung fast aller Glieder der preußischen Regierung und Kammer, mit allen Landes-Kassen und Archiven, von hier nach dem jenseitigen Rheinufer hin, — erregten bei uns in Cleve wahrlich allgemeine Bestürzung, und brachten gewiß auch in mir keine ruhige Stimmung hervor. Das einzige, was mich bei dieser Crisis noch aufrichten konnte und mußte, war, wie ich schon sagte, der feste Entschluß einiger Glieder der Landesregierung, unserer Freunde, nach der ihnen vom Könige gestatteten Freiheit, bei uns in Cleve zu bleiben und das Schicksal des Landes mit ihren Mitbürgern zu theilen.

Dieses blieb auch nunmehr nicht lange mehr zweifel-

haft; die Republikaner rückten immer näher an unsern Grenzen heran, und die englisch-hannöverische Armee, welche von ihrer Nord-Armee unter Pichegrü allenthalben zurückgedrängt wurde, suchte mit Eilmärschen in unserer Gegend unter die Kanonen von Nymwegen zu kommen. Sie kantonnirten indessen noch über 14 Tage an der Maas, und der kommandirende General, Herzog von York, hatte sein Hauptquartier zwei Stunden von hier auf dem adelichen Hause Germenseel, welches der hier wohnenden Familie von Rodenberg gehörte, bis die französische Armee der Maas näher kam; da brach diese hannöverische Armee schleunig auf; ihr aus 9000 Mann bestehender Nachtrab kam in den ersten Tagen des Oktobers in Eilmärschen unserer Stadt nahe vorbei, und wir kamen glücklicher Weise mit dem Schrecken davon, diese dem Ansehen nach höchst verwildert aussehenden flüchtigen Truppen blos nur gesehen zu haben. Nun warf sich der Herzog von York mit dem größern Theil dieser Armee in Nymwegen hinein, und überließ der Discretion des Feindes des Freundes Land diesseits des Rheins.

Jetzt mußte Cleve also mit jedem Tage die sogenannten Neufranken oder republikanischen Franzosen in ihren Mauern erwarten. Sie kündigten sich, wie gesagt, überall in ihren Proklamationen nicht an wie Feinde, sondern als Freunde der Unterdrückten und vor allen des gemeinen Bürgers und Landmannes. Es entstand daher bei vielen zurückgebliebenen Gutsbesitzern, Beamten und vermögenden Personen in dieser Stadt die Besorgniß, daß der gemeine Haufe bald suchen würde, mit den Republikanern (nach der damaligen Sprache zu reden) zu fraternisiren, und unter ihrem Beistande dem Wohlhabenden Gewalt anzuthun. Um diesem zuvor zu kommen, wurde vorzüglich von den zurückgebliebenen königlichen Beamten, denen nicht ganz ohne Grund vor der Ankunft der Franzosen am meisten bange seyn mußte, eine permanente Wache unter den Bürgern ein-

gerichtet, welche bei der Ankunft der neuen Freunde, sie freundlich in Empfang nehmen und in die Stadt einführen sollte; und um diese Einrichtung den in dieser Zeit an der Tagesordnung stehenden Gesetzen der Gleichheit gemäßer zu machen, überließen diese Beamten das Kommando dem Magistrate und vorzüglich den Bürger-Kapitains dieser Stadt, und ließen es sich gefallen, gleich den gemeinen Bürgern zur bestimmten Zeit und Stunde an den Thoren und vor dem Rathhause auf ihren Posten Wache zu stehen. Und so sah man denn freilich zuweilen schon damals, nach dem höchsten Gesetze der bürgerlichen Gleichheit, königliche Räthe und Schuhflicker auf der Wache neben einander.

Dein Freund, dem eine solche Furcht vor dem Clevischen Pöbel nicht eigen war, und der seiner schwachen Gesundheit wegen nicht solche Gleichheits-Proben mitmachen konnte, hatte sich gleich bei der ersten Aufforderung erklärt, an seiner Stelle einen tüchtigen Wehrmann, wie billig, schicken zu wollen; allein der französische Sanscülotismus war schon dermaßen in die Brauseköpfe einiger Clevischen Bürger gefahren, daß sie schlechterdings meine persönliche Erscheinung verlangten. Der Kapitain unserer Kompagnie, ein großer Sprecher im Volke, kam also auf Anlaß dieser Menschen zu mir hin und bedeutete mir, daß ich mich zum persönlichen Wachthalten würde einfinden müssen, wenn ich nicht in Gefahr kommen wollte, mit Gewalt dazu aus dem Hause geholt zu werden. Statt einer ausführlichen Antwort holte ich ein Paar tüchtige Pistolen herbei, und legte sie vor den Augen des Kapitains auf den Tisch, mit der fest ausgesprochenen Erklärung, „daß sie in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo Alle und Keiner schien etwas zu befehlen zu haben, demjenigen unfehlbar zu Diensten ständen, der sich ermächtigen würde, mich zum persönlichen Wachthalten mit Gewalt aus dem Hause zu holen; bis heran wäre ich mit seiner (des Kapitains) und meiner übrigen Mitbürger Be-

wachung vollkommen zufrieden gewesen, und dächte es auch noch ferner zu seyn, und würde denjenigen redlich belohnen, den er (der Kapitain) an meiner Statt dazu hinstellen würde; sanscülottischen Zwang aber gestatte ich nicht." Diese freimüthige Erklärung gefiel meinem Kapitain (einem feurigen Demagogen, aber doch einem rechtlichen Manne), vor allem aber das große Vertrauen, das ich hiebei in ihn und in die Bürgerschaft setzte. Er erhob sich auf einmal vom Stuhle, warf sich in die Brust und erwiederte mit derber kraftvoller Stimme: „daß ihm meine schwache Gesundheit bekannt sey, und auch eben so gut und noch besser meine ächte Bürger-Gesinnung; wenn also die Rede wieder davon seyn würde, mich zum persönlichen Wachtdienst mit Gewalt heranziehen zu wollen, so würde er schon für mich auftreten, und sich selbst für mich anbieten, die Wache zu halten, und der Teufel solle dann den Belhammel holen, der nicht mit seiner eignen (des Kapitains) Person zufrieden seyn wolle." Dieses Erbieten nahm ich dankbarlich an und hatte nun vor solchen Zumuthungen Ruhe, und bewies dadurch meinen Freunden, den vorgedachten Räthen, die dieses persönliche Wachthalten, aus Furcht vor dem Clevischen Pöbel, organisirt hatten, daß ich, obgleich ein Ausländer, meine Leute besser kannte als sie, und daß unsere Mitbürger aus der geringern Klasse, an Gehorsam gegen die Gesetze gewöhnt und durchgängig mit ihren wohlhabenden Mitbürgern und Obern zufrieden, zu solchem Fraternisations-Unfug gegen sie und ihr Vermögen nicht fähig seyn würden.

Der Erfolg zeigte es auch bald, daß ich richtig geurtheilet hatte, und daß die Furcht vor dem sanscülottischen Gleichheits-Systeme unserer Mitbürger aus der ärmern Klasse eitel und vergeblich gewesen; denn als sich einige Tage nach dieser Wachtgeschichte der Besuch der siegenden Republikaner wirklich bei uns einfand, so geschah dieses ganz

unvermuthet, und so ruhig und still, daß man auch nicht die geringste Bewegung unter der gemeinen Klasse bei diesem für uns gewiß sehr bedeutenden Wechsel der Dinge bemerkte, und daß sogar unsere neuen Brüder und gebietenden Freunde schon in der Stadt waren, ehe wir wußten, daß sie es waren!

Dieser für Cleve ewig merkwürdige Tag, woran eine zwanzigjährige Herrschaft des französischen Volkes über diese Stadt und Land ihren Anfang nahm, war der 19. Oktober 1794, dessen nächste Folgen auf uns, dir zu schildern dem folgenden Briefe vorbehalten seyn soll. Jetzt lebe wohl!

Dritter Brief.

Cleve unter der Herrschaft der Neufranken vom 19. Oktober 1794 bis zum Uebergange derselben über den Rhein bei Paudern nach Holland den 10. Januar 1795.

Cleve im April 1814.

In meinem vorigen Briefe, lieber Freund, bin ich in meiner Erzählung bis an jenen für Cleve in seinen Annalen ewig denkwürdigen Tag gekommen, wo wir, von unserm bisherigen Regenten uns selbst überlassen, einer mächtigen sich gewaltsam verjüngten Nation ohne unser Wollen uns ruhig unterwerfen, und ihr die Hand zur innigen Verbindung, nach ihrem Sinn, geduldig darreichen mußten.

Der nachherige Marschall Ney, zuletzt Fürst von

Moskowa, war derjenige französische Heerführer, der uns, als damals kommandirender Oberst oder General-Adjutant des Vortrabs der Nord-Armee, an diesem Tage mit einem fliegenden Korps von 300 reitenden Jägern in Besitz nahm, und wir hätten in der That nicht einmal gewußt, daß es die republikanischen Krieger, die (uns sich angekündigten) Erlöser von allen den (nach ihrer Meinung) uns drückenden bürgerlichen Uebeln, gewesen wären, wenn nicht der Zufall gerade gewollt hätte, daß ein anderer reitender Jäger von dem bei der englischen Armee dienenden Royalisten-Korps Rohan, der eben so gekleidet, als die republikanischen Jäger, und als Ordonnanz an den hiesigen Magistrat abgesandt war, von seinen republikanischen Stiefbrüdern gleich an der weißen Kokarde erkannt, verfolgt und vor dem Hause des Bürgermeisters selbst gefangen gemacht worden wäre; da merkten wir erst, daß sich die ersten republikanischen Krieger in unsern Mauern befanden.

Der Stadt-Magistrat versammelte sich gleich, um den kommandirenden Offizier Namens der Stadt in corpore zu bewillkommen, und seine weitern Anordnungen von ihm zu vernehmen. Ney ließ sie zwar vor sich; er empfing sie aber entweder als stolzer Republikaner, oder auch (wahrscheinlicher) als ein von Anstrengungen und Nachtwachen ermüdeter Krieger, auf einem Kanapee liegend, und redete den wortführenden (unglücklicher Weise mit etwas schwerer Zunge redenden) Bürgermeister und seine Begleiter in seinem rauhen Elsasser-Deutsch mit strengem barschem Tone an. Er verlangte aber für jetzt nichts weiter als Essen und Trinken und Futter für Mannschaft und Pferde, welches in den hiesigen Thiergarten geschafft werden mußte, und entließ sie hierauf ohne weitere Umstände. Nach einigen Stunden Ruhe setzte er sich zu Pferde, und zog mit seinem Detaschement zum Thiergarten hin, um dort die Nacht zu kampiren. Ein Theil dieses Trupps kam unter Neys Anführung meinem

Hause vorbei, und ich sahe da, freilich an ihren Kleidern und Pferden, die schrecklichen Anstrengungen, die auf dem Vortrabe eines, seit langer Zeit immer in der Verfolgung eines fliehenden Feindes begriffenen Heeres vorzüglich lasten; indessen waren die Krieger doch noch ziemlich freundlich gestimmt. Einige von ihnen hielten vor einem Bäckerladen, unserm Hause gegenüber, und verlangten Branntwein und Brod, und als die Bäckerin dafür Zahlung verlangte, gaben sie ihr die fast noch einzige republikanische Münze, die ihnen vielleicht übrig war, nemlich Assignaten dafür; bei ihrer Weigerung aber, dieses ihr unbekannte Papiergeld anzunehmen, war einer der Jäger, wie ich sahe, gutmüthig genug, seine Tasche umzukehren und alles von klingender Münze daraus hervor zu suchen, was er besaß, welches freilich blos in ein Paar Kupferstücken bestand. Ney bivakirte oder hielt nur eine Nachtwache hier im Thiergarten, und ritt mit seinem Korps den folgenden Morgen nach Cranenburg hin. In dieser Gegend trieben sich noch englische Freibeuter und leichte Truppen in großer Anzahl herum. Ney machte auf diese Herumschwärmer Jagd, und als er sie mit blutigen Köpfen wieder nach Nymwegen getrieben, so kam er, an eben dem Tage noch, wieder durch Cleve zurück, ohne sich weiter um die Stadt zu bekümmern; die ganze Absicht seiner Erscheinung bei uns war also blos eine Rekognoszirung des Feindes. Allein wenige Tage darauf kam der Kriegs-Kommissair Renout aus dem in Geldern gelegenen Hauptquartier des General Moreau, der die Avantgarde der Nord-Armee kommandirte, hieher, und nahm einige Magistrats-Personen aus der Stadt mit dahin, um den Hauptpunkt der Lebensmittel und der Fourage für die anrückende Armee zu reguliren; denn das Magazin-Wesen war bei den republikanischen Truppen ganz aus der Mode gekommen; sie setzten sich überall, wo sie hinkamen, bei ihren Wirthen zu Tische, und die Pferde an ihre Krip-

pen, und erleichterten sich auf solche Art die Führung des Krieges, und noch mehr, den Sieg über ihre mit Magazinen noch einherziehenden Feinde. Gleich darauf erschienen nunmehr auch schon Proklamationen und Verfügungen genug aus dem französischen Hauptquartier, alle unter der Firma: Liberté, Égalité, Fraternité ou *la Mort!!* wir wußten also nun bald, was für eine Alternative unserm Ungehorsam bevorstehen würde. Auch sah man jetzt schon die dreifarbige Kokarde an vielen Clevischen Hüten; als aber ein Paar Tage hernach ein blinder Lärm ein Detaschement Oesterreicher, von Emmerich aus, auf Cleve anrücken ließ, flogen diese Kokarden auch eben so geschwind wieder von den Hüten herunter, so daß die Straße damit wie besäet aussahe. Bei näherer Erkenntniß des Irrthums suchte man sie jedoch wieder hervor, und der Clevische Bürger nähte dieselbe, zum Beweise seiner guten republikanischen Gesinnungen, fest an den Hut.

Nun blieb alles noch acht Tage hier ruhig und still, ausser daß der Kriegs-Kommissair am letzten Tage der Woche alle Gewehre und Waffen der Bürger, sous peine de Mort, auf das Clevische Rathhaus abliefern ließ. Mir kostete dieser Todesbefehl auch ein Paar sehr erlesene Pistolen, worüber mir ein Schein bei der Ablieferung zugestellt wurde; ich habe sie aber doch niemals wieder gesehen, sondern diese Pistolen sind zuverlässigen Berichten zufolge in die Pistolen-Halfter eines französischen Husaren gerathen. Den folgenden Tag kam ein Kommando solcher Husaren aus dem Hauptquartier hieher, welches den alten Magistrat nach dem Befehl des Kriegs-Kommissairs nach Cranenburg abführen mußte.

Dieser alte Magistrat war den Republikanern für ihre Kriegs-Operationen viel zu schwerfällig und langsam; sie suchten daher und fanden auch bald einen Vorwand, ihn plötzlich ganz unthätig zu machen. Der Kommissair ließ

nemlich alle Glieder desselben an diesem Tage unvermuthet in ihren Häusern aufgreifen und unter der Behauptung, daß sie noch zu Preußisch gesinnt wären und daher zur Sicherheit hinter die Armee gebracht werden müßten, sie insgesammt in einem Wagen nach gedachter Stadt Cranenburg bringen. Während dieser Zeit wurde eine andere Munizipalität für die Stadt und das Land eingerichtet, wozu der Kriegs-Kommissair einen dem französischen System zugethanen Präsidenten, nebst einigen affiliirten Emissarien zu Mitgliedern ernannte, die übrigen aber überließ er den hier gebliebenen preußischen Beamten, sie selbst aus ihrer Mitte zu wählen. Diese aus 13 Personen bestehende neue Munizipalität wurde gleich von ihm installirt und in Thätigkeit gesetzt, und nun holte man den alten in große Angst und Schrecken gerathenen Stadt-Magistrat noch an eben dem Abend ohne weitere Umstände wieder zurück.

Von diesem Tage an ging bei uns hier alles schon ziemlich nach republikanischem Fuße. Die Proklamationen unserer neuen Freunde und Retter vom despotischen Joche, welche insgesammt, wie gesagt, jenes Aushänge-Schild hatten, setzten alles gleich in lebhaften Schwung; die Requisitionen wurden mit großem Eifer betrieben, und alles im Ueberflusse herbeigeschafft, was Küche und Keller vermochten, um die schon vor und nach sich einfindenden brüderlichen Citoyens in gute Stimmung zu setzen. Dieser Eifer wurde nun freilich verdoppelt, als die Generale van Damme und Compere am 12. November mit der Moreauschen Division, die jetzt Macdonald hieß, in Cleve einrückten und hier ihr Hauptquartier nahmen. Die Unruhe und Einquartierungs-Beschwerden, die jetzt auf uns lasteten, ist nicht möglich, dir zu beschreiben, lieber Freund; Tag und Nacht war keine Ruhe, und dein bekanntlich nicht nervenfester Freund hat mehrmalen mitten in der Nacht in bitterer Kälte sich aufmachen und zur Munizipalität hineilen müssen, um einem

zu seinen schon reichlich ihm zugewiesenen Gästen noch hinzukommenden neuen Gast ein anderes Unterkommen (obgleich gewöhnlich vergeblich) zu schaffen.

Viele, sehr viele dieser Krieger hatten eine geduldige milde Gesinnung. Hunger und Kummer, und Furcht vor der Guillotine hatte auch sie vom ruhigen Herde ins Schlachtfeld getrieben; sie waren daher in der Regel schon selbst mit allen Schrecknissen bekannt, welche den armen Bürger und Einwohner, wo sie als Feinde oder ungebetene Krieger hinkamen, befielen; allein die unaufhörlichen Gefechte und das ewige Morden hatte auch den Sinn von manchen von ihnen gegen Alles gleichgültig gemacht. Sie nahmen Ueberfluß mit, wo sie ihn fanden, und wußten ihn auch schon herbeizuziehen, wo sie ihn versteckt oder geweigert glaubten; sie hatten aber auch Hunger leiden gelernt, wo alles vor ihnen schon weggezehrt war, und bewiesen Geduld, die bewunderungswürdig und für so rastlos herumgetriebene Krieger oft musterhaft war. Zudem war damals Gehorsam gegen das Gesetz, zum wahren Glücke der Länder, wohin sie kamen, ihnen sehr heilig, besonders stand das Munizipal-Amt bei ihnen in großem Respekt; ein Beamter, mit seiner Amts-Schärpe bekleidet, war schon damals im Stande, die unbändigsten Offiziers und Soldaten durch das einzige Wort: „Au Nom de la Loi," in Schranken zu halten; dagegen aber hatten die Zauberworte: „Freiheit und Gleichheit," auch wieder eine fast grenzenlose Ausdehnung bei ihnen, wovon auch wir hier manche Beispiele sahen.

Die erste Probe gab uns, schon wenige Tage nach der Ankunft des Hauptquartiers, die feierliche Aufrichtung des Freiheitsbaumes hier auf dem Markte. Die gesammte Munizipalität zog mit den ersten Militair-Gewalten in feierlicher Ordnung dahin, der Freiheitsbaum wurde errichtet und von der Munizipalität und den ersten der Krieger in einem Kreis umschlossen, patriotische Reden gehalten, das

Marseiller Lied angestimmt und dann in wilden Zügen bis zur Ermüdung um denselben getanzt; dann folgte der Bruderkuß, und mitunter vielleicht auch Schwesterküsse nicht minder für die in der Nähe des Kreises sich besonders andrängenden vielen patriotischen Schwestern, und endlich ging das Freiheits-Heer von selbst wieder auseinander. In diesem Taumel ergriffen die Brüder vom sogenannten Pöbel oft den Arm ihrer Vorgesetzten, und drehten sich mit ihnen in wilden Kreisen um den Freiheitsbaum herum, und der Beamte durfte sich dessen nicht weigern, um seinen Civismus oder Bürgersinn nicht verdächtig zu machen! Mit welchen Gefühlen dieses von den zurückgebliebenen preußischen Räthen geschah, welche als Munizipal-Beamten diesen ernsten Freiheits-Schwank mitmachen mußten, läßt sich leicht denken; einige von ihnen haben, nach ihrer eigenen Versicherung, bis zum Schwindel und Hinsinken mittanzen müssen! Auch dein Freund war, um keinen Verdacht gegen sich zu erregen, der geschehenen Aufforderung zufolge am Morgen dieses Tages, gleich den meisten übrigen Einwohnern der Stadt, auf dem Markte erschienen; als aber die Haupt-Feierlichkeit sich bis zum Nachmittage verzog, so dispensirte er sich vom weitern Bleiben daselbst und ging im Getümmel still nach Hause, ohne daß dieses Zurückbleiben besonders bemerkt oder von einem seiner ihm durchgehends wohlwollenden Mitbürger zur Rüge gebracht wurde.

Eine andere Probe des jetzt oben schwebenden bürgerlichen Gleichheits-Systems sahen wir in unserer hiesigen Societät. Diese war in den ersten Tagen der Ankunft unserer Freiheitsbrüder oft dermaßen angefüllt, vom Bruder General an bis zum Bruder Fuhrknecht herab, daß die eigentlichen Glieder zuweilen in den drei großen Sälen des Societätshauses, selbst kaum ein Plätzchen f ü r s i c h weiter fanden, und an diesem so zahlreichen Bruder-Besuch war lediglich der kostbare R h e i n w e i n des Societätskellers schuld;

dieser floß in die republikanischen Kehlen hinab wie Wasser, und wurde Anfangs blos mit Lobgesängen auf seine Tugend und herrliche Kraft und mit republikanischen Freiheits-Liedern bezahlt; als aber dem Societäts-Kellermeister das Herz blutete, daß so manches Hundert von Flaschen dieses kostbaren vaterländischen Rebensaftes auf eine so gemeine Art ausgeleert wurde, so trug er bei dem General van Damme endlich auf eine Vergütung derselben an, und fand auch sogleich bei ihm billiges Gehör; die Flasche wurde also von dem Momente an auf 3 Livres gesetzt, und nun gegen diesen Preis der Ueberrest der noch vorhandenen Societäts-Weine in wenig Tagen heruntergeschickt. Nach diesem, als das Oehlkrüglein zu fließen aufgehört hatte, verschwanden die Gäste und wurden nicht weiter gesehen.

Auffallend genug war es indessen doch für den stillen Beobachter, das große Gemisch und Gewühl von Kriegern von allen Graden hier zusammen zu sehen; Generale, Kapitains, Korporals und Fuhrknechte mit ihren zinnernen Schaumlöffeln am Rocke, saßen hier in friedlichen Gruppen durcheinander und ließen sich bei einem Spielchen Piquet oder unter patriotischen Gesängen unsern herrlichen Niersteiner trefflich schmecken, und gaben zuletzt unserm ehrlichen Kellner mit wahrem Vergnügen jedesmal ein 3 Livres-Stück in Assignaten dafür, wohl wissend, daß er in Frankreich selbst keine 3 Sous dafür erhalten würde, welcher hohe Werth aber ihm und uns damals noch völlig unbekannt war.

So spukte also der listige Geist der neufränkischen Gleichheit und Gleichmacherei schon zeitig bei uns herum, und bald fing er auch öffentlich an, sich über alle unsere innere und äußere Einrichtungen mit Macht zu verbreiten. An Schulen und Gottesdienst wurde nicht weiter gedacht, sondern die Kirchen und andere öffentliche Gebäude wurden zu Heu- und Kornmagazinen oder zu Schlachtereien gemacht.

Der hiesige Thiergarten wurde bald aller seiner Pallisaden beraubt, vorab aber seine schönsten Zierden, die vielen edlen und schönen Dammhirsche, von dem Vater des Generals, einem gewaltigen Nimrod, in Gesellschaft einer Menge von Jägern in einem Tage alle weggeschossen und mit ihren Häuten die (freilich etwas nackten) Lenden unserer neuen Brüder bekleidet; ferner wurden auch alle dortige Sinnbilder der vorigen Herrschaft, die Adler, Löwen und Bildsäulen, als Zeichen der vorigen Tyrannei, auf höhern Befehl umgestürzt, die in den Staatsgebäuden vorhandenen Bilder der Könige herbeigebracht und auf öffentlichem Markte verbrannt, alle Symbole des Königthums zerstört und von der vorigen Ordnung so viel als möglich nichts übrig gelassen.

Diese Umwälzungen gingen bei uns schon in der ersten Zeit vor, wo alles noch bei uns in floribus war; nur fehlte es uns Clevern gleich Anfangs schon zufällig an Salz, weil das für unsere Stadt bestimmt gewesene Salz aus den Markischen Salinen, unglücklicher Weise gerade noch zu Emmerich lag, als uns die neufränkischen Brüder in ihre Arme genommen. Nun legten die Oesterreicher in Emmerich gleich ein Embargo darauf, als auf ein Bedürfniß, das man dem Feinde nicht dürfe verabfolgen lassen; eine Maxime im Codex des Krieges, die freilich den unglücklichen schuldlosen Bürger hauptsächlich nur traf. Die hier zurückgebliebenen preussischen Beamten versuchten nun zwar, mit Bewilligung des Kommandanten van Damme, die Oesterreicher zu mildern Gesinnungen in Rücksicht unserer zu bringen, es war aber umsonst; sie waren das uns zuständige Salz loszuwirken nicht im Stande. Van Damme beschloß also, den Oesterreichern für ihre unmenschlichen Gesinnungen gegen uns eine derbe Lektion geben zu lassen, und schickte an einem heitern Winterabend ganz unvermuthet eine Haubitzenbatterie nach dem diesseitigen Rheinufer, Emmerich gegenüber,

und ließ diese unglückliche Stadt von dort aus beschießen, und in wenig Minuten waren alle Thürme von Emmerich schon in lichte Flammen gesetzt. Dieses schreckliche Schauspiel erblickte ich aus dem Fenster meines Wohnzimmers, woraus ich Emmerich wahrnehmen konnte, und eilte gleich zur Societät, um dort vielleicht die Ursache dieses gräßlichen Brandes in Erfahrung zu bringen. Der mit dieser Expedition beauftragte Adjudant kam aber zu gleicher Zeit schon mit der Batterie wieder zurück, und rapportirte seinem in der Gesellschaft befindlichen General mit großem Frohlocken: wie gut und schnell er den Oesterreichern für ihre unmenschliche Salz-Weigerung eingeheitzt habe; billig hätte er aber sagen müssen: „Den armen Einwohnern in Emmerich," denn diese waren es doch, denen dieses grausende Verfahren zunächst auf den Hals fiel. Die in den Kirchen gelegenen Heu- und Haber-Magazine geriethen alle in Brand, doch wurden glücklicher Weise bei der stillen heitern Luft nicht viele Bürgershäuser beschädigt, und es half so viel, daß unserer Salznoth durch eine Konvention zwischen Cleve und Emmerich nothdürftig abgeholfen und dadurch wenigstens dem mordbrennerischen Unwesen ein Ende gemacht wurde. Doch war das Quantum, was man uns verabfolgen ließ, bei weitem nicht hinreichend, um unsere hier und nahe um uns herumliegenden Gäste, die mehr als 10,000 Mann starke Macdonaldsche Division, mit dem nöthigen Salz zu versorgen, sondern die Franzosen mußten zu ihrem und unserm nothwendigen Bedarf so lange Seesalz aus Flandern und Brabant herbeikommen lassen, bis Nymwegen seine Thore den Republikanern geöffnet hatte.

Diese Stadt war schon seit mehrern Wochen von ihnen belagert, und wurde mit 24pfündern dermaßen beschossen, daß mein ganzes Haus davon hier erschüttert wurde, und das Bett oft unter mir bebte, obgleich Nymwegen wohl 4 Stunden von Cleve entfernt ist; endlich sollte gestürmt

werden, da zogen sich die Engländer und Hannoveraner auf das linke Ufer der Waal, und ließen nunmehr den Weg nach Nymwegen offen.

Während des, daß die Republikaner diese Festung besetzten, hatte ich einen sonderbaren Auftritt mit zweien von der Belagerungs-Armee hieher gekommenen Kriegern, zweien Wachtmeistern von den reitenden Jägern, welche mir zu meinen übrigen Offiziers und Soldaten ins Quartier gelegt wurden. Sie verlangten ein jeder ein besonderes Bett, und daß die Bedienten der Offiziers, die damals des Gleichheits-Firlefanz wegen „Attachés" hießen, ihnen ihre Betten einräumen sollten, und als dieses nicht bewirkt werden konnte, wurden sie mürrisch und verlangten eine Flasche Wein nach der andern, wozu sie ihre Kameraden einluden. Ich ließ ihnen nebst den andern Offiziers zu essen und zu trinken geben, was sie verlangten, allein auf einmal erscholl ihre brüllende Stimme durchs Haus: Où est le Maitre? ich ging zu ihnen hin, und gleich kamen sie mit dem Glas in der Hand mir mit der Gesundheit entgegen: Vive la Republique! Um diese wüsten Menschen, wovon einer am Fuße stark blessirt war, nicht in üble Laune zu bringen, that ich, so gut ich konnte, ihnen Bescheid, und setzte mich nun zu einem von ihren geladenen Gästen, einem batavischen Hauptmann, mit dem ich in deutscher Sprache ein Gespräch anfing, weil ich mit der französischen nicht so gut fortkommen konnte. Mitten in der Unterhaltung setzte sich einer dieser Wachtmeister mir zur Seite, und beschaute mich immer mit spöttischer Miene von vornen und von hinten. Ich merkte bald, daß der Mensch mir etwas anhaben wollte, und that Anfangs nicht, als ob ich darauf Acht hätte; er machte es aber mit seinem höhnischen Beschauen so arg, daß ich endlich gezwungen war, ihn ernstlich zu fragen: „was er nur wolle?" Er antwortete mit kalter und höhnischer Miene: „Y-a-t'il long-tems, Monsieur! que vous étes

Autrichien?" Das Gefährliche und Boshafte dieser Gegenfrage war mir gleich einleuchtend; ich erwiederte also mit entschlossener Miene, wobei ich ihn strenge anblickte: „Que veut dire ça, Citoyen?" Nun stand er auf und sagte, indem er mit spöttelndem Ernst an meinem Haarzopfe rührte: „Parceque vous portéz encore cette Queue!" Im Grunde froh, dieses zu hören, antwortete ich ihm mit gleichgültiger Miene: „Rien que ça? Cel acessera demain!" und nun wandte ich mich wieder an meinen batavischen Hauptmann, und setzte meine unterbrochene Unterhaltung mit ihm fort. Aber jetzt fing der andere Wachtmeister, der sich seinen verwundeten Fuß bei Tische verband, vermuthlich aus Schmerz an schrecklich zu toben über die „Maudits Aristocrates," denen er nur einen Hals wünschte, um ihn mit seinen Zähnen zerfleischen zu können, wobei er mich ansehend, das Tischtuch mit geballter Faust ergriff, und es nach sich hinriß, daß alles vom Tische auf die Erde fiel. Ich sah, daß ich hier mit Enragés zu thun hatte, und schwieg also still; aber nun nahm sich der batavische Hauptmann der Sache an, und sagte ihm mit ernster Miene: „Laissez le Maitre en Répos; c'est un bon Citoyen!" Sie schwiegen nun still und ich fühlte mich glücklich, als ich mich endlich aus ihrer Sphäre wegschleichen konnte. Kaum waren sie am folgenden Morgen aufgestanden, so war ihr erstes Wort: „Du vin!" und das zweite: „Où est le Maitre?" Das erste gab man ihnen gleich, in Ansehung des letztern ließ ich ihnen aber sagen, daß ich noch zu Bette liege; nun setzten sie sich nach ausgeleerten Flaschen zu Pferde, und ritten davon. Wer war froher als wir!

Allein kaum eine Stunde hernach kam ein Theil der Belagerungs-Armee von Nymwegen hier durch, und unserm Hause vorbei, und wen ich zuerst sah, waren meine beiden Wachtmeister, welche als Eclaireurs mit gespanntem Hahn vorauf ritten; ich fuhr vor Schrecken zusammen, und glaubte

sie beide schon wieder im Geiste in meinen Stall einreiten zu sehen; allein sie zogen glücklicher Weise mit der Brigade durch die Stadt und auf Buderich zu, wo diese wüthigen Menschen unter den Trümmern dieses erstürmten Forts vermuthlich die ewige Ruhe gefunden haben. Ich habe sie wenigstens, Gottlob! niemals wieder gesehen.

An eben diesem Tage, woran ich diese Schreckensscene bestand, mußte ich noch eine andere, mein Gemüth noch weit mehr ergreifende Trauerscene erfahren.

Seit zwei Monaten hatte ich wegen gänzlicher Sperrung der Posten nicht das mindeste von einem in Aachen wohnenden Bruder vernommen, und hatte also einige Tage vor dieser Geschichte die mir dargebotene Gelegenheit ergriffen, mit der französischen Feldpost an ihn zu schreiben, und ihn um Nachricht von seinem und der Seinigen Ergehen zu bitten. An obgedachtem Schreckenstage kommt einer meiner Schwäger, der mit einem Paß vom General Jourdan versehen, glücklich durch die französische Armee durchgekommen war, unvermuthet hieher, und gibt mir, leider! die erste traurige Nachricht vom Tode dieses Bruders. Schrecken und Kummer bei dem Einmarsch der Neufranken in Aachen hatten ihn plötzlich auf das Krankenlager, und seit einem Monat schon ins Grab gebracht! — ihn, an den ich noch vor wenig Tagen, ohne auch nur seinen Tod zu ahnden, als an einen Lebenden schrieb!!

Unter diesen Ereignissen floß der erste Monat unserer neuen Freiheits-Epoche dahin. Mit dem Anfange des Dezembers sahen wir schon die herben Früchte dieses uns so herrlich vorgespiegelten Gutes, in der starken Abnahme der Lebensmittel aller Art, die der ungeheure Andrang unserer brüderlichen Mitesser bewirkte. Gutes Fleisch und Gemüse wurde immer seltener und seltener in Cleve; Weißbrod wurde öffentlich nicht weiter gebacken, und Schwarzbrod war schon fast das einzige Nahrungsmittel für Alle; weil aber

den Bäckern das Korn und Holz dazu aus den republikanischen Magazinen abgereicht wurde, so durften sie dieses bei schwerer Strafe nicht anders, als gegen Assignaten verkaufen. In diesem Punkte erhielt also diese republikanische Münze einen gezwungenen Kurs, sonst aber hatte man schon mit diesem Monat keinen Glauben weiter daran.

Anfangs traute man ihrer Gültigkeit noch einiges zu; allein die Liberalität, womit unsere Freiheitsbrüder gelegentlich diese famöse Münze in Umlauf brachten, erweckte schon großen Zweifel dagegen, und bald wurde man aus dem Moniteur und aus andern Nachrichten aus dem Innern mit Schrecken von ihrem wahren Gehalte überzeugt; nun hörte in der Stadt aller Handels-Verkehr auf. Indessen wurden die Truppen noch immer mit dieser National-Münze bezahlt, um Brod und Branntwein dafür kaufen zu können, welche gegen einen bestimmten National-Werth dieser Münze dafür verkauft werden mußten. Auch suchte man den Assignaten noch in andern Dingen einen erzwungenen Werth zu verschaffen; dieses gelang aber nicht, sondern starkgläubige oder unwissende Krämer nahmen sie zwar noch für den vollen, oder den National-Werth wenigstens, an; die meisten aber verbargen ihre Waaren und wollten lieber nichts verkaufen, als sich dieses zweifelhafte Papiergeld aufdringen lassen. Dieses veranlaßte nun freilich von den französischen Behörden ein scharfes Arreté nach dem andern, gegen diejenigen, die solche nach dem von dem Convente bestimmten National-Werth verweigern, oder zu dekreditiren, das ist in üblen Ruf zu bringen versuchen würden; welches dann auch mitunter zu manchen boshaften Denunciationen Veranlassung gab, wodurch angesehene redliche Männer oft in die größte Verlegenheit, und selbst sogar in Leib- und Lebensgefahr kamen. So erging es gerade in dieser Zeit einem preußischen Beamten, einem sehr rechtlichen Manne und Steuer-Einnehmer eines benachbarten Kreises, dem ei-

nige Kontribuabeln die rückständigen Steuern um diesen Zeitpunkt in Assignaten abtragen wollten, und der, vermuthlich weil er sie bat, mit ihrer Zahlung nunmehr noch etwas zu warten, von ihnen angeklagt wurde, als ob er diese National-Münze nicht habe annehmen wollen. Der arme Mann wurde gleich nach dieser Denunciation von der hiesigen Landesbehörde arretirt, und in der strengsten Kälte, an den Händen wie ein Missethäter gebunden, von Goch, seinem Wohnorte, hieher geschleppt, um seine Verantwortung dagegen zu thun, wobei ihm der feindselig gesinnte Vorsitzer dieses Gerichts schon entgegenrief, daß man solche Dekrediteurs dieser republikanischen Münze schon zurecht bringen würde! Indessen kaum war er vor den Stadt-Kommandanten, General van Damme, zu seiner Vernehmung geführt, so befahl dieser, der ihn schon vom Jahre 1792 her aus seinem damaligen Aufenthalte kannte, ihn ohne Umstände und ohne weitere Untersuchung wieder loszulassen. Der Angeklagte ging also noch an eben demselbigen Tage ruhig wieder nach Hause; doch hatte er und die Seinigen den Schrecken der gewaltthätigen und schimpflichen Wegführung nun einmal davon. Uebrigens haben mehrere Bürger hier und in unserer Gegend (leider! muß man es sagen) jene saubere Münze häufig gebraucht, um sich auf eine leichte Art bei ihren Mitbürgern von einer baaren gerechten Schuld zu befreien, wovon ich dir, leider! manche Beispiele anführen könnte; ich mag aber ihre damals bekannt gewordene Schande nicht hier noch einmal aufdecken und ihre Namen bezeichnen, obgleich sie dieses allerdings wohl verdienten. Diese Menschen wußten den schlechten Werth dieser Münze, er war bald allgemein im Lande bekannt, und dennoch machten sie von derselben Gebrauch, und zwangen den armen Gläubigern ihre Annahme auf! Wahrscheinlich waren es auch einige von ihnen, die das Arreté herausgebracht hatten, daß alle neue Kontrakte von nun an auch auf Assignaten gestellt werden

sollten, und daß auch ältere Forderungen unweigerlich mit dieser republikanischen Münze nach dem bestimmten Kurs bezahlt werden könnten; denn nun war in der That kein leichteres Mittel, als dieses, sich mit seinem Gläubiger aus einander zu setzen; man legte ihm so viel von diesem Papiergelde nach dem konstitutionsmäßigen Tarif seines Werthes dahin, als seine Forderung betrug, und wurde dadurch von seiner Schuldenlast frei. Der Gläubiger aber hatte dafür (wenigstens) leichtes und oft schönes feines Papier; denn leicht war es nun einmal genug, bei sich zu tragen. Wir hatten unter andern zwei Monate hindurch einen Regimentsquartiermeister im Hause, der alle Decaden seinem Bataillon den Sold auszahlen mußte; dieser kam gewöhnlich des Abends vorher mit einem Buche Papier unterm Arme zu Tische, welches aus mehr als 20,000 Livres von allen Sorten von Assignaten bestand, die er den folgenden Morgen unter die Truppen vertheilte. Einige dieser Assignaten waren auszeichnend gestochen, insonderheit diejenigen von 500 Livres, woran die Kunst des Grabstichels ausbündig war; die von 10,000 Livres waren sogar auf Seite gedruckt und herrlich anzuschauen, und es war eine wahre Kleinigkeit, ein Paar Millionen davon bei sich zu tragen. Sie waren indessen doch insgesammt mit allen möglichen Cautelen versehen, um sie vor dem Nachmachen oder Verfälschen zu sichern; und dennoch schickten die Freunde der Franzosen, die erfindungsreichen Engländer, ihnen zu ihren eignen Assignaten noch ganze Tonnen voll dieser nachgemachten Münze ins Land, so daß es bald eine wahre Kunst wurde, die ächten von den unächten Assignaten zu scheiden; daher fast in jedem etwas bedeutenden Orte ein besonderer Beamter unter dem Namen eines Verificateurs dazu angestellt war, die Spreu von dem Weitzen zu trennen. Aber auch dieses Mittel hielt nicht lange Stand; nach dem Sturze des Robespierre fiel ihr Werth in Frankreich in eben dem

Verhältniß tiefer herab, in welchem sie an Menge zunahmen, die sich zuletzt in die Milliarden oder Tausende von Millionen erstreckten, und ihrer kunstmäßigen Einrichtung ungeachtet, doch bald nichts mehr galten, als anderes gedrucktes Papier. Daher in dieser Zeit manche unglücklich geworden, welche aus Furcht oder aus Unwissenheit oder auch aus Rechtlichkeit und Gehorsam gegen die Gesetze, diese Münze freiwillig oder gezwungen in Zahlung erhielten.

Glücklicher Weise hat diese Assignaten-Zeit nicht lange gedauert; denn mit dem Jahre 1796 wurden sie einstweilen schon durch Mandate, einer andern Art republikanischer Papier-Münze, verdrängt, und bald darauf kam unter dem Directorium wieder baare Münze ins Land. Der Assignaten-Kurs wurde aufgehoben, und von Staats wegen allein 47 Milliarden Assignaten zernichtet und die dazu gebrauchten Stempel zerschlagen, und nun ging der republikanische französische Staat gewissermaßen als ein verjüngter Phönix ohne Staatsschulden hervor; die Staatsgläubiger, die ihre Forderungen in dieser Münze erhalten, konnten solche als Non-valeurs verbrennen, oder sonst damit machen, was sie nur wollten; und man hat Beispiele gesehen, daß Staats- und Privat-Gläubiger ganze Zimmer mit dieser ausbündig schönen und saubern Papier-Münze, gleich einer Tapete, ausstaffirt haben, zum ewigen Andenken des französischen Kreditwesens der damaligen Zeit. Einigen Staatsbürgern hat dieser Assignaten-Kurs, und besonders die Mandate, dagegen auch wieder zum großen Glücke gedient, indem sie sich, wie gesagt, dadurch entweder von schweren Schulden befreiten, oder auch durch den damals dafür erlaubten Ankauf der für National-Gut erklärten Domainen und geistlichen Güter, wie auch der vom National-Convente konfiscirten Güter der Emigranten, ein erstaunendes Privat-Vermögen erworben, und sich dadurch in der Folge der

Zeit zu der Würde französischer Prinzen, Grafen und Senateurs empor geschwungen haben.

Auch hier fing man schon früh an, diese Glocke gegen die Ausgewanderten zu ziehen, indem General van Damme als Clevischer Stadt-Kommandant schon am Ende Novembers 1794 an alle von hier entflohene und ausgewanderte Einwohner eine Ladung erließ, am 15. December sich wieder hier einzufinden und in Person für ihre verlassenen Häuser und Güter zu sorgen, oder gewärtig zu seyn, daß solche nach dem Ablauf dieses Termins für „National-Gut" erklärt, und sie bei ihrer Ergreifung, gleich den übrigen Ausgewanderten, nach dem Gesetze, ihres Lebens verlustig seyn sollten. Diese strenge Klausel hat freilich hier keinen getroffen; sie wurde jedoch den meisten Entflohenen, die sich jenseits des Rheins hier in der Nähe aufhielten, zu ihrem großen Schrecken bekannt, und nun hätten sie gewünscht, den Augenblick zurückzukehren, und mit ihren hiesigen Mitbürgern ein gemeinschaftliches Schicksal tragen zu können; allein der Rhein war gesperrt, und es war viel zu gefährlich, ohne ausdrückliche Genehmigung der französischen Ober-Behörden heimlich herüber zu kommen, um nicht als Spione behandelt zu werden. Diese Ausgewanderten hatten also jetzt großen Kummer darüber, zumal da das Gerücht ihnen schon vieles von dem Schicksale in einem Vergrößerungsglase zeigte, was ihren verlassenen Häusern hier widerfuhr.

Diese wurden freilich hier nicht geschont, und ihre zurückgelassenen Gewalthaber wurden oft mit Strenge angehalten, alles herbeizuschaffen, was die in diesen Häusern Einquartierten bedurften, und anzuzeigen, was sonst noch darin an Viktualien und Wein versteckt worden war. Daß diese Gewalthaber und Aufseher der Häuser den Umständen oft nachgeben mußten, läßt sich leicht denken; es ging also bei der gemeinen Noth damit, wie es nur konnte; oft aber

halfen die bestellten Verwalter selbst dazu, daß es damit noch weit schlimmer erging, als es die Absicht und der Wille der Befehlshaber und der Obrigkeit war. Jene Aufseher fanden bei solchen Requisitionen zuletzt oft selbst ihre Rechnung, und brauchten sie zum Vorwand, um sich nur auf eine gute Art der ihnen anvertrauten Vorräthe zu ihrem eignen Vortheil bedienen zu können. So ist es mir noch von einem Aufseher bekannt, der sich den ihm anvertrauten, mehr als hundertjährigen Rheinwein mit seinen Freunden äußerst wohl schmecken ließ, und seine Mandanten bei ihrer Rückkehr glauben machen wollte, daß er von den Franzosen auf ihren Namen requirirt worden sey, obgleich diese in einem solchen Fall mit gewöhnlichem Wein vorlieb nahmen und vorlieb nehmen mußten. Eben so wurden die verborgenen Vorräthe von ihnen oft selbst entweder benutzt oder verrathen, welches von mehrern in dem festen Glauben geschah, daß die ausgewanderten Eigenthümer derselben wohl niemals würden zurückkehren dürfen.

Die verlassenen Häuser, und die ganz leeren zumal, wurden freilich oft mit ungeheuern Einquartierungen belegt, und ganze Kompagnien in die Säle und herrschaftlichen Zimmer logirt, welches dem Innern derselben nicht vortheilhaft war. Eine Unbilligkeit ließ sich aber damals durchaus nicht darin finden; die Last der zurückgebliebenen Einwohner war bei der immer mehr zuströmenden Menge republikanischer Krieger wahrlich darum nicht minder groß, und oft unerträglich, und die Munizipalität konnte, ohne ungerecht gegen diese zu seyn, durchaus nicht anders verfahren, als sie verfuhr. Die Ausgewanderten waren doch noch immer am besten daran; sie fühlten von allen unsern Drangsalen unmittelbar nichts, nichts von dem persönlichen Druck der Angst, der Gefahr und Sorge, der oft schrecklichen Behandlung, die die Zurückgebliebenen in dieser Zeit zu leiden gezwungen waren. Ein Vortheil, der im Grunde

so überwiegend für sie (alle diese Ausgewanderten) war, daß ihre nachherigen Klagen über großen Verlust an ihrem Vermögen durch ihre Emigration gerechter Weise dagegen in den Hintergrund kamen. Denn so lange noch alles hier im Ueberfluß war, und die Bedürfnisse für die vielleicht 100,000 Mann starke Nord-Armee herbeigeschafft werden konnten, war das Loos der zurückgebliebenen Einwohner des Landes in diesem Punkte noch ziemlich erträglich; es währte aber nicht lange, so fing es wegen der täglich mehr anwachsenden Truppenzahl, und besonders auch wegen der schlechten Einrichtung, den Unterhalt der Armee zu sichern, bald an Allem zu mangeln an, und wenn nicht der Soldat, selbst vorhin Bürger und mit Gewalt von seinem Herde ins Feld getrieben, häufig noch einen Bürgersinn im Felde mit sich geführt hätte, so wäre es wahrlich dem armen Bürger und Landmann bei dem einreißenden Mangel, der eine Hungersnoth drohte, noch ärger ergangen, als es ihm ging. Dieser Bürgersinn der französischen Krieger kam ihnen aber noch glücklicher Weise zu Hülfe, und die durchgängig sehr wohlgesinnten Oberbefehlshaber der Armee sahen es, bei der täglich überhand nehmenden Noth, wohl ein, daß der Hunger die Armee bald von selbst schon ins Innere von Frankreich zurücktreiben würde, wenn sie nicht vorwärts zu gehen versuchten. Sie dachten also nunmehr mit großem Ernste daran, mit der Armee vorzudringen, in das benachbarte, mit allem reichlich versehene und sie zum Theil mit offenen Armen erwartende Holland hinein.

Um dieses Ziel zu erreichen, wurde am 10. Dezember hier in Cleve eine große Konferenz gehalten zwischen den beiden Volksrepräsentanten, Bellegarde und Frezine, und den beiden Heerführern der Nord-, und der Maas- und Sambre-Armee, Pichegrü und Moreau, welche mit den ersten Generalen der Artillerie und den ersten Adjutanten einen Tag hier verweilten. Mir wurde der General der Ar-

tillerie der Nord-Armee, Eblé, zu Theil, ein trefflicher achtungswürdiger Mann, dessen Name auch in der Folge in den französischen Kriegs-Annalen oft mit Ruhm gedacht worden ist. Er machte sehr wenige Unruhe, blieb nur eine Nacht, und ging nach gehaltener Konferenz gleich wieder zum Hauptquartier zurück.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch jene großen Heerführer und welthistorischen Männer, Pichegrü und Moreau, mehrmals gesehen; beide kamen sie unserm Hause mit den Volksrepräsentanten öfters vorbei, in einem höchst schlichten Ueberrock, ohne Bedienten noch Ordonnanzen, in der Absicht, den beschlossenen Uebergangspunkt bei Millingen und Pandern, wozu der Weg durch unsern Thiergarten führte, selbst näher zu besichtigen, und dazu die nöthigen Anordnungen zu treffen. Unmittelbar nach gehaltener Konferenz wurde hier ein großes Lager von allen hier umherliegenden Truppen zusammengezogen, und am 13. Dezember schon ein Uebergang mit denselben versucht. Zwei schrecklich unruhige Tage und Nächte! Das Durchziehen der Truppen unserm Hause vorbei nach den bestimmten Punkten währte Tag und Nacht fort und zuletzt zog noch van Damme mit der hiesigen Brigade in nächtlicher Stille nach dem Wahlplatze Pandern, eine Meile von hier. Indessen es schien am Ende doch nur eine bloße militairische Demonstration gewesen zu seyn, um die Soldaten mit dem Wege dahin bekannt zu machen, und ihnen die feindlichen Batterien zu zeigen, die vorab zu erobern seyn würden, ehe sie ins verheißene Land hineinkommen könnten; denn am Abend dieses Tages kamen sämmtliche Truppen wieder in ihre Quartiere zurück, und der ernste Uebergang wurde noch auf einige Wochen verschoben. Wir hatten daher auch noch einige ruhige Tage, insofern der immer mehr zunehmende Hunger und Kummer solches zulassen wollten.

Es entstanden sogar in diesen Tagen mitunter Friedens-

Gerüchte; sie hatten aber doch wenig Grund. Es galt hier also noch immer ausharrende Geduld, und wir suchten im Innern des Hauses uns darin zu üben, daß wir mit unsern uns zugewiesenen Gästen, einigen Offizieren, immer im besten Vernehmen zu leben suchten; sie nahmen in Allem mit uns vorlieb, wie wir es hatten, und wir wurden sogar mit ihren Freunden, anderen Offizieren, bekannt; unter andern erhielten wir sehr oft freundschaftliche Besuche von dem Kommandeur des 4ten Husarenregiments, sonst „Lauzan" genannt, dem Obrist Scholtenius, einem geborenen Kölner, der mit ein Paar Eskadrons und seinem ganzen Regiments-Stab hier in der Stadt einquartiert war. Mit diesen braven Stabsoffizieren und mit allen seinen Leuten ließ sich deutsch reden, weil es lauter geborne Elsasser waren, welches die Unterhaltung mit ihnen doppelt angenehm machte.

Dieses gute Vernehmen, und daß einige meiner zurückgebliebenen Freunde und Verwandten Mitglieder des zwischen Maas und Rhein, von den Franzosen in Aachen niedergesetzten Central-Collegiums waren, gab daher auch die Veranlassung, daß der Interims-Stadt-Kommandant, General Compere, mir derzeit einen General-Adjutanten zuschickte, und meine Frau und mich auf den 26. Dezember zu einem großen Ball und Souper einladen ließ, welche die französische Generalität zur Feier der Eroberung von Nymwegen und der vielen republikanischen Siege, zu geben beschloß; wobei der einladende General-Adjutant ausdrücklich zu erkennen gab, daß nur lauter Personen „de façon" (wie er sich ausdrückte) darauf zugegen seyn würden. Herzlich gern hätten wir uns dieser Ehre entäußert; um uns aber nicht eines Aristocratismus verdächtig zu machen, mußten wir wohl diese Einladung annehmen und auf dem Ball erscheinen; und man muß sagen, es ging auf demselben äußerst brillant und sehr anständig zu. Die gemeinen Brüder Husaren und Volontairs, die sich vermöge des herrschen-

den Gleichheits-Systems mit hineindrängen wollten, wurden von dem Adjutanten selbst beim Kragen gefaßt und vor die Thüre geworfen. Nichts desto weniger bestand dieser Ball doch noch aus mehr als 100 Personen, und seine Einrichtung machte einen wahren Contrast mit dem hier herrschenden Mangel; Alles war in Ueberfluß da, und aus Nymwegen für baares Geld herbeigeschafft, nicht für Assignaten; dafür wollten unsere vorsichtigen Nachbarn, die Holländer, nichts geben. Auch waren darauf die vorzüglichsten Familien und Schönheiten der Stadt, und Spiele, Ball und Abendessen, alles war in der That nicht in der sanscülottischen Manier, wie es die damalige Sitte erwarten ließ, sondern in dem feinsten Ton, und alle Generale und Adjutanten gaben sich dabei die äußerste Mühe, die angenehmen Wirthe zu machen. Während dieses Balls kam noch ein anderer republikanischer General mit zweien Adjutanten hinzu, dem Aeußern nach ein wahrer Sanscülotte im hohen Grade, bei näherer Bekanntschaft aber ein offener biederer rechtlicher Mann, der uns aus einem Mißgriff Anfangs als der General en Chef, Jourdan, angekündiget wurde; bald äußerte sichs aber, daß es der Kommandant der Avantgarde vor Nymwegen war, General Jardon, ein geborner Lütticher, der zu seiner Erholung diesem republikanischen Ball seiner Clevischen Kollegen hatte beiwohnen wollen.

In dieser Lage der Dinge trat nun das Jahr 1795 mit fürchterlicher Kälte und Frost herein, so daß mehrere Soldaten in dieser Zeit auf ihren Posten erfroren; der Rhein wurde auch in wenigen Tagen mit einer so festen Eisbrücke belegt, daß die Theologen glaubten, den Finger Gottes daran erkennen zu müssen, der den Republikanern den Weg nach Holland hinein, gleichsam selbst zu bahnen beschlossen! Und so unrecht es auch ist, andern etwas, was uns als Glück nicht vorkommen will, zu wünschen: so zwang uns Clevern doch die allgemein hier überhand genommene

Noth und der Trieb der Selbsterhaltung oftmals den leisen sowohl als lauten Wunsch ab, daß der beschlossene Uebergang über den Rhein nach Holland hinein, je eher je lieber vor sich gehen möchte, weil wir festen Grund hatten zu erwarten, daß dann unsere endliche Erlösung von so vielen uns schrecklich hier drückenden Uebeln erschienen seyn würde.

Als daher nun der Uebergang am 10. Januar auch von hier aus über Pandern wirklich erfolgte, so war dieses, aufrichtig gesprochen, ein für uns eben nicht unerfreuliches, überhaupt aber ein so äußerst merkwürdiges Ereigniß, daß ich dir in einem neuen Briefe davon nähern Bericht geben will. Lebe wohl!

Vierter Brief.

Cleve unter den Neufranken, von ihrer Eroberung Hollands an im Januar 1795 bis zum Baseler Frieden mit Preußen 15. April.

Cleve im Mai 1814.

Am Schlusse meines vorigen Briefes habe ich dich, lieber Freund, bis zu dem merkwürdigen Zeitpunkt geführt, worin es den Franzosen gelang, über den gefrornen Rhein in das Herz von Holland zu dringen. Dieses vom Glück begünstigte Unternehmen wurde ihnen durch die Anstrengungen der mit ihnen einverstandenen anti-oranischen oder sogenannten patriotischen Partei, die unter dem Namen Batavier handelten, gewaltig erleichtert; denn nach einem mit ihnen verabredeten Plan ging der batavische Heerführer, Deendels, an eben dem Tage mit seinem Korps bei Bommel

über den gefrornen Rhein, an welchem Pichegrü mit Moreau mit der Nord-Armee bei Pandern in Holland einzubrechen versuchten, und dieses gelang, wie gesagt, am 10. Januar des Jahres 1795.

Tags zuvor wurde die ganze hier umherliegende Division zusammengezogen, und der in der Stadt liegenden van Dammschen Brigade wurde um Mitternacht in der Stille von den Unteroffizieren an den Häusern das Signal zum Aufbruche gegeben, ohne daß die Einwohner selbst etwas davon erfuhren. Dein Freund aber, der bekanntlich um Mitternacht in der Regel noch munter und wach ist, merkte an dem öftern Anklopfen und Anrufen der Unteroffiziere an den Thüren der Nachbarn gleich, daß etwas im Werk sey, und wartete also in der Nacht den weitern Verlauf etwas ab; wobei es mir besonders merkwürdig wurde, daß, als ein in der Nachbarschaft einquartierter 16jähriger Jüngling von denen „Enfants de la Patrie" zum unverzüglichen Marsch nach dem Rhein aufgeweckt wurde, derselbe, entweder aus Furcht vor der grimmigen Kälte oder aus Bangigkeit, wie ein Kind laut anhub zu weinen, und es auch vielleicht Ursache hatte; denn ich habe ihn wenigstens nicht wieder kommen gesehen. Eine Stunde nach Mitternacht waren die zunächst gelegenen Krieger dieser Division mit ihrem Geschütze schon an der bestimmten Wahlstätte bei Pandern, und fingen den Uebergang an; sie fanden aber hier ein Korps Hannoveraner und Oesterreicher verschanzt, die die verwegenen Gäste mit ihrer Batterie nach Kriegsgebrauch zu bewillkommen suchten, und ohne Zweifel manche von ihnen ins Schattenreich abgeschickt haben, ehe die übrigen festen Fuß fassen und bis zu ihnen durchdringen konnten. Als endlich in diesem Kampf der kommandirende General, von dem Busche, ein Hannoveraner, sein Leben einbüßte, da zogen sich die Hannoveraner zurück, und wehrten ihren Feinden den weitern Uebergang nicht.

Die auf der großen Eisbrücke des Rheins gebliebenen Franzosen wurden von ihren Kameraden durch die aufgehauenen Eislöcher gleich in den nassen Orkus geschickt, die Verwundeten aber wurden zum Theil nach Nymwegen, zum Theil auch hieher nach Cleve gebracht; sie kamen alle meinem Hause vorbei, ein gräßliches Schauspiel, welches bei Tagesanbruch, etwa 4 Stunden nach dem Angriff, begann und wohl zwei Tage und zwei Nächte dauerte.

Der erste Anblick, den ich hatte, als ich des Morgens vor meine Fenster trat, waren sieben republikanische Offiziers auf einem Karren, mit zerschossenen Gesichtern und Gliedern, alle durch die Kälte schon so schwarz wie die Kohlen; hierauf folgten noch andere Blessirten, und nun kam ein einzelner Krieger auf einem Karren allein, in die Länge ausgestreckt, dessen bis an die Hüfte abgeschossenes und nur noch an einer Faser festhaltendes Bein neben ihm lag! Nun hatte ich der Jammergebilde genug, und verlangte die übrigen nicht weiter zu sehen. Hier wurden diese Verwundeten vorläufig in zwei Klöster und in ein großes leeres herrschaftliches Privathaus gebracht, und viele waren schon todt oder starben unter den Händen derer, die sie abladen mußten. Diejenigen, welche es einigermaßen aushalten konnten, wurden nach Venlo zum Hauptspital hingebracht, aber auch viele von ihnen haben dieses Ziel nicht zu erreichen vermocht, sondern haben unterwegs in der tödtenden Kälte das Ziel ihres Heldenlebens gefunden. Die Nation hatte indessen durch diese Anstrengung doch den großen Vortheil errungen, in das Eldorado, Holland, zu dringen, und in weniger als 8 Tagen sich dasselbe gleichsam unterwürfig zu machen.

Als nun die hiesige Avantgarde der Nord-Armee in Verbindung mit den Batavern die Bahn so glücklich gebrochen, so folgte alles, was dazu gehörte und auch nicht gehörte, sondern bei dieser Gelegenheit sein Glück in Hol-

land zu machen glaubte, denselben über die vom Himmel so fest erbaute Eisbahn ohne Aufenthalt nach.

Auch meine über zwei Monate bei mir einquartierten Offiziers, die zur Administration gehörten, machten sich unsäumt auf den Weg. Unter ihnen war ein Equipagen-Hauptmann, Blanchard, welcher mit 150 Trainpferden hieher nach Cleve gekommen war, und nun noch mit 28 ihm übrig gebliebenen elenden Gaulen seiner Division folgte; die übrigen waren alle vor Hunger und Kummer krepirt, und der Rest hat zum Theil auch noch schwerlich das Innere von Holland erreicht. Am 13. Januar folgte nun drei Tage und Nächte hindurch die in den österreichischen Niederlanden zerstreut stehende Nord-Armee, unter Moreaus Befehlen, den Bahnmachern in Eilmärschen nach. Tausende von Kriegern, zu Pferde und zu Fuß, alle kamen sie meinem Hause vorbei; ein unbeschreibliches Getümmel, und wahrlich ein Schauspiel einziger Art! Das Fußvolk, oft in dem erbärmlichsten Aufzuge, viele ohne Rock in zerrissenen Westen, oft nur einen Schuh oder Stiefel an dem strumpflosen Fuß, der andere Fuß war zuweilen gar nackt und bloß! Und nur die bisherige Noth und der Enthusiasmus konnte diese Menschen so treiben, und ihnen Kraft zur Ausdauer geben; sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß sie bei der so schneidenden Kälte weiter hätten fortkommen können. Auch kamen hier viele Kavallerieregimenter vorbei, die Reiter alle zu Fuß, und die Pferde vor sich her treibend, um nur durch Laufen sich zu erwärmen und gegen die Kälte zu kämpfen. Endlich folgte die Artillerie und viele leere Wagen hintendrein, die man in Holland zu füllen gedachte. Alle in großer Eile, wie gesagt, über die gebahnte Eisstraße bei Pandern nach Holland hinein. Ein unauslöschbarer Anblick dem still beobachtenden Denker!

Nachdem diese unter Pichegrü und Moreau stehende ungeheuere Truppen-Masse vorübergezogen war, hofften wir

Clever nunmehr Erleichterung von unsern schrecklichen Lasten zu finden; allein vergeblich war diese Hoffnung. Die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdans Befehlen trat gleich wieder an ihre Stelle, und zwei Tage nach dem Abzuge der Nord-Armee traf schon Lefevre, nachheriger Herzog von Danzig, der die Avantgarde der Maas-Armee kommandir:e, mit dem Generalstabe seiner aus 15,000 Mann bestehenden Division hier wieder ein, ein rauher Elsasser Haudegen; im Grunde hielt man ihn aber doch für einen rechtlichen Mann. Gleich nach seiner Ankunft ließ er die Kirchen von den darin befindlichen Magazinen leer machen, dagegen aber die grossen leeren Häuser der Ausgewanderten zu Kasernen für seine Soldaten bestimmen.

Die strenge Kälte dauerte immer noch fort. Die immer mehr und mehr zuströmende Menge von Kriegern vermehrte die Brod-Konsumtion, und nun trat einst während seines Hierseyns eine Windstille ein, welche die Tag und Nacht permanenten hiesigen Windmühlen mit einemmale stillstehen machte. Um also dem plötzlich daraus entstehenden Mangel an Mehl und an Brod abzuhelfen, hatte der mit der Verpflegung der Truppen beauftragte Kriegs-Kommissair dieser Division, ein windiger Franzose, den seltsamen Einfall, zwei hundert Bürger von der Munizipalität zu requiriren, um abwechselnd die Windflügel in beständige Bewegung zu setzen! Die Munizipalität machte über ein solches sinnloses Zumuthen des Kriegs-Kommissairs beim General Lefevre gleich Vorstellung dagegen, und dieser, (der Sage nach) ehemals ein Müller von Profession, erklärte die Behauptung der Munizipalität für gerecht, mit (angeblicher) Beziehung auf die genaueren Kenntnisse seines vorigen Gewerbes (Metiers), und nannte den Kriegs-Kommissair einen unwissenden Narren, der wenig zu wissen scheine, was für Kräfte solche Windmühlen, wie die unsrigen waren, zu treiben vermöchten, und befahl etwas Geduld, bis die Windstille aufhören

würde, welches auch glücklicher Weise nach wenigen Stunden erfolgte.

Nach zehn Tagen zog Lefevre mit seiner Division weiter in Holland hinein, und machte noch am nemlichen Tage seines Abzuges der zweiten Division, unter General Marlots Anführung, Platz. Kaum war das Hauptquartier desselben hier eingerückt, so erhielt ich von dem dabei in der Stadt gebliebenen Grenadier-Bataillon unvermuthet acht Grenadiers ins Haus, wogegen die übrigen Einwohner durchgehends nur Einen oder Zwei derselben zu beherbergen hatten. Ich eilte zur Billetirungs-Kommission, um die Ursache einer so ungleichen Vertheilung zu wissen, und mußte vom Billetteur den Bescheid hören, „daß solches nach einer zurückgelassenen Ordre vom General Lefevre geschähe, welcher zufolge in allen den Häusern, worin sonst Offiziers eingelegt worden, nunmehr gemeine Soldaten hinkommen sollten, damit diese (wie Lefevre sich in der zurückgelassenen Ordre ausgedrückt haben soll) auch einmal etwas Gutes zu essen bekämen; da meinem Hause nun in der Regel wenigstens 2 Offiziers zur Last fielen, und 4 Soldaten einem Offizier gleich gerechnet würden, so hätte er, Lefevres Befehlen zufolge, mir wohl nicht weniger als acht Grenadiers diesesmal zulegen können." Ich konnte nicht umhin, das Schlußgerechte des Bürger-Billeteurs zu bewundern, und mußte ihm nur zu gleicher Zeit bemerken, daß mir von dieser Verordnung des Generals bis jetzt noch nichts bekannt geworden sey, noch weniger aber ob diese umgekehrte Einquartierungs-Ordnung hier überall schon von ihm eingeführt sey, oder ob er, aus besonderer Zuneigung zu mir, das erste Pröbchen mit mir habe vornehmen wollen? In diesem Falle müßte ich ihm für seine besondere Gefälligkeit meinen Dank hier bezeugen, jedoch aber zu gleicher Zeit bitten, es bei den gegenwärtigen Umständen einstweilen noch beim Alten zu lassen, zumal da ich von des General Lefevres Armee noch in

diesem Augenblick einen Kommissair mit seinem Büreau im Hause hätte, der sich wohl schwerlich von den Gemeinen einer andern Division würde mit gutem Willen heraussetzen lassen. Als der gerechte Billeteur diesen besondern Umstand vernahm, gab er mir ohne Anstand acht verschiedene Billets auf acht verschiedene Häuser, und ich wurde auf diese Weise auf einmal glücklicher Weise meiner acht beschwerlichen Mitesser los, ohne an diesem Tage andere an ihre Stelle zu bekommen; denn der Lefevresche Kommissair zog auch noch mit seinem Büreau des Nachmittags von mir weg, seine Straße. Nach diesem Umstand hatte aber der Billeteur, zu meinem Glück, sich zu erkundigen nicht nöthig gefunden. Indessen habe ich nach diesem auch nicht ein einzigesmal wieder von dieser Lefevreschen Ordre gehört, sondern die Offiziers der Marlotschen Division verlangten gleich eben solche Quartiere, als die Offiziers der Lefevreschen Division solche erhalten. Es blieb also, wie leicht zu erachten, hiemit beim Alten, und der gemeine Soldat wurde nach wie vor in die gemeinen Bürgershäuser gelegt.

Der losbrechende Rhein brachte immittelst der armen Stadt doch vom Lande her ausserordentliche Einquartierung genug, welches unsere Noth gewaltig vermehrte, und insonderheit uns wegen des Mangels an Lebensmitteln in rechte Verlegenheit setzte. Ich hatte damals vier Offiziere zu logiren, und diese nahmen mit dem, was ich ihnen vorsetzte, gerne vorlieb; als aber beim Andrange des Wassers mir noch zwei Offiziers vom Lande hinzugelegt wurden, da wurde es mir mit dem Anschaffen der Lebensmittel für so viel Mägen ein wenig zu warm; ich zeigte also den sechs versammelten Kapitains dieses ohne Umstände an, und gab ihnen freimüthig zu erkennen, daß sie von nun an für sich selbst zu sorgen verbunden seyn würden, weil die Hausfrau, bei der bekannten Noth und Mangel an Allem, unmöglich die Speisen für so viele fremde Personen herbeischaffen könnte.

Diese freimüthige Erklärung gab Luft; die beiden zuletzt gekommenen Offiziers erklärten gleich, mit großer Politesse, daß sie ihren vier ältern Kameraden an meinem Herde nicht Eintrag thun wollten, und begaben sich unverzüglich wieder hinweg. Es blieb also nunmehr mit diesen vier Offiziers alles auf dem bisherigen Fuß, und wir theilten unser Brod und unsere Kartoffeln mit ihnen, so lange die Marlotsche Division hier ihren Aufenthalt hatte.

Während desselben nahm General Marlot eine Expedition jenseits des Rheins nach Elten und Emmerich vor, um die dort noch umherliegenden wenigen Oesterreicher vollends von dannen zu treiben, und zu gleicher Zeit auch noch Tausende der hier nicht weiter heilbringenden Assignaten dort in Umlauf zu setzen. Ob er denselben aber einen gezwungenen Werth beigelegt habe oder nicht, ist mir nicht weiter bekannt.

Nach fünf Wochen rückte diese Division, am Ende Februars, auch noch in Holland hinein, und die dritte Division der Sambre-Armee, Montaique, nahm ihre Stelle noch an eben dem Tage ihres Abmarsches hier wieder ein. Unsere Sorge und Noth wuchs also, statt sich zu mindern, noch immer von Tage zu Tage, und hätte nicht damals die ziemlich wahrscheinlich gemachte Hoffnung eines nahen Friedens mit Preußen, uns noch etwas aufrecht gehalten, wahrlich! wir hätten müssen verzweifeln. Die Eroberung Hollands hatte uns, leider! hier nicht die mindeste Erleichterung gegeben. Diese Nachbarn waren im Begriff, ihren besondern Frieden mit Frankreich zu machen, und ließen auch nicht das mindeste von Korn und Fourage hieher, so inständig wir auch darum baten. Es entstand also eine schreckliche Noth überall und eine Unordnung ohne Gleichen in der Verpflegung der an dem Rhein noch stehenden französischen Heere. Unsere Kornböden wurden fast jeden Augenblick aufgenommen, unsere Küchen und Keller visitirt, und

eine Schuh-, Decken- und Kleider-Lieferung nach der andern ausgeschrieben und beigetrieben, um nur die Heere nothdürftig im Gange zu halten. Zuletzt wurde sogar auch noch dem Lande zwischen Maas und Rhein, wozu wir gehörten, eine Kontribution von 25 Millionen Livres in baarem Gelde auferlegt, mit deren Vertheilung man aber, zu unserm Glücke, gar nicht zurecht kommen konnte.

Frankreich stand damals mit Preußen schon auf einem erträglichen Fuß, man konnte also nicht recht eins damit werden, was das Clevische Land zu dieser ausgeschriebenen Kontribution beitragen sollte; und als man doch endlich die Summe festgesetzt hatte, so entstand eine zweite Frage, ob die Güter der Abwesenden auch mit dazu beitragen sollten? Die im Lande gebliebenen Kontribuabeln bestanden natürlich steif und fest darauf, die Franzosen suchten sie aber davon auszuschließen, um diesen Leckerbissen, wenn er noch wirklich vor dem Frieden vom Staate konfiszirt werden sollte, desto reiner für sich zu erhalten. Sie drangen daher auch endlich durch, daß diese Kontribution blos auf die wirklich im Lande wohnenden Gutsbesitzer und Einwohner von einigem Vermögen gelegt werden sollte, wogegen aber die Hälfte des Beitrags mit Assignaten nach dem Tarif bezahlt werden könnte; und nun ging es ans Repartiren, wozu man Personen aus allen Ständen, denen man Lokalkenntnisse und Redlichkeit zutrauete, nahm. Auch ich sollte einer dieser Vertheiler abgeben, ich ermangelte aber nicht, gleich schriftlich zu erklären, daß mein eigenes Vermögen mir zwar bekannt seyn könne und müsse; was aber meine Mitbürger besäßen, wisse ich nicht, und könnte und würde mich also nicht mit einer Schätzung derselben befassen. Andere dachten eben so als ich; es gab also viel Schwierigkeiten und Schreibens, ehe diese Vertheilung auf dem Papier zu Stande gebracht wurde. Bevor sie aber nun wirklich zur Eintrei-

bung kam, trat der Friede mit Preußen dazwischen und die preußischen Länder wurden diesesmal davon glücklich befreit.

Dieser so sehnlich gewünschte und uns seit langer Zeit schon als nahe angekündigte Friede hätte, durch sein Zögern, auf das Gemüth eines meiner Freunde, eines preußischen Beamten, der aber bei den Franzosen eine Stelle im Verwaltungsfach hatte, beinahe die nachtheiligsten Folgen nach sich gezogen. Nach seinen vom jenseitigen Rheinufer heimlich erhaltenen Berichten glaubte er bestimmt zu wissen, daß der Friede mit Preußen hier nächstens publizirt, und wir sodann von den Franzosen befreit seyn würden. Er ließ dieses bei Gelegenheit selbst gegen seine französischen Kollegen nicht nur oft genug merken, sondern er hielt sich auch seiner Sache so zuverläßig gewiß, daß er einst gegen seine Gattin und gegen uns, seine Freunde, sich selbst zu dem Gelübde verband, seine Kleider und Leinen nicht eher wechseln zu wollen, als bis der Friede mit Preußen und die Räumung des Landes von den Franzosen publizirt worden sey. Dieses Gelübde that er schon am Ende Februars; der Friede blieb aber immer noch aus, und es waren schon vier Wochen vergangen, ohne daß er zur Lösung seines Gelübdes eine Aussicht bekam. Sein Hemde, obgleich noch nicht so alt, als dasjenige, was die bekannte Statthalterin der Niederlande, Isabelle von Spanien, aus einem ähnlichen Gelübde einst auf dem Leibe zu tragen genöthigt war, nahm nicht nur bereits die daher bekannte Isabell-Farbe an, sondern verschliß sogar und seine Kleider zerrissen, und dennoch war er von seinem thörichten Gelübde sich selbst loszusprechen, durchaus nicht zu bewegen. Er bekam aber dadurch nicht blos ein cynisches Ansehen und Wesen, sondern das langwierig vergebliche Hoffen und Harren machte ihn auch ganz melancholisch und finster; er ging wie ein Schatten umher, und vernachläßigte dermaßen sein Amt als französischer Verwalter, daß seine Obern zuletzt aufmerksam darauf wurden, und ihn

durch Gendarmen nach dem Hauptort unseres Arrondissements abholen ließen. Hier wurde er nun von dem Präsidenten wegen seines geringen republikanischen Sinnes zur Rechenschaft gezogen, dort einige Wochen gleichsam in Arrest gehalten, und zuletzt mit Verlust seines Amtes entlassen. Diese Kur schlug an; er kam zu seiner bekümmerten Gattin und zu uns, seinen Freunden, geheilet zurück, und harrte nun in Geduld und Ergebung mit uns der Zeit der versprochenen Erlösung.

In der letzten Hälfte des März-Monats machte sich auch noch die Division Montaigue auf, um Theil an der in Holland zu machenden reichen Beute zu nehmen; kaum aber war sie dort, so wurde der Friede und die Verbrüderung Frankreichs mit Holland publizirt, und diese geldreiche Republik schaffte sich mit 100 Millionen Gulden ihre bei ihr eingedrungenen und mit jedem Tage stark anwachsenden Freunde vom Halse. Die Division Montaigue, welche kaum über die holländische Grenze vorgerückt war, mußte also auch wieder die erste seyn, die Holland räumen mußte, und die beiden Divisionen Marlot und Lefevre folgten ihr auf dem Fuße in stürmischer Eile. Die letzten Tage des März waren daher für uns Clever wieder erstaunlich unruhige Tage, worin wir ungeheuer starke Einquartierungen hatten. Wir hofften indessen, daß dieses der letzte Stoß, und das Ende unserer Leiden nunmehr durch einen Frieden mit Preußen nahe seyn würde; allein von diesem Glück waren wir noch weit entfernt. Die Eroberung Hollands hatte unsere uns noch übrigen Lebensmittel, unsere Kartoffeln und Fourage für die Pferde, durch die Nachzüge so vieler Divisionen, gewaltig vermindert, und da diese nach kaufmännischen Maximen handelnde Republik uns, ohne Contanten, nichts von ihrem Ueberflusse zukommen ließ, so hub insonderheit der Mangel an Fourage an bei uns einzureißen und uns höchst drückend zu werden. Die Pferde fielen nun wie

die Fliegen, und noch erinnere ich mich am letzten März mit Schaudern einer gräßlichen Scene, die ich bei einem Spatziergang vor dem hiesigen Nassauer Thore unvermuthet erblickte. Ich kam nemlich gerade einem nahe daran liegenden Gasthofe vorbei, als man zwei der schönsten Züge Artilleriepferde, die aus Mangel an Futter nicht weiter aufkommen konnten, noch lebend aus dem Stalle auf die Landstraße schleppte, um sie vollends dort krepiren zu lassen; sie streckten alle acht die Zunge aus dem Halse und hatten die Füße von sich gestreckt, und fanden so endlich ihr Jammerziel, den Hungertod, auf der Straße. Wahrlich, ein Anblick bittern Jammers über das Schicksal eines so treuen, so edlen, so trefflichen Thieres!

Mit den Menschen fing es aber nunmehr an, nach und nach etwas besser zu werden; die Friedens-Sonne blickte auch hier schon unter dem Nebel hervor, und wir wurden, nach einer strengen Abgeschiedenheit von vielen Monden, endlich auch wieder mit unsern so nahe gelegenen Freunden und Nachbarn auf dem jenseitigen Rheinufer etwas bekannt. Die zurückkehrenden Flüchtlinge erhielten von dem französischen Gouvernement die Weisung, bei Wesel über den Rhein zu gehen, und durch diesen Weg des mit ihnen jetzt befreundeten preußischen Staates ihre diesseitige Heimath wieder zu suchen. Bei einer solchen Passage hatten wir in den ersten Tagen des Aprils auch das wahre Vergnügen, drei unserer Geschwister, nach einer Trennung von sechs Monden, unvermuthet über Cleve nach ihrer so längst ersehnten Heimath zurückkehren zu sehen. Sie hatten wegen des Durchzugs der Lefevreschen Division die Stadtthore und eben so auch unsere Hausthüren wegen der großen Einquartierung in der Nacht offen gefunden, und überraschten uns in der Mitternachtsstunde im ersten Schlafe, um uns den ersten Bewillkommungs-Kuß wieder zu geben. Ein Moment der Wiedervereinigung, unvergeßlich fühlenden Her-

zen! Unter dem schrecklichen Gewühl der durchziehenden Truppen wurden mit ihnen dennoch ein Paar höchst vergnügte Tage gefeiert und nun trennten sie sich von uns, um in die Arme eines theuren geliebten Vaters zu eilen.

Kaum war übrigens die 3te Division der Sambre-Armee hier durch wieder aus Holland zurück, so folgte ihr ein Theil der Nord-Armee auch wieder unmittelbar auf dem Fuße, welches unsere Einquartierungs-Beschwerden noch ungeheuer vermehrte. Sie ging indessen, als durchziehend, doch endlich vorüber, und dem Beobachter konnte die Bemerkung gewiß nicht entgehen, daß die Nord-Armee ganz anders aus Holland wieder herauskam, als sie hineinzog. Die leeren Wagen, die damals meinem Hause beim Einmarsche vorbeikamen, waren jetzt alle beim Rückmarsche mit vier gut ausgefütterten Pferden bespannet, mit Tüchern, Zitzen, Waaren und Möbeln aller Art angefüllt und beladen, die jetzt aus diesem Lande als Beute herausgeführt wurden.

Das Patrioten-Wesen oder Unwesen vielmehr ist also diesem reichen, obgleich in manchen Punkten nach streng ökonomischen Grundsätzen handelnden Volke gewiß theuer zu stehen gekommen, und die ihnen durch das Bündniß mit Frankreich zur Last und Pflege für immer übergebenen 25,000 französischen Schutzengel waren noch obendrein ein wahrer Zaum und Zügel für sie, der ihnen für viele Jahre angelegt wurde. Sie wurden aber auch eine eben so starke Beschwerde für uns, weil Cleve nunmehr die sogenannte Etappenstraße oder gleichsam die Zugbrücke wurde, wodurch diese 25,000 Mann Hülfs-Truppen viele Jahre hindurch, oft dreimal des Jahres, passirten, und uns auf diese Art gewaltig mit Einquartierung belastet und heimgesucht haben. Doch wußten und dachten wir dieses damals noch nicht, sondern hofften auf den uns nunmehr als zuverläßig und nahe angekündigten Frieden Preußens mit Frankreich,

und glaubten dadurch an eine endliche Befreiung von allen bisherigen Kriegs-Drangsalen. Wie sehr wir aber uns hierin getäuscht sahen, soll dir der folgende Brief näher entwickeln. Bis dahin also gehab dich wohl, lieber Freund!

Fünfter Brief.

Clevens Schicksale nach dem Baseler Frieden vom 15. April 1795 bis zu der französischen Organisations-Periode des linken Rheinufers im April 1798.

Cleve im Mai 1814.

In meinem vorigen Briefe, lieber Freund, habe ich dich durch die erste Periode unserer Drangsale in dem unseligen Revolutions-Kriege bis zu dem Momente geführt, wo wir als treue Unterthanen eines mit dem französischen Freistaate Frieden und Freundschaft schließenden Königs die gerechte Hoffnung fassen durften, vorläufig wenigstens das Ende unserer unmittelbaren Kriegsbeschwerden zu sehen. So gut sollte es uns aber durch diesen Frieden unseres Königs nicht werden, sondern es wurde von den Friedensstiftern in Basel beschlossen, die preußischen Länder auf dem linken Rheinufer noch fortwährend in der Militairgewalt der Neufranken zu lassen.

Diese Maßregel war freilich mehr den veränderten Grundsätzen und Ansichten Preußens von diesem Kriege, und dem daraus entstandenen Verhältnisse desselben gegen Oesterreich und das deutsche Reich zuzuschreiben, als dem Waffenglücke der Franzosen gegen Preußen, welches wahr-

lich so bedeutend nicht war, daß Preußen zu diesem Friedensschlusse mit Frankreich irgend eine dringende Ursache hätte anzeigen können; allein die Kälte der österreichischen und preußischen Kabinette gegen einander kam der französischen List hier mächtig zu Hülfe, und viele Tausende der getreuesten Unterthanen Preußens mußten, leider! endlich das Opfer davon werden. Wie dieses zuging, und was vorab noch alles über uns kam, sollst du nun hören.

Kaum hatten wir Clever hier die Nachricht als zuverläßig vernommen, daß der von dem preußischen Staatsminister, von Hardenberg, mit dem französischen Gesandten Barthelemy am 5. April zu Basel geschlossene Friede dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Ende gemacht habe, so konnten wir hier, wie gesagt, nichts Gewisseres erwarten, als daß die französische Republik, sobald sie ihre Krieger aus Holland zurückgezogen, nun auch das hiesige Land räumen, und solches ohne Umstände seinem alten Landesherrn, Preußen, zurückgeben würde; der leidige 15. Artikel dieses Friedensschlusses hatte aber unseliger Weise über uns Clever ein anderes verordnet. Ehe derselbe indessen hier noch bekannt gemacht war, ließ sich einer der französischen Administratoren, ein hier zurückgebliebener preußischer Beamter, aus heißem Patriotismus verleiten, eine Proklamation des an jener Seite den Vortrab kommandirenden preußischen Befehlshabers, an die preußischen Einwohner des diesseitigen Rheinufers publiziren zu lassen, wonach kraft einer in Gemäßheit des Baseler Friedens zwischen den beiden kommandirenden Heerführern, Möllendorff und Moreau, getroffenen Uebereinkunft, die an Frankreich noch nicht bezahlten Kontributionen und Kriegssteuern aller Art von den preußischen Einwohnern nicht weiter an das französische Gouvernement bezahlt werden sollten.

So sehr nun der gleich darauf seinem ganzen Inhalte nach hier publizirte Friede und insonderheit der 15. Artikel

desselben, der unser Land betraf, den wahren Bestand einer solchen Uebereinkunft der beiderseitigen Ober-Feldherren zweifelhaft machte, indem der französischen Republik darin der militairische Besitz dieses Landes noch ferner bis zum allgemeinen Frieden **unbedingt** überlassen und zugestanden war: so wußte die oberste Behörde in Aachen doch selbst nicht recht, ob ihr noch einige administrative Verfügungen in den diesseitigen preußischen Landen zustehen möchten, zumal da die daselbst gegenwärtigen und den National-Konvent vorstellenden Volks-Repräsentanten, Mignard und Andere, selbst darin zweifelhaft waren, und bei dem freundschaftlichen Verhältniß, worin Preußen jetzt mit Frankreich stand, sich selbst, wie auch jeder andere gethan haben würde, vorstellen mochten, daß der König, als der von neuem von Frankreich anerkannte Landesherr, wenigstens die **Civil-Administration** des Landes übernehmen, und durch diese den Punkt der Militair-Okkupation, insofern solches erforderlich, vertragsmäßig würde einrichten lassen; welches bei der Verwirrung, die in der Gegend zwischen Maas und Rhein in der Landes-Administration **überall** herrschte, und ihre Kriegs-Operation gegen die Oesterreicher auf eine schreckliche Weise aufhielt und lähmte, den Franzosen, wie leicht zu denken, selbst angenehm und wünschenswerth seyn mußte. Es scheint also hiernach fast keinem Zweifel unterworfen zu seyn, wenn Preußen **gleich** nach dem Abschluß des Friedens und dessen Bekanntmachung, zu gleicher Zeit eine Kommission von einigen Räthen hieher gesandt hätte, um unverzüglich die Zügel der Landes-Verwaltung wieder an sich zu nehmen, und den Franzosen durch diese Kommission alles hätte abreichen lassen, was sie in Ansehung des ihnen nach dem Friedensschluß vorbehaltenen militairischen Besitzes vom Lande bedurften; daß Preußen, zum Heil seiner diesseitigen Länder, von dem Augenblick an unbedenklich in den **wirklichen** Besitz derselben wieder getreten seye, und seinen hie-

ſigen Unterthanen unbeſchreiblich große Unruhen und Beſchwerden erſpart haben würde. Da war aber kein ſolcher Heilbringer, kein Retter, der preußiſcher Seits in dieſen Momenten erſchien; und weil immittelſt jene Proklamationen ſchon zu großem Unfug und ſelbſt zu Mord und Todtſchlag Anlaß gegeben, indem die in dem vorigen Briefe dir ihres Franzoſen-Haſſes wegen ſchon ſattſam bekannten Pfalzdorfer Bauern, mit Bezugnahme auf jene Proklamation, von aller Steuer-Zahlung an die Franzoſen befreit zu ſeyn glaubten, und einigen zur Beitreibung derſelben ihnen zugeſandten franzöſiſchen Jägern ohne viele Umſtände das Lebenslicht ausblieſen: ſo ſahe die franzöſiſche Central-Verwaltung in Aachen zur Vorbeugung ähnlicher Fälle ſich nicht nur gleichſam gezwungen, die Zügel der Adminiſtration über unſer Land von neuem mit feſter Hand zu ergreifen, ſondern es kam auch, wegen jener Unthat in Pfalzdorf, unſerer armen Stadt, von Nymwegen aus, gleich ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Kavallerie über den Hals, um, wie ſie ſagten, Ordnung zu halten; im Grunde aber, um bei uns wieder feſten Fuß von neuem zu faſſen.

Wir ſahen uns alſo mit dem Anfange des Mai's abermals aus einer hoffnungsvollen Lage geworfen, worin uns eine Ruhe von einigen Wochen gleichſam eingewiegt hatte. Mir wurde der Eskadrons-Chef jener Truppen, nach löblichem Brauch der Billetirungs-Kommiſſion, wieder zu Theil und das erſte Wort war, was mir dieſer Mann ſagte: „Nous sommes ici, Monsieur, pour maintenir l'Ordre! Vous avéz ici des mauvais sujets, qui vont attirer sur vous, de nouveau les maux de la guerre!" Es ließ ſich freilich darauf von mir nichts weiter erwiedern, als daß Cleve an allen begangenen Unordnungen gegen das franzöſiſche Militair völlig ſchuldlos ſey. Indeſſen weil unſere Stadt der Hauptort des Arrondiſſements war, wohin Pfalzdorf gehörte, ſo blieb die uns von daher verurſachte Exekn-

tion uns mehrere Wochen auf dem Halse liegen. Uebrigens war gedachter Major ein durchaus rechtschaffener Mann, und noch ein Offizier aus der alten Zeit, dem die Guillotine im Schreckensjahre 1792 auch schon sehr nahe gewesen, welcher er (seiner Erzählung nach) „nur dadurch endlich entgangen war, daß einer seiner Freunde den Einfall bei den Blutrichtern hatte, ihn als seiner Sinne nicht mächtig anzugeben, welches endlich seine Loslassung bewirkt habe. Als emigrirter Adlicher hatte er jedoch alle seine Güter verloren und aus Noth Kriegsdienste unter den Republikanern annehmen müssen, worin er als ein kundiger Kavallerie-Offizier nun wieder bis zum Eskadrons-Chef vorgerückt war.“ Der Mann war die Bescheidenheit selbst, und hätte lieber Hunger und Kummer gelitten, als etwas verlangt; das einzige, was er bei seiner Ankunft sich ausbat, war: „der französische Plutarch,“ welches sein Handbuch blieb in den vier Wochen seines Aufenthalts in meinem Hause. Wir sahen ihn daher als unsern Hausgenossen an, den wir an allen unsern häuslichen und Familien-Ereignissen gern Theil nehmen ließen, welches diesen Offizier so rührte, daß er bei seinem Abzuge die Eskadron vor unserm Hause versammelte, und zum Zeichen seiner Zufriedenheit und Achtung für uns, zum Abschiede uns unvermuthet mit seinem ganzen Heerhaufen eine militairische Ehrenbezeugung erwies. Bald darauf kam er mit dem ganzen Regiment aus Holland zurück, und nun erhielten wir statt seiner den Kolonel, obgleich wir ihn ersucht hatten, sich bei seiner etwaigen Rückkehr das Billet wieder auf uns geben zu lassen. Bei seinem Besuche machten wir ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber; er antwortete uns aber treuherzig und doch mit feiner Höflichkeit: „daß er diese Quartier-Veränderung selbst veranlaßt habe, um nur seinem Kolonel und besondern Freunde eines der besten Quartiere in der Stadt zu verschaffen,“ welches feine Kompliment uns freilich zum Stillschweigen brachte.

Bei diesem Durchzuge des größern Theils der Nord-Armee aus Holland erhielten wir auch wieder manche Besuche von unsern, im vorigen Winter hier mit uns bekannt gewordenen militairischen Freunden. Der Rest dieser Armee blieb aber, wie gesagt, in Holland, und formirte von nun an denjenigen Theil der französischen großen Reserve-Armee, der unter dem Namen des Gallobatavischen Heeres, unter den Befehlen eines französischen Heerführers, oft viermal im Jahre hierdurch den Rhein herauf ging, um die übrigen Kriegsoperationen der Franzosen zu unterstützen, welches gewöhnlich für Cleve wohl vierzehn Tage große Einquartierungs-Unruhen brachte.

Ehe jedoch diese Märsche und Gegenmärsche recht in den Gang gesetzt wurden, ging der Uebergang des Generals Jourdan mit der Maas-Armee bei Duisburg über den Rhein, und die Eroberung von Düsseldorf vor sich; auf welchem Wege die Republikaner nun auch am jenseitigen Rheinufer gegen die Oesterreicher vorzudringen versuchten.

Vor der Ausführung dieses Uebergangs wurde hier abermals wieder eine Konferenz zwischen den Volks-Repräsentanten, Talot und Frecine, und dem General en Chef Jourdan mit seinen Adjutanten gehalten, bei welcher Gelegenheit mir der Repräsentant Talot von der Munizipalität zugedacht wurde; statt seiner kam aber General Jourdan bei mir ins Quartier. Ein Chef einer ungeheueren Armee, von dem ich sehr wenig Last und Gêne empfunden; er kam nur mit einem Reitknechte und drei Pferden hieher, fand sich erst um Mitternacht ein und ging auch des folgenden Morgens schon früh wieder von hier, ohne etwas mehr als ein Frühstück bei mir genossen zu haben. Mein Uebelbefinden hinderte mich damals zufälliger Weise an der Pflicht, diesen General dabei zu unterhalten; allein mein Arzt, dem er bei der ersten Konferenz im vorigen November, als einem ehemaligen Kollegen, ins Quartier gegeben war, (weil Jourdan in

frühern Zeiten auch Wundarzt gewesen seyn soll) der ihn also persönlich schon kannte, übernahm dieses an meiner Statt, und wußte die bonhomie dieses berühmten Befehlshabers nicht genug zu erheben.

Jetzt hatten wir bei dem Vordringen seiner Armee zwar eine Zeitlang vor Durchmärschen Ruhe, aber die Einquartierungs-Beschwerden gingen um deswillen doch, insonderheit wegen der Nachzügler aus Holland, immer noch ihren gewöhnlichen Gang, und mein Haus wurde nach Gewohnheit auch dabei nicht vergessen, wobei es denn zuweilen auch nicht an unangenehmen Auftritten fehlte.

So erinnere ich mich noch eines **Commissairs Ordonnateurs**, den ich einst im Sommer dieses Jahres 1795, in Abwesenheit meiner zu ihren Verwandten verreisten Gattin, erhielt; der Mann kam (welches damals wegen der großen Noth nur äußerst selten geschah) mit eigenem Wagen und Pferden und zwei Bedienten heran, und es währte nicht lange, so eilte ein Schwarm von Verpflegungs-Beamten herbei, um ihrem Gebieter die Aufwartung zu machen. Als diese sich endlich entfernt hatten, ging ich auch zu ihm hinein, ihn zu bewillkommen und ihm nach den Regeln der Gastfreiheit etwas zu seinem Dienste anzubieten. Der hochmüthige Mensch antwortete gleich ganz kalt: „Rien, Citoyen, qu'un Rôti, avec de la Salade et une Bouteille de Vin."

Den ersten Artikel ließ ich allenfalls gelten; Wein aber hatte ich meiner Einquartierung seit den ersten zwei Monden, wo unsere neuen Brüder, aus wahrer Fraternität, meinen Weinkeller um einige 100 Flaschen guten Weins gelichtet und ausgeleert hatten, daß ich kaum noch ein wenig zu meinem und meiner Familie Bedarf übrig behielt, (nach ihrem eigenen Rathe) nicht weiter angeboten, sondern sie nahmen nun alle mit gutem Bier vorlieb. Ich konnte mich daher auch nicht entbrechen, dem Herrn Kommissair die Bemerkung zu machen, daß ich keinen Wein hätte, gutes Bier

aber stände ihm gerne zu Dienste. „Comment?" schrie er verwundert, „point de vin dans une maison comme celle-ci!" Die höhnische Art, womit er mir dieses sagte, war mir so sehr zuwider, daß ich ihm gleich mit strengem Tone erwiederte: „Non, Monsieur, point de vin; vos Camerades l'ont bû!" und damit ging ich ohne weiters zur Thüre hinaus, und schickte ihm bald darauf eine gute Portion Braten mit dem verlangten Salat ins Zimmer. Der Herr Kommissair gab aber die Schüssel mit Braten gleich wieder mit der unwilligen Aeußerung zurück, daß einem Manne, wie ihm, ein ganzer Braten gebühre. Mein Diener hinterbrachte mir dieses; ich eilte also hinunter und traf den saubern Kommissair in der Küche in vollem Lärm und Parliren. Ich konnte mich nicht entbrechen, ihm seine unverschämte Forderung mit strengem Ernst vorzuhalten, und ihm zufällig etwas nahe auf den Leib zu rücken; ihm wurde bange, und er schlich sich, ohne ein Wort weiter zu reden, in sein Zimmer herein. Jetzt befahl ich der Köchin, ihm aus der Küche nichts weiter zu geben, sondern wenn er was haben wolle, so müsse er selbst dafür sorgen, und ging wieder zu meinem Zimmer herein. Kaum merkte der niederträchtige Mensch, daß die Bahn rein war, so kam er wieder in die Küche geschlichen, und sagte der Köchin in gebrochenem Deutsch: „Der Maitre ist bös!" und verlangte nun, daß sie ihm von seinem Fleische zurichten sollte; ich erlaubte der Köchin dieses zu thun, und nun kam einer seiner Bedienten mit einem prächtigen Stück Ochsenfleisch von mehr als 12 Pfund aus dem Wagen hervor, um solches kochen und braten zu lassen. Diese Kocherei währte bis um Mitternacht, und fraß entsetzlich vieles Holz, ehe es zurecht gemacht war. Nun kam auch wie durch einen Zauberschlag Wein und Braten aus dem wohlgespickten Wagen herbei, und der Commissair Ordonnateur setzte sich mit einigen seiner Unter-Kommissairs zu Tische, und sie hielten ihre Ba-

chanalien bis an den lichten Morgen; nun schlief er noch einige Stunden, und zog dann weiter von hinnen, ohne daß ich mich weiter um diesen Menschen bekümmerte. Die aussaugende Manier dieser Kommissairs, die auch dieser hier nicht verleugnete, war damals auf den höchsten Grad gestiegen; sie kamen entweder unmittelbar vor der Armee her, oder folgten derselben, und requirirten oder erpreßten unter dem Vorwand, für die Bedürfnisse der Armee sorgen zu müssen, von dem armen Bürger oft, was ihnen beliebte, und doch litt der eigentliche Krieger, der sein Leben Tag und Nacht daran wagen mußte, dabei Hunger und Kummer; wogegen die Beutel der Kommissairs immer gefüllt waren, und Wagen und Pferde waren zu ihrem persönlichen Dienst, wenn ein Stabs-Offizier, und zuweilen sogar wohl Generale damals in diesem ausgesogenen Lande kaum ein oder zwei Pferde zu ihrem Dienst zu halten vermochten. Die übrigen Offiziers, bis zum Kapitain hinauf, mußten sich gefallen lassen, gleich den sogenannten Volontairs, oder gemeinen Soldaten der damaligen Zeit, zu Fuße zu laufen, und selbst ihren Bündel auf dem Rücken zu tragen, weil die Caissons oder Bataillons-Wagen damals aus Mangel an Pferden nicht fortgeschafft werden konnten.

Aus diesem Grunde war jene Klasse von Kriegs-Beamten, die Kriegs-Kommissarien mit ihren Garde-Magasins und Konsorten, bei dem Soldaten noch tiefer als bei dem Bürger verachtet, und sie waren damals bei der Armee fast unter keinem andern Namen, als dem der Vampires oder Sangsues (Blutsauger), bekannt. Nach obigem Pröbchen zu urtheilen, schien diese Beschuldigung auch gar nicht grundlos zu seyn; es war wenigstens klar, daß die damalige französische Armee, bei allen ihren glücklichen Fortschritten, dennoch gewöhnlich in einem erbärmlichen Zustande war, und daher bei dem geringsten Unfall die größte Gefahr lief, ihre mit so vielem Blute errungenen Lorbeeren insgesammt wie-

der zu verlieren, wie dieses sich im Sommer 1796 mit der Armee des Generals Jourdan geäußert, welche vom Erzherzog Karl nach der gewonnenen Schlacht bei Würzburg, durch Hülfe der durch die blutsaugerischen Kommissairs aufs höchste gereitzten Fränkischen und Schwarzwaldischen Landleute, wohl über 100 Stunden weit zurückgetrieben wurde, und damals schon bis über den Rhein und sogar weiter zurückgejagt seyn würde, wenn nicht schon in der Zeit Preussen mit seiner Neutralitäts-Linie und das Gallobatavische Holland den Franzosen eine Schutzmauer gewesen wären, wohinter sie sich immer wieder zu sammeln und von neuem loszubrechen Gelegenheit hatten. Die Republikaner hatten aber zu dieser Zeit im Buche des Schicksals nun einmal ein günstiges Blatt, welches auch uns Clevern wenigstens den Vortheil brachte, daß der Schauplatz des Krieges immer von uns entfernt blieb, und daß wir in den Jahren 1796 und 1797, außer den verschiedenen Hin- und Herzügen der Gallobatavischen Reserve-Armee durch unsere Stadt, sonst wenig unmittelbare Beschwerden von den Kriegstruppen hatten.

Dagegen nahmen aber nunmehr die revolutionairen Einrichtungen und Lasten der Franzosen unter ihrem militairischen Besitze bei uns im Innern, leider! einen sehr gemessenen Gang. Requisitionen und Lieferungen aller Art, Emprunts forcés, und andere den ähnlichen Hudeleien gehörten bei uns à l'ordre du jour. Die von hier weggezogen gewesenen und wieder zurückgekehrten Familien mußten sogar auch noch einmal erleiden, daß sie von den französischen Behörden den brabantischen und französischen Emigrirten gleich gesetzt, und ihrer Rückkehr ungeachtet, wegen des zu rechter Zeit nicht gehaltenen Termins ihrer Rückkehr, dennoch als emigrirt erklärt, und wenigstens mit Einziehung ihrer Güter bedroht wurden, blos weil der Baseler Friede zu ihrem Besten nichts besonderes bestimmt hatte. Es geschah ihnen und ihren Gütern nun freilich am Ende

nichts zu Leide, weil sich Preußen für sie ins Mittel legte, und durch seinen Gesandten in Paris gegen solche Beeinträchtigungen seiner (des französischen Militair-Besitzes ungeachtet, doch immer noch bleibenden) Unterthanen ernste Vorstellungen ergehen ließ. Weil aber die Civil-Direktion dieses Landes noch immer in fremden Händen blieb, nemlich unter der Central-Verwaltung in Aachen, so fragte man sehr wenig darnach, ob Preußen seinen besondern Frieden mit Frankreich gemacht hatte, und Cleve vorhin Preussisch gewesen, und es jetzt wieder sey; sondern behandelte es nach dem beliebten Generalisations-System wie die übrigen, ihrer Verwaltung untergebenen Länder am linken Rheinufer, und ließ es nach französischen Gesetzen regieren. Daher erhielt zwar nach dem Baseler Friedensschlusse der vorige Magistrat von Cleve wieder die Verwaltung unserer Stadt; es wurden ihm aber an den französischen Commissairs du Gouvernement und National-Agenten solche Aufseher gesetzt, die sie mit solcher Strenge bewachten, daß sie doch alle ihre Verfügungen nach dem Sinne der Franzosen einrichten mußten; und wenn unglücklicher Weise etwas geschah, was die Franzosen als eine Beleidigung der französischen National-Ehre ansahen, so mußte ihnen der arme preußische Magistrat dafür haften.

Im Anfange des Jahres 1796 fand sich der, beim Einzuge der Franzosen hier auf dem Markte gepflanzte Freiheits-Baum, dieses Symbol der neufränkischen Freiheitssucht, einst des Nachts von unheiligen Händen umgehauen. Die Franzosen stellten über dieses Volks-Majestäts-Verbrechen gleich eine strenge Untersuchung an; der preußische Magistrat wurde darüber zur Verantwortung gezogen, und zuletzt genöthigt, einen andern an die Stelle zu pflanzen, und ihn in Prozession mit der dreifarbigen National-Kokarde zu zieren. Man muthete damals sogar dem Magistrate zu, der französischen Republik den Eid der Treue zu leisten; er wies

dieses aber standhaft von der Hand und erhielt dadurch sein Gewissen und den preußischen Namen ohne einen solchen Flecken. Indessen da es die Franzosen einmal auf das Aussaugen dieses Ländchens angesehen hatten, und ihre Requisitionen, Kontributionen und gezwungenen Anleihen ihnen nicht genug abwarfen, so schritten sie, ihres bloßen Besazzungs-Rechts ungeachtet, eben sowohl wie in Brabant und in den andern Ländern des linken Rheinufers, schon zu dem Verkauf des Domainen-Gehölzes und der geistlichen Güter, und achteten der Vorstellungen nicht, die ihnen deshalb von den hiesigen preußischen Beamten geschahen. Daher endlich ein von Berlin aus datirtes Publicandum hier in Umlauf kam, worin jeder Einwohner ernstlich abgemahnt wurde, sich vor dem Ankauf solcher, den Franzosen nicht gehörigen, Güter zu hüten. Allein die französischen Gouvernements-Kommissairs, denen dieses Publicandum auch insinuirt wurde, ließen nicht nur die weitere Bekanntmachung desselben verbieten, sondern sie gaben sogar den beiden hiesigen Guardianen der Minoriten und Kapuziner, die solches Publicandum in ihren Klosterkirchen von der Kanzel abgelesen hatten, dafür einen 24stündigen Arrest in ihren Zellen, und es wurde selbst ein Gegen-Publicandum von ihnen erlassen, worin sie zu beweisen suchten, daß diese Maßregel eine von selbst redende Folge des ihnen im Baseler Frieden unbedingt zugestandenen Militair-Besitzes dieser diesseitigen Rheinländer sey.

Um also diesen französischen Anmaßungen ein Ende zu machen und freiere Hände in der Landes-Verwaltung zu erhalten, wurde im Anfange des Jahres 1797 preußischer Seits eine Konvention mit dem damaligen Prokonsul der diesseitigen Rheinlande, General en Chef Hoche, zu Köln abgeschlossen, wornach die Landes-Verwaltung und die Erhebung der Landeseinkünfte vom Tage der Konvention an gegen ein Entschädigungs-Quantum von, wie ich glaube, 80,000 Rthlr. an Preußen übergehen, und Frankreich sich

blos auf den rein militairischen Besitz der diesseitigen preußischen Provinzen einschränken sollte.

Diese von dem nachherigen Generalgouverneur am Rhein, dem damaligen preußischen geheimen Finanzrath Sack, mit dem General Hoche noch abgeschlossene Konvention hatte nun freilich für Cleve schon die wohlthuende Folge, daß das preußische Ober-Justiz-Kollegium, welches sich bisher in dem benachbarten Emmerich jenseits des Rheins aufhielt und in der höhern Instanz das Recht für die jenseitigen preußischen Lande aussprach, sich nun wieder nach Cleve begab, und hier an gewohnter Stelle die Gerechtigkeit wieder so, wie vor der Revolution geschah, administrirte. Das sonst damit verbundene eigentliche Landes-Direktions-Kollegium, oder der sogenannte Hoheits-Senat dieses Justiz-Kollegiums, blieb aber noch fortwährend in Emmerich, so wie auch die Kriegs- und Domainen-Kammer, als die mit der eigentlichen Landes-Verwaltung beauftragte Landes-Behörde, welche in Wesel ihren Sitz genommen hatte, noch ferner an diesem Orte blieb, und nur einer sich hier aufhaltenden Deputation von einigen Räthen aus ihrer Mitte, die diesseitigen Landes-Administrations-Geschäfte überließ; beide, vermuthlich um als Landes-Kollegien nicht mit der Central-Verwaltung der eingreifenden Republik in Aachen in Collision zu gerathen, ohne mit Nachdruck mit dieser Central-Behörde der Neufranken reden oder verfahren zu können.

Freilich hatten diese zu uns zurückgekehrten Landes-Kollegien, und insonderheit die Kammer-Deputation von ihrem Anfange an schon genug mit dieser Central-Verwaltung zu thun, und ihrem anmaßenden Benehmen zu wehren, oder den von den französischen Militair- und Polizei-Behörden fortwährend gemachten vielen Aufforderungen ein Genüge zu leisten. Indessen stand doch von dieser Zeit an nunmehr wieder der Name: „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, Herzog von Cleve,“ den

von hier datirten Verfügungen und Erkenntnissen an der Spitze, und viele hier glaubten so fest an eine baldige Wiedervereinigung mit dem preußischen Staat, daß ihnen selbst nur eine Vermuthung des Gegentheils Ekel erweckte.

Dieses unbegrenzte Vertrauen hatte dem Ansehen nach blos darin seinen Grund, daß selbst kein einziges der höchsten Landes-Kollegien in Berlin in das Geheimniß der Kabinette eingeweiht zu seyn schien; sonst hätten nicht solche zuversichtliche Zusicherungen der baldigen Wiedervereinigung hier in Umlauf gebracht werden können. Diese mangelhafte Kunde der wahren politischen Lage Preußens mit Frankreich ging selbst bei den höhern preußischen Beamten bis zu dem Grade, daß der sich noch in Emmerich aufhaltende erste Präsident der Clevischen Landesregierung, E. v. Rohr, welcher als Ausländer, in Gefolge des in hiesigen Landen geltenden Indigenat-Rechtes, nach den Landes-Provinzial-Gesetzen verbunden war, als Präsident der hiesigen Regierung sich mit irgend einem Immobile in diesen Landen ansäßig zu machen, noch in eben diesem Jahre ein ansehnliches Haus in dieser Stadt kaufte, um solches gleich nach seiner Rückkunft hieher beziehen zu können. Dieser Mann ist aber nicht nur nicht dazu gekommen, solches zu bewohnen, sondern er hat sogar Cleve niemals wieder gesehen, weil das ungeheuere Glück der Franzosen gegen Oesterreich in diesem Jahre 1797 die Länder am linken Rheinufer der Katastrophe der Vereinigung um sehr vieles näher brachte, die Frankreich, aus besonderer Affektion, ihnen lange schon zugedacht hatte.

Von diesem Riesen-Plane der französischen Republik war in dem gegenwärtigen Kriege zwar mehrmals schon die Rede gewesen, und Oesterreich hätte gern seine ihm so lästig und kostspielig gewordenen Niederlande, öffentlichen Nachrichten zufolge, längst schon gegen ein Aequivalent in Italien hingegeben, und das deutsche linke Rheinufer auch abandonnirt, wenn Preußen damit wäre einverstanden gewesen.

Allein diese Macht sah damals die innere und äußere Güte seiner diesseitigen Lande lange Zeit noch aus einem für seinen Einfluß und seine Macht sehr erheblichen, und also auch für uns günstigen Gesichtspunkte an, und konnte sich durchaus nicht entschließen, uns fahren zu lassen, bis daß die politische Ansicht der Sachen eine große Aenderung litt und Preußen mit Frankreich in nähere Freundschafts-Verhältnisse trat, die französische Republik und ihr Filial, Holland, als unabhängige Staaten durch den Baseler Frieden anerkannte, und von dem Kriegstheater auf dem linken Rheinufer seine Armee entfernte. Da ruhte die Politik der Franzosen nicht eher, als bis sie Preußen in den deutschen Angelegenheiten ganz auf ihre Seite gezogen, und diese Macht endlich zu der bereitwilligen Erklärung gebracht hatten, gegen eine hinreichende Entschädigung sich der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und der Vereinigung desselben mit diesem Staat nicht weiter widersetzen zu wollen.

Eine solche Abtretung konnte jedoch nicht anders, als unter Vorwissen und Einwilligung des Kaisers und der deutschen Mitstände geschehen. Als daher Oesterreich und die übrigen mit Frankreich im Kriege befangenen deutschen Reichsfürsten durch das besondere Waffenglück dieser Macht sich endlich genöthiget sahen, auch ihren Partikular-Frieden mit Frankreich zu machen, und auf dem besonders dazu angesetzten Kongreß zu Rastatt die nähere Bestimmung der für die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich festzusetzenden Entschädigungen, für die darunter leidenden Reichsfürsten reguliren zu lassen: so soll Preußen, nach der Behauptung der Posseltschen Weltkunde (eines zu damaliger Zeit vorzüglich interessanten und authentischen Tagsblattes), einer der ersten unter den deutschen Reichsständen gewesen seyn, welcher in der Konferenz vom 18. Januar 1798 die förmliche Erklärung gethan, „auf seine diesseitigen Provinzen, gegen eine angemessene Entschädigung auf dem rechten

Rheinufer, zu Gunsten der französischen Republik renunciren zu wollen.“

Dem sey nun wie ihm wolle, der Erfolg scheint diese Angabe und Nachricht völlig gerechtfertigt zu haben; denn obgleich nach dem tragischen Ende der französischen Gesandten in Rastatt dieser Kongreß völlig zerging, und der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich von neuem mit größter Heftigkeit ausbrach: so scheint doch zwischen Frankreich und Preußen, in Ansehung jener Abtretung, schon alles vorläufig im Reinen gewesen zu seyn; sonst hätte Frankreich nicht den Gewaltschritt vornehmen können, um jetzt, nach wieder ausgebrochenem Kriege mit Oesterreich und dem deutschen Reiche, sämmtliche von ihnen eroberte Länder diesseits des Rheins von nun an, de facto, schon als mit der französischen Republik vereint, und ihr einverleibt zu deklariren, und dem General-Kommissair Rudler in Mainz den Auftrag zur völligen Organisation aller dieser Länder nach den französischen Gesetzen zu ertheilen. Denn da auch uns diese Verfügung von der Central-Verwaltung in Aachen vorläufig bekannt gemacht wurde, und Preußen nicht einen einzigen ernsten Schritt dagegen that, um eine solche Publikation zu hindern, oder gegen alle Organisation in seinen Landen protestiren zu lassen, so konnten wir Clever nunmehr unser Schicksal ziemlich voraussehen, und daraus abnehmen, von welchem geringen Bestande die eben erst wieder eingeführte preußische Verfassung seyn würde! Bevor man jedoch die Organisation wirklich hier eintreten sah, so gab das Hin- und Herschwanken der Meinungen und Nachrichten darüber zu einigen seltsamen Auftritten Anlaß, wovon ich dir zum Schlusse dieses Briefes nur einen hier mittheilen will.

Gleich nach der Proklamation des vorläufigen Organisations-Dekrets, Anfangs des Jahres 1798, erschien den folgenden Tag ein königliches Reskript im Publikum, worin „den preußischen Ländern diesseits des Rheins nochmals die

bündigste Versicherung der Nichtabtretung derselben an Frankreich gegeben, und ihnen eine ewige Verbindung mit dem Hause Preußen von neuem zugesagt wurde."

Das Rescript war wirklich in einem Tone abgefaßt, daß ein Theil der preußischen Beamten selbst an die Aechtheit desselben zu glauben anhuben, und sich nur nicht erklären konnten, wie solches in die Hände desjenigen Bürgers, der solches zuerst bekannt gemacht hatte, gekommen seyn könnte? Allein bei etwas genauerer Nachforschung der Sache entdeckte sichs bald, daß das ganze Rescript eine bloße Erdichtung dieses Bürgers gewesen, um sich nur über das glaubige Publikum ein wenig lustig zu machen. Derselbe wurde nun zwar dafür vor die Behörde zu einiger Verantwortung gezogen, die Organisation selbst aber nahm nunmehr hier bald einen bestimmten Gang, und die Art, wie solches geschah, wird einer der ersten Gegenstände seyn, womit ich dich in meinem folgenden Briefe zu unterhalten gedenke.

Sechster Brief.

Cleve im Organisations-Jahre des linken Rheinufers 1798 bis zu Bonapartes Konsulat 1799.

Cleve im Juni 1814.

Der schwankende Zustand, lieber Freund, worin unser Cleve durch die von Preußen an Frankreich bewilligte militairische Besetzung seiner Provinzen auf dem linken Rheinufer gerieth, war in der That ein hartes Schicksal für uns.

Wir mußten, des Friedens mit unserm Landesherrn ungeachtet, dennoch fast alle die Trübsale erdulden, welche die übrigen von den Franzosen besetzten diesseitigen Rheinländer erfuhren, und hatten das Leid noch obendrein, daß es uns ging, wie dem Tantalus, dem das Wasser bekanntlich bis an den Mund stieg, ohne doch bis dahin zu reichen, daß sein brennender Durst dadurch hätte gelöscht werden können. Eben so hielt man uns auch mehrere Jahre mit Hoffnungen und Versicherungen hin, daß wir nun nächstens aus unserm Elende befreit werden würden, und doch löste am Ende sich alles nur für uns auf in — Nebel und Dunst. Freilich geschah dieses so vor und nach; wir wurden an einem langsamen Feuer gebraten und durch die Konvention mit Hoche nur noch ein wenig vom Feuer gesetzt, um uns am Ende doch in dem gemeinen Feuerschlunde der französischen Revolution mit umkommen zu lassen.

Da Preußen im Jahre 1798 und in den nächstfolgenden Jahren, nach dem öffentlichen Gange der Sachen zu urtheilen, sich mit Frankreich in einem ziemlich genauen politischen Freundschafts-Bunde befand, so ist es in der That nicht zu begreifen, warum man preußischer Seits nicht einige vorläufige Maßregeln über die Verfahrungs-Art in seinen Ländern mit Frankreich festgesetzt hatte, sondern sie, leider! eben so behandeln ließ, wie die übrigen Länder diesseits des Rheins, und eben dadurch seine hiesigen Beamten sammt und sonders oft in die größte Verlegenheit stürzte! Denn eine so totale Veränderung und Umschmelzung der bisherigen Landes-Verfassung, als die französische Republik im Anfange 1798 mit den von ihr eroberten Ländern diesseits des Rheins vornahm, war oft mit solchen Umständen begleitet, wobei ihr Ehr- und Pflichtgefühl gegen ihren Landesherrn mit den Zumuthungen eines herrschsüchtigen, auf seine Siege sehr stolzen und mit Königen, blos ihrer politischen Verhältnisse wegen, damals in Verbindung tretenden Volks in

sehr unangenehme Spannung gerieth. Doch es ist so vieles noch dunkel aus der damaligen Zeit, welches eine Zeit nach uns vielleicht wohl erst aufhellen wird! Ich will dich daher mit Reflexionen darüber nicht länger aufhalten, sondern nur gleich, wie ich am Ende meines vorigen Briefes versprach, dir aus dem Schatze meiner Erinnerungskraft zu schildern anheben, wie die von Frankreich de facto unternommene Vereinigung des linken Rheinufers von dem Organisateur Rudler und seinen Unterwerkzeugen auch auf uns Clever angewandt wurde, und welchergestalt wir preussische Deutsche uns darin ergeben mußten, schon vor dem Reichsfrieden zu Lüneville in Deutsch-Franzosen umgeschaffen zu werden.

Schon in den ersten Tagen des für uns ewig denkwürdigen Jahres 1798 schickte die Central-Verwaltung in Aachen einen besondern Kommissair hieher nach Cleve, der den preussischen Beamten ankündigen mußte, „daß von der Gesandtschaft der Großen Republik zu Rastatt die Rheingrenze zur Basis, oder Grundlage des Friedens von Frankreich mit Deutschland gelegt worden sey, und daß also demzufolge die förmliche Organisation aller an diesem Ufer gelegenen Länder, mithin auch des diesseitigen Cleve, nächstens vor sich gehen, und von diesem Augenblick an alle Zweige der bisherigen preußischen Verwaltung zu wirken aufhören würden." Und wenige Tage darauf wurde auch nach löblich vorgreifender Verfahrungs-Art der Franzosen schon ein anderer Kommissair aus Geldern hieher geschickt, der sämmtliche Akten des hiesigen Ober-Justiz-Kollegiums einstweilen versiegeln, und sie in ihren Arbeiten so lange aufhalten mußte, bis die Prozeß-Akten der diesseitigen Länder von den Prozessen der jenseitigen Provinzen geschieden und nach Köln weggeführt waren. Als dieser Kommissair nun auch zur Versiegelung der Kameral-Akten fortschreiten wollte, so wurde ihm ein Schreiben vom preußischen Gesandten in Pa-

ris, Sandoz Rollin, gezeigt, woraus hervorging, daß mit der Organisation der preußischen Provinzen diesseits des Rheins noch Anstand zu nehmen seyn würde. Durch dieses Schreiben ließ sich der Kommissair zwar einstweilen beschwichtigen, und hörte auf, zu versiegeln; einige Tage hernach aber kam er mit geschärften Befehlen von Geldern zurück, und fing nun wirklich die Versiegelung der Kameral-Akten an; allein als er eben damit beschäftiget war, kam wieder ein anderer französischer Kommissair, setzte ihn wegen der vorhin bewiesenen Nachgiebigkeit ab, und vollendete statt seiner nunmehr das beschlossene Werk.

Nach diesen Vorspielen erfolgte nun auch zuletzt am 25. April die Organisation selbst dieser Stadt und des Landes, nach dem damaligen französischen Geiste und Sinne. An diesem Tage traten die von den Franzosen erwählten neuen Beamten ihr Amt mit einem feierlichen Einzuge an; die französische National-Fahne ging vor ihnen her, und ein neuer Freiheits-Baum, von Freiheits-Männern vor ihnen her getragen, wurde in aller Form mitten auf dem Markte gepflanzt; die Republik, als nunmehrige Herrin von Cleve, proklamirt; die Konvention der preußischen Landes-Verwaltung mit dem General Hoche als aufgehoben erklärt; die preußischen Justiz- und Kameral-Beamten, in Ansehung der diesseitigen Provinzen, ganz ausser Wirkung gesetzt, und der alte preußische Stadt-Magistrat seines Amtes entlassen; dagegen aber die Bürger angewiesen, den von der Central-Verwaltung in Aachen ernannten neuen Polizei- und Justiz-Verwaltern der französischen Republik allein Folge zu leisten.

So wurde die (kaum erst wieder) eingeführte preußische Landes-Verfassung mit einem Zauberschlage gleichsam aus dem Lande verbannt, und an ihrer Stelle sahe man französische Munizipal-Verwaltungen, Jury-Direktionen und Friedensgerichte erscheinen, und das französische Rechnungswesen

griff überall ein. Auch wurde nunmehr die Feier der Decaden und der republikanischen Feste verordnet; den Geistlichen des alten christlichen Glaubens das Tragen ihrer Amtskleidung verboten; kein Prozessioniren weiter erlaubt; die Crucifixe überall weggebrochen, die Heiligenbilder verkleistert und überhaupt Alles zu modeln versucht, nach dem damaligen Geiste der Pariser Göttin Vernunft. Alles mußte bei Strafe mit der französischen National-Kokarde erscheinen, und ein besonderer Klubb mußte über den Bürgersinn der neuen Munizipalität selbst, so wie über den herrschenden Geist der hier noch bestehenden Bürger-Societäten ein wachsames Auge haben, damit sich hier keine (sogenannte) Sociétés populaires mit anti-republikanischen Gesinnungen einnisten und festsetzen könnten, wie solches damals im Innern des mit den politischen Parteien kämpfenden republikanischen Frankreichs, unter der Direktorial-Verwaltung, zur Tagesordnung gehörte. Daher unsere hiesige große Societät blos dieses Namens wegen gleich bei Einführung der neuen Verfassung in große Klemme gerieth und eher nicht Ruhe hatte, als bis der verrufene Name abgelegt, und ein sogenanntes Cabinet littéraire daraus gemacht worden war, wie ich in einem meiner frühern Briefe dir einmal schon ausführlich glaube erzählet zu haben.

Eine besonders mißliche und unangenehme Rolle spielten, wie gesagt, die hier befindlichen preußischen Staatsdiener hiebei. Mit Huldigungs-Eiden und andern den ähnlichen Zumuthungen ließ man sie damals, aus Achtung für einen mit der französischen Republik in Freundschaft verbundenen Regenten, zwar für ihre Personen in Ruhe; sie mußten sich aber allen sonstigen Maßregeln der französischen Polizei- und Justiz-Verfassung rein unterwerfen, und die preussischen Kassen-Beamten hatten insonderheit von nun an einen harten Strauß zu bestehen. Die Franzosen forderten „Nachweise und Rechnung" von ihnen, und untersagten ihnen bis

dahin den Verkauf ihrer eigenen liegenden Gründe. Sogar diejenigen, die eben vorher bona fide ein Kaufgeschäft dieser Art mit solchen Beamten betrieben, wurden von ihnen darüber verfolgt, wie es mir selbst in einem solchen Falle erging.

Zwei Monate vor dieser sogenannten Organisation hatte ich von einem der preußischen Rechnungs-Beamten einen Garten gekauft, und solchen bezahlt, und hatte ihn schon 4 Monate besessen, als es der hiesigen Munizipal-Verwaltung einfiel, zu denken, daß dieses nur ein Scheinkauf gewesen, um jenen Rechnungs-Beamten dadurch desto leichter in den Stand zu setzen, seine Privat-Güter dem französischen Staate, der sie zur Sicherheit der in Beschlag genommenen preußischen Kassen gleich beim Anfange der Organisation mit Arrest belegt hatte, bequemer entziehen zu können. Der erste Munizipal-Beamte kam also an einem frühen Morgen zu mir heran, und wollte dieses von mir anerkaufte Grundstück für die französische Kasse mit dem Arrest-Siegel belegen; ich stritt aber kräftig dagegen, und drohte ihnen und allen, die mein wohlerworbenes und bezahltes Eigenthum auf eine solche Art angreifen würden, mit der härtesten Klage, selbst bis nach Paris; durch welche Entschlossenheit ich dann das Meinige endlich in Ruhe behielt. Du siehst indessen hieraus, lieber Freund, daß uns der erste französische Lenz schon sehr dornichte Rosen gebracht habe.

Ehe aber noch der zweite vom Jahre 1799 eintrat, hatten wir mit neuen Trübsalen zu kämpfen; denn in den letzten Tagen des Jahres 1798 fand sich eines Morgens, daß der neue Freiheits-Baum in der Nacht durchgesägt worden. Dieser abermalige Versuch auf dieses heilige Symbol der republikanischen Freiheit zog den angesehenen Personen der Stadt, obgleich kein einziger von ihnen, vielleicht auch nur die mindeste Wissenschaft von diesem Staatsverbrechen hatte, große Unlust und eine Art von Militair-Exekution

über den Hals, die mehrere Wochen dauerte. Dieses Verfahren war aber eine gewöhnliche Maßregel im republikanischen Sinne der Franzosen; den von einem ungezogenen Pöbel an solchen geheiligten Dingen, im Dunkel der Nacht etwa betriebenen Unfug, mußten die wohlhabenden Einwohner des Orts, wo ein solches Verbrechen geschah, gewöhnlich mit Geldstrafen büßen, woraus die natürliche Folge entstand, daß diese (für den noch im Hintergrunde dabei versteckt liegenden Grundsatz der sanscülottischen Freiheit und Gleichheit zurückschreckende) Klasse von Staatsbürgern der republikanischen Verfassung immer weniger zugethan wurde. Unsere neuen Regenten merkten dieses auch bald, und nahmen ihre Sicherheits-Maßregeln darnach. Sie ließen nemlich im Januar 1799 einst unvermuthet alle in Rücksicht ihrer politischen Gesinnungen ihnen verdächtig gemachte Häuser vom Militair und von der Gendarmerie umgeben, und durch einen Polizei-Beamten im Innern des Hauses genaue Untersuchung anstellen, ob auch etwa Gewehre darin versteckt seyn möchten; es waren aber meistens nur Jagdgewehre, die sie fanden, und sich zueigneten. Auch das Haus deines Freundes wurde von ihnen umgeben, Gendarmen und Munizipal-Beamten, sieben an der Zahl. Auf meine Versicherung jedoch, daß ich keine Gewehre besäße, ließen sie es bei der bloßen Nachfrage bewenden, ohne zur wirklichen Haus-Untersuchung zu schreiten.

Diese Maßregeln mußten sich auch die noch hier befindlichen preußischen Beamten gefallen lassen; sie erregten also große Sensation bei ihnen, und sie sehnten sich nun aus einem solchen, Freiheit athmenden, Orte hinweg, ohne doch dazu gelangen zu können, weil der Ort ihres künftigen Aufenthalts vom Könige noch immer nicht ihnen bestimmt war. Mehrere von ihnen, die ihres Alters wegen sich nicht wieder an einen andern Ort wollten hinpflanzen lassen, entschlossen sich daher zum Bleiben, und baten um ihren

Abschied mit einer Pension, die sie dann auch erhielten, mit der ihnen von der französischen Republik ausgewirkten Erlaubniß, sie hier in Cleve, während des noch übrigen Restes ihrer Tage, verzehren zu können.

Denn Preußen stand damals durch den bekannten Abbé Sieyes, der in dieser Zeit Gesandter am Hofe zu Berlin war, mit der französischen Republik in besonders gutem und genauem Vernehmen, welches noch enger wurde, als dieser schlaue Politiker während seiner Gesandtschaft zum Direktor der französischen Republik erwählt wurde. Bei seiner Rückkehr nach Paris, um Besitz von seiner hohen Würde zu nehmen, kam er hier durch, und ihm wurde, auf höchsten Befehl, in den preußischen Staaten bei seiner Durchreise die Ehre eines gekrönten Hauptes bewiesen. Hier in Cleve hielt Sieyes sich zwei Tage auf und bewohnte das Hotel des Grafen zur Lippe, den Prinzenhof, als die angesehenste und ansehnlichste Wohnung dieser Stadt, wo er den Franzosen sowohl als den preußischen Beamten geneigtes Gehör gab. Dieser große politische Schauspieler der damaligen Zeit verband mit seinen durchdringenden Falken-Augen große Bedachtsamkeit im Reden, und war doch dabei ein galanter Franzose. Sein Eintritt ins Direktorium sollte den damals so sehr verworrenen und unglücklichen Zustand von Frankreich wieder in die Höhe bringen; denn durch die Verwaltung des vorigen Direktoriums war ein solches Unglück über die französischen Waffen in Italien und Deutschland gekommen, daß sie, überall von den Russen und Oesterreichern geschlagen und zurückgetrieben, in Gefahr standen, alle ihre mit solchen Blutströmen errungenen Vortheile zu verlieren, und in ihre alten Grenzen zurückgeworfen zu werden. Um solches zu bewirken, versuchten die Engländer und Russen eine Landung in Holland am Helder, und machten auch Anfangs gute Fortschritte darin. Preußen versammelte daher ein ansehnliches Truppenkorps unter Feldmarschall Kalk-

reuth in unserer Nähe jenseits des Rheins, und hielt immer die Pontons bereit, um bei dem Avanciren der Engländer und Russen gleich über den Rhein kommen, und als neutrale Macht gleich ihre hiesigen Provinzen wieder in Besitz nehmen, oder bei dem totalen Mangel an französischen Truppen sie vor dem Besetzen aller andern fremden Heere decken zu können. Es war einleuchtend, daß dieses mit Einverständniß von Frankreich, und zu seinem Vortheil geschah; denn bei der damaligen Lage der Dinge hätte Preußen, ohne die mindesten Hindernisse von Seiten der Franzosen befürchten zu dürfen, zu uns herüber kommen und uns ruhig wieder in Besitz nehmen können, wenn es gewollt hätte. Es that dieses aber nicht, sondern blieb immer jenseits des Stromes, und ging zuletzt sogar, ohne Brücken zu uns zu schlagen, wieder zurück, sobald das besondere Glück der Franzosen, unter dem Marschall Brune, die Engländer und Russen am Helder zur Kapitulation genöthiget hatte.

Wir Clever mußten also zu unserm Erstaunen handgreiflich merken, daß Preußen uns damals schon aus höhern politischen Gründen und Umsichten nicht weiter verlangte, obgleich der Kongreß von Rastatt mit seinen Verhandlungen längst zerrissen war, und die jetzige große Schwäche der französischen Republik ein ganz anderes Verhältniß derselben zu den deutschen Angelegenheiten hervorgebracht hatte. Dieses Benehmen des alten Landesherrn gegen seine hiesigen treuen Provinzen brachte nun freilich bei den Eingesessenen keine frohe Gemüthsstimmung hervor. Indessen war es dem diesseitigen Einwohner, als einem ächt deutschen Stamme, doch auch so leicht nicht, sich in die ihm von den Franzosen aufgedrungenen neuen Formen zu fügen, welches sich auf so manche Weise auch sattsam bewährte. Zum Beispiel, es wurde statt der Decaden noch immer der Sonntag bei uns gefeiert; die damals noch an der Tagesordnung stehenden republikanischen Feste, die Einnahme der Bastille und der

21. Januar 1793 wurden hier blos mit ein Paar Böller-Schüssen bezeichnet. Und bei den neu verordneten Festen der Volks-Souverainität erschien hier — kein Volk; das Fest der Eheleute wurde ohne Eheleute, das Fest der Jugend ohne Jugend und das Fest der Alten ohne Begleitung von Alten gefeiert; auch nahm der Clever durchaus keinen warmen Antheil an dem Rache-Fest der zu Rastatt ermordeten Gesandten, und an dem Fest über das große Waffenglück der Franzosen am Helder in Holland, sondern blieb still zu Hause und ließ die Beamten nur walten, welche den Zug allein formirten, und dann vom Gemeindehause sich auch wieder nach Hause verfügten.

Als nun vollends der famöse 18. Brumaire oder 9. November 1799 hereinbrach, wo der aus Egypten (der Sage nach mit Hülfe preußischer Flagge) sich nach Frankreich durchgeflochene General Bonaparte die ganze französische Direktorial-Verfassung über den Haufen warf, und sich mit Hülfe des Raths der Alten zum ersten Konsul von Frankreich creirte, da fing die Stimmung der Einwohner von Cleve an, noch trüber zu werden, und ihre Hoffnung zur Wiederherstellung der alten Verfassung sank nun noch tiefer herab; weil es bekannt war, daß dieser zu herrschen gewohnte und vom Glücke so äußerst begünstigte Mann schon im Jahr 1797, als Präsident der französischen Gesandtschaft in Rastatt, auf die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich als Vorbedingung zum Frieden mit Deutschland bestanden, und nun als Konsul von Frankreich gewiß alles von neuem aufbieten würde, seinem eisernen Willen den stärksten Nachdruck zu geben.

Wie ihm dieses Vorhaben gelungen, und wie er unter andern auch unser Cleve dem Reiche der großen Nation einverleibt hat, dir, lieber Freund, dieses in einigen Zügen zu schildern, halte ich meinem nächsten Briefe bevor, und scheide vor jetzt von dir mit dem freundschaftlichsten Herzen.

Siebenter Brief.

Cleve unter Bonapartes Konsulat von 1800 bis 1804.

Cleve im Juli 1814.

Bonaparte, lieber Freund, dessen mit tausendfachem Glücke bekrönte Kühnheit ganz Europa in Erstaunen gesetzt hat, wurde im Jahre 1800 dadurch auch für unser Cleve merkwürdig, daß unsere, noch im vorhergehenden Jahre 1799 so ungewiß und schwankend gewesene, politische Lage unter seinem Konsulate nun völlig befestigt, und den Clevern vom alten Schrot und Korn die Hoffnung ganz abgeschnitten wurde, je wieder Deutsche und Preußen zu werden. Sein Sieg bei Marengo und die Schlacht bei Hohenlinden entschieden das Schicksal des linken Rheinufers, und den besiegten deutschen Fürsten blieb weiter nichts übrig, als sich der längst schon ausgesprochenen und jetzt durch Rußland und Preußen stark unterstützten französischen Diplomatik zu fügen, und mittelst Unterzeichnung des sogenannten Reichsfriedens von Lüneville im Jahre 1801, sich die darin festgestellten Grundsätze unbedingt gefallen zu lassen.

Frankreich erhielt darin nunmehr die Oberherrschaft über das vormalige deutsche linke Rheinufer, ohne Einschränkung, zu ewigen Tagen, und eben dadurch auch ein sehr weit geöffnetes Thor, um nach seinem Gefallen, zu jeder Zeit und Stunde, in das jenseitige Deutschland eindringen zu können.

Die große Wichtigkeit dieser Lage gab dem als Konsul schon unumschränkt über Frankreich herrschenden Bonaparte

ernsten Anlaß, auf diese neuen so wichtigen Grenz-Länder seines Reiches und auf ihre Einrichtung große Rücksicht zu nehmen, und sie, so weit es nur immer statt haben konnte, ganz nach dem militairisch-französischen Fuße zu modeln. Dieses machte nun freilich oft Schwierigkeiten genug in einem Lande, wie Cleve, und wie die übrigen diesseitigen preussischen Staaten, die längst schon fast in allen Theilen der Staats-Verfassung eben so genaue und ausgebildete Vorschriften hatten, als ihnen Bonaparte nur immer zu geben vermochte. Er schien dieses gewissermaßen auch selbst zu finden, und schrieb daher (meines Erinnerns) den Ländern zwischen Maas und Rhein, wenigstens in der Justiz-Verfassung, das preußische Landrecht als subsidiarisches Gesetzbuch einstweilen so lange vor, bis daß das, noch in der Arbeit befindliche, neue französische Gesetzbuch publiziret seyn würde. Bei der in seinem Staatsrathe aufgeworfenen Frage aber, ob man den, einige Millionen Unterthanen ausmachenden, diesseitigen Rheinländern nicht ein auf ihre bisherige Verfassung passendes deutsches Gesetzbuch geben sollte? schnitt er selbst diese wichtige Frage im Staatsrathe mit dem kurzen Ausspruche ab: Ils sont Français! und von diesem Augenblicke an sahe man blos die französische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen erscheinen, und dem armen Einwohner wurden Gesetze in einer fremden Landessprache aufgedrungen, die unter den Millionen nur wenige tausend Menschen verstanden!

Es währte indessen doch noch einige Zeit, bis hier ein ordentlicher französischer Gerichtshof niedergesetzt wurde. Im Verwaltungs-Fache aber war alles längst schon in vollem Gange nach französischem Fuße: ein Präfekt im Hauptorte des Departements Aachen, und in jedem Hauptorte der zum Departement gehörigen Kreise ein Unterpräfekt, der alle zu seinem Ressort gehörige Beamten dieses Kreises unter sich hatte.

Aus unserm Cleve, der sonstigen Hauptstadt mehrerer preußischen Provinzen, wurde eine solche Kreishauptstadt gemacht, und der erste Unterpräfekt hier nannte sich Dorsch, ein Gelehrter und vormaliger Professor von Mainz, einer der ersten Bekenner und Märtyrer der französischen Revolutions-Grundsätze am Rhein. Er hatte daher nach den ersten Siegen der Republik die wichtigsten Aemter in den eroberten Landen verwaltet; unter Bonapartes Konsulat aber erhielt er, bei dem etwas veränderten politischen System, nur eine Souspräfektur, und zwar die wegen ihrer Verhältnisse mit Preußen im Grunde doch ziemlich bedeutbare Unterpräfektur von Cleve. Er war Republikaner im eigentlichen Sinne des Worts und gab sich daher auch alle Mühe, die Clever für dieses System empfänglich zu machen.

Er hielt strenge auf die französische Zeitrechnung und auf die Decaden, und erklärte die hiesige reformirte Kirche zum Temple decadaire, worin er selbst mehrere patriotische Reden von der Kanzel herab hielt. Sein Glaubensbekenntniß, ursprünglich „römisch-katholisch," war jetzt wohl das System der reinen, mit dem republikanischen System amalgamirten Vernunft; daher er mit seinen vormaligen Glaubensgenossen sehr wenigen Umgang hatte, sondern weit mehr die aufgeklärtern Protestanten aufsuchte, zumal da er verheirathet war, und seinen vormaligen Kollegen, den katholischen Geistlichen, um deswillen schon ein Stein des Anstoßes seyn mußte. Diesen erlaubte er jedoch wieder, ihre schwarze Kleidung zu tragen, und überhaupt das Tragen der Mäntel bei öffentlichen Leichenbegängnissen; welches ihn bei dem hiesigen Publikum, das solche uralte Gebräuche unwillig hatte ablegen müssen, in gutem Geruche erhielt. Er suchte aber auch seine Aufmerksamkeit auf ernstere Dinge zu wenden, und ließ seine Sorge vorzüglich seyn, das in so vielen Jahren darnieder liegende Schulwesen wo möglich wieder in etwas bessern Gang zu bringen. Es wollte

ihm aber damit wenig gelingen, und eben so wenig auch mit andern ihm untergeordneten Zweigen seiner Verwaltung; die Revolution hatte hier alles gänzlich zerrüttet, es war Mangel überall, und noch größeres Mißtrauen unter den Leuten, welches die letzten Jahre der Direktorial-Verwaltung veranlaßt hatten. Ungern nahm Einer ihm angebotene bürgerliche Ehrenstellen an, und dieses Mißtrauen währte auch noch, als schon der erste Konsul regierte.

Diesem muß man es sonst noch rühmen, daß er vom Anfange seines Konsulats an sich die erstaunlichste Mühe gegeben, diejenigen Männer des Landes, die ihm als die vorzüglichsten und geschicktesten bekannt gemacht waren, an sich zu ziehen und ihnen die ehrenvollsten Stellen im Staate anbieten zu lassen, zumal wenn er glaubte, daß sie ihrer Güter wegen es vorziehen würden, im Lande zu bleiben. So soll er dem Landrath des Clevischen Kreises, Freiherrn von Hertefeld, die Präfektur des Roer-Departements und das Präsidium im Departemental-Rath zu Aachen angetragen haben; weil aber dieser einsichtsvolle Mann wegen seiner Güter jenseits des Rheins noch unschlüssig war, auf dem linken Rheinufer zu bleiben, so nahm er blos die Präsidenten-Stelle des Arrondissements-Rathes unseres Kreises an, und hat in dieser Eigenschaft über die Lage und Beschaffenheit der preußischen Provinzen diesseits des Rheins einen Bericht nach Aachen abgehen lassen, den man lange Zeit als ein Muster unter den übrigen Berichten aufgestellt hat. Auch dein Freund wurde von Bonaparte zum Mitgliede dieses Kollegiums erwählt; seine schwache Gesundheit aber und seine sonstigen Verhältnisse gegen den preußischen Staat jenseits des Rheins haben ihm diese, so wie jede andere ihm nach der Zeit sehr oft angetragene Ehrenstellen im französischen Staate, von sich ablehnen lassen.

Inmittelst kehrte die französische Armee nach dem Frieden mit dem deutschen Reiche einstweilen in das Innere von

Frankreich zurück, und dem 23sten reitenden Jägerregiment wurde unsere Stadt und Gegend zum vorläufigen Aufenthalte angewiesen. Dieses Regiment hatte bei der Moreauschen Armee die Avantgarde gemacht, und brachte aus diesem für Frankreich so glorreichen Feldzuge eine solche Beute aus Baiern und Schwaben zurück, die noch weit bedeutender zu seyn schien, als diejenige war, die von den damals sehr dürftigen französischen Kriegern und ihren Kommissairs im Jahre 1795 aus Holland hier durchgeführt wurde; eine ganze Schiffsladung voll von Koffers, Kisten und Verschlägen, die den Rhein herabgebracht, und hier auf dem Schlosse vorläufig hingelegt wurden, bis ein jeder Offizier und Beamter dieses Regiments dasjenige, was ihm davon gehörte, zu sich genommen. Nun wurde es hier freilich eine Zeitlang eine brillante geldreiche Zeit; die Stabsoffiziers ließen mit Gastereien und sonsten ungemein viel aufgehen, und griffen, wie man vernahm, nur blindlings in die vollen Säcke Konventionsthaler hinein. Allein dieser durch sie bewirkte stärkere Umlauf von Geld machte auch manchen von ihnen gegen den armen Bürger stolz und übermüthig genug, und thaten ihm dafür vielerlei Drangsale an.

Auch meiner Thüre gingen die Einquartierungs-Beschwerden dieses Mal gar nicht vorbei; Beschwerden und Unannehmlichkeiten ganz eigener Art, die ich dir in der Kürze hier mittheilen will. Man gab mir einen Kapitain nebst seiner Frau und Bedienten ins Quartier, und der Mann kündigte sich gleich mit dem ersten Wort schon an, als ein Mensch von finsterm anspruchsvollem Charakter. Bei seinem Eintritte schon waren ihm die Zimmer nicht recht, worin sich die Generale Jourdan, Eblé und andere so wohl und zufrieden befanden, und er zwang uns gleichsam, ihm ein Paar andere von uns im vorigen Jahre neu und schön eingerichtete Zimmer unten an der Straße zu geben. Hier dachte er nun seine in fünf großen Koffern verschlossene

Beute voll feiner Musselinen und Nesseln bis zu ihrer gelegentlichen Versilberung aufzubewahren und bergen zu können; insonderheit schienen ihm ein Paar große und tiefe Wandschränke, die er bei seinem Einzug ins Zimmer leer und offen gefunden, vorzüglich tauglich dazu. Er legte (ohne uns darüber weiter zu fragen) seine Schätze hinein, und verschloß die Schränke, ohne sie in einigen Tagen zu öffnen. Als seine Frau einst ein Paar Stücke herausnehmen wollte, um sie zum Verkaufe zu zeigen, waren verschiedene, durch die in diesen noch nicht vollkommen ausgetrockneten Schränken verhalten gewesene feuchte Luft, schadhaft geworden. Das Ehepaar fühlte bald selbst, daß sie durch ihr voreiliges Verfahren, und durch den willkührlichen Gebrauch dieser Schränke, sich diesen Schaden selbst zugezogen hatten; indessen schien die ohnehin sehr finstere Gemüthsart dieses Kriegers durch diesen Vorfall noch düsterer und verkehrter zu werden, und um uns solche dafür desto stärker fühlen zu lassen, schickte er uns eines Morgens den damaligen Maire der Stadt, einen vormaligen preußischen Accise-Kontrolleur und jetzigen Schenkwirth, bei dem der Kapitain fleißig zu Wein ging, über den Hals, der uns die Unzufriedenheit des Herrn Kapitains mit den feuchten Zimmern andeuten mußte, wogegen er einige Zimmer oben im Hause für ihn verlangte. Ich erklärte aber dem Maire gleich deutsch heraus, da sich der Kapitain diese Zimmer gleichsam erzwungen, und sie durchaus nicht feucht wären, wohl aber vielleicht die schönsten unter allen, die seine übrigen Kameraden bewohnten, so müsse er nun darin bleiben, oder sich ein anderes Quartier suchen; in meinem Hause könnte er, wenigstens oben, keine andere eingeräumt bekommen. Diese ernste Erklärung stand dem trotzigen Manne freilich nicht an; er suchte nun ein anderes Quartier, allein umsonst; ein jeder wehrte sich wegen seiner allgemein bekannt gewordenen finstern prätensionsvollen Laune dagegen; er mußte sich also die ganze Zeit

seines Aufenthalts gefallen lassen, zu bleiben wo er war, und so haben wir seine verkehrte finstere Laune über vier Monate geduldig ertragen, weil seine Frau durch ihr gelassenes Betragen viel wieder gut machte, was er verdarb. Nach diesem bekam das 23ste Jägerregiment eine andere Bestimmung, und wir wurden von dieser lästigen Einquartierung endlich befreit.

Das Jahr 1802 fing für ganz Europa mit neuen Hoffnungen zu einem allgemeinen Frieden an, indem der Friede mit Frankreich und England zu Amiens darin bekannt gemacht wurde. Diese frohen Aussichten wurden aber sehr bald wieder verdunkelt, weil England diesen für Frankreich sehr vortheilhaften Frieden schon gleich darauf wieder brach. Indessen wuchs dadurch das Ansehen des Konsuls Bonaparte, der diesen Frieden für Frankreich errungen hatte, nunmehr so sehr, daß, als man die Stimmen für ihn in Frankreich und in den neu vereinigten Rhein-Departements aufnahm, um ihn zum lebenslänglichen Konsul zu machen, die allgemeine Stimme ihn, als einen so gewaltigen Friedensstifter und von ganz Europa anerkannten großen Regenten, mit wahrem Enthusiasmus hierzu ernannte; bei welcher Veranlassung dein Freund, als Gutsbesitzer in Cleve, demselben, nebst allen übrigen Clevischen Bürgern und Einwohnern, auch mit Vergnügen hierzu die Stimme gegeben. Preußen stand ohnehin damals im besten Vernehmen und in genauer Verbindung mit ihm, und konnte unter seinem Beistande nun die ihm durch den Lüneviller Frieden zuerkannten grossen Entschädigungen jenseits des Rheins ruhig und sicher in Besitz nehmen; daher auch nunmehr diejenigen preußischen Beamten, die aus Mangel einer ihnen bis heran zugewiesenen nähern Bestimmung sich noch immer hier aufhielten, Anstalten machten, uns zu verlassen und nach Münster, wohin der Sitz der vormals hiesigen Landesregierung verlegt war, zu ziehen.

Unterdessen nahm aber auch die französische Organisation dieser Stadt und des Landes jetzt einen schnellern und völlig entscheidenden Gang; die Stifter und Klöster wurden förmlich für aufgehoben erklärt, die Mönche und Nonnen mußten ihre Zellen verlassen, und die Pfarreien wurden, nach dem mit dem Papst errichteten Konkordate, jetzt völlig auf französischen Fuß eingerichtet. Die Notabilität der Eingesessenen wurde nun auch, zufolge der neuern französischen Gesetze, nach ihren Grundbesitzungen festgesetzt, und hiernach ihre persönliche Qualifikation zu den französischen Staats-Aemtern bestimmt, wodurch nunmehr alle sich hier noch aufhaltende preußische Beamten, welche nicht in Cleve zu bleiben gedachten, sich vollends zum Wegziehen von hier veranlaßt fanden.

Es wurde ihnen jedoch französischer Seits, wegen jenes zwischen Preußen und Frankreich bestehenden sehr guten Vernehmens, bei ihrer Entfernung aller Vorschub geleistet. Sie konnten ihre hiesigen Häuser, Güter und sonstigen Grundstücke nach Belieben verkaufen oder behalten, ohne dabei an irgend einen Termin gebunden zu seyn; ein Vortheil, den jetzt nach 13 Jahren, in dem Momente, worin ich dieses dir schreibe, noch mehrere genießen, und ihre bis heran noch unverkauft gebliebenen Häuser und Grundstücke selbst wieder in Besitz nehmen können, wenn sie zu uns zurückkommen wollen.

Uebrigens ging es französischer Seits jetzt auch schon an den wirklichen Verkauf oder an die Verpachtung und Verwaltung der geistlichen und Domainen-Güter im Lande, und Bonaparte schickte zu diesem Behuf den bekannten Staatsrath Dauchy hieher. Auch erhielten wir nunmehr ein französisches Tribunal erster Instanz; das neue französische Gesetzbuch wurde eingeführt, und nach demselben Urversammlungen zur Ernennung der Wähler für die Arrondissements und Departemental-Kollegien gehalten, und Kom-

munal-, Kreis- und Departemental-Räthe und Friedensrichter, desgleichen die Kandidaten zum Gesetzgebungs-Korps, zum Tribunat und zum Senat in Paris in denselben ernannt, — eine Einrichtung, die für die Masse der Bürger ungemein schmeichelhaft war, indem der gemeinste Bürger als Mitglied der Versammlungen auftreten und sich seine eigenen Stadt-Regenten und Friedensrichter wählen, oder ihnen seine Stimme zu diesem Amte geben, und zu den Kandidaten der Staats-Kollegien sich seinen eignen Ausschuß nach Mehrheit der Stimmen auswählen konnte, wodurch er also eine wirkliche und bedeutende Theilnahme an der Staats-Verfassung erhielt. Nur war es traurig, daß auch hierbei sehr bald Kabale, Leidenschaft und Chikane ihre Rolle zu spielen anhuben; sonst schien diese Einrichtung in der That viel vorzügliches vor andern Staats-Verfassungen zu haben.

Während aller dieser Veränderungen im Innern ging der Krieg gegen England von neuem mit großer Bitterkeit los, welches uns auch wieder in dem folgenden Jahre 1803 ungemein viele Unruhen, Durchmärsche und Einquartierungen brachte. Auch mußten alle hier befindliche hannöverische und holländische Offiziers (im englischen Solde) nach erfolgter Kriegserklärung sämmtlich auf dem hiesigen Gemeindehause erscheinen, und die hannöverischen Offiziers wurden gleich als Kriegsgefangene erklärt, die holländischen in englischem Solde aber wurden unter Polizei-Aufsicht gestellt und durften, ohne Einwilligung des Maire, die Stadt nicht verlassen.

Bald darauf kam auch das Armeekorps hier durch, welches unter Marschall Mortiers Anführung durch Holland, zu militairischer Besetzung des Churfürstenthums Hannover abgeschickt worden.

Von diesem Korps blieb das 103te Infanterieregiment auf einige Wochen kantonnirend hier liegen, und, wahrlich! nie habe ich etwas Imposanteres gesehen, als das erste oder

sogenannte Grenadier-Bataillon dieses Regiments; ein Phalanx erlesener Krieger, völlig gerüstet, mit hohen rothen Federbüschen geziert, in militairischer Haltung still daher schreitend; vor ihnen her drei Reihen Sapeurs, jede aus 13 Männern bestehend, die die ganze Breite der Straßen einnahmen; alle mit langen schwarzen Bärten und Bärenmützen auf dem Kopfe versehen, woraus blos Auge, Nase und Mund schrecklich hervortraten; den Vordertheil des Leibes bis auf die Füße mit einem blendend weißen Schafsfell bedeckt, und mit einer großen glänzenden Streitaxt auf der Schulter bewaffnet. Wahrlich! ein Anblick, als ob furchtbare Geister über den Fußboden wie auf einer Gewitterwolke in tödtender Stille daher schwebten! Nie ist mir bei Kriegs-Aufzügen etwas vorgekommen, was meine erschütterte Einbildungskraft dermaßen traf.

Ueberhaupt hatte Frankreich damals unter Bonaparte und Moreau den höchsten Gipfel seines Kriegsruhms erreicht. Unter diesen beiden Heerführern dünkte sich jeder Franzose ein Held, und sprach mit eignem Feuer von den Schlachten, denen er unter einem von ihnen beigewohnt hatte; doch war denen Kriegern, die ich gesprochen, das Andenken an Moreau und an sein Benehmen als Feldherr und Mensch immer höchst theuer und werth.

Als daher dieser gefährliche Nebenbuhler des Konsuls endlich glücklich auf die Seite geschafft war, so hatte der herrschsüchtige Bonaparte wohl nichts eiligeres zu thun, als sich aus einem lebenslänglichen Konsul zum erblichen Imperator der großen Nation machen zu lassen. Um aber doch bei diesem Wechsel des Konsular-Stabes mit der Kaiserkrone auch einigen Schein der Allgemeinheit der Wahl für sich zu haben, sollte die Stimme des Volks vorab dazu eingeholt werden, eben so als es bei seiner Bestimmung zum lebenslänglichen Konsul geschah. Allein bei dieser letztern Stimmen-Sammlung zeigte sich lange der Enthusiasmus

nicht, den die Bürger des Staats bei jener Einsammlung bewiesen; denn hier galt es nicht blos dem einzelnen Mann, jenem, durch seine Siege und durch sein kraftvolles Benehmen in der Lenkung der Zügel des Staats, freilich sehr hochgefeierten Konsul Bonaparte, sondern da er selbst kinderlos war, so entstand nunmehr auch die Frage von der Erhebung seiner Seiten-Familie auf einen der mächtigsten Thronen Europens; einer Familie, die blos aus Brüdern und Schwestern des Ober-Konsuls bestand, aus lauter unbekannten Menschen von dunkler Herkunft, die, statt eines noch vorhandenen zahlreichen alt-königlichen Stammes, eine neue Herrscher-Dynastie begründen sollten, ohne sonst die geringsten Verdienste um Frankreich, als die Verwandtschaft mit jenem von der Nation als Heros anerkannten Bonaparte, zu haben.

Die Macht des Konsuls, so wie sein Einfluß war jedoch schon damals in Frankreich so ausgebreitet und groß, weil alle Beamten des Staates und die ganze Armee von ihm abhängig waren, daß es nunmehr doch ein leichtes wurde, ein Paar Millionen Stimmen zu dieser Ernennung in Frankreich zusammen zu bringen.

Bonaparte wurde also im Mai des Jahres 1804 schon unter dem Namen Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen proklamirt, und nachdem er mit seiner Gemahlin Josephine vorab eine Lustreise zu seinen neuen Unterthanen in dem Belgischen und den Rheinprovinzen gethan, wobei er jedoch nicht bis zu uns nach Cleve gekommen, sondern sich bei Geldern wieder auf Köln hingewandt hatte: so wurde er am 2. Dezember dieses Jahres vom Papste selbst in Paris mit dem größten Pompe gekrönt; eine Krönung, wobei alle nur einigermaßen bedeutende Staats-Beamten des Reichs, alle Präfekten und Unterpräfekten zugegen seyn mußten.

Dieses Krönungs-Fest Napoleons wurde in allen Städten des französischen Reichs und auch in unserm Cleve mit großer

Feier begangen; mit Gastmalen, Erleuchtungen, Ausstattungen armer Paare und andern Solennitäten, die diesen merkwürdigen Tag in den Annalen der Stadt unvergeßlich gemacht haben.

Mehr nicht vor jetzt. Lebe wohl!

Achter Brief.

Cleve unter der Regierung Napoleons in den Jahren 1805 und 1806.

Cleve im Juli 1814.

Die große Staats-Veränderung, welche nach meinem letzten Briefe im Jahre 1804 mit Frankreich vorging, hatte auf unser Cleve sonst keinen bedeutenden Einfluß, als daß wir aus einer Arrondissements-Stadt der französischen Republik nunmehr eine solche des französischen Kaiserreichs wurden; nur sahen wir noch im Innern unserer Verwaltung die Folge davon, daß der Kaiser Napoleon schon bei seiner Herbstreise durch dieses Land unsern republikanischen Unterpräfekten Dorsch seines Amtes entließ, und einen Geldernschen Edelmann, von Keverberg, an seiner Stelle ernannte. Dieser neue Ober-Beamte unseres Kreises mußte jedoch gleich nach seiner Ernennung in dieser Eigenschaft nach Paris zur kaiserlichen Krönung hineilen, und dieses Mal Andern die Sorge der örtlichen Freudensbezeugungen seines Arrondissements über diese politische Staats-Veränderung allein überlassen. Indessen hat sich derselbe doch damals schon, nach den Pariser Annalen, dort durch

seine feierliche Audienz beim Papste, im Namen sämmtlicher römisch-katholischen Bewohner dieses Landes, und durch seine Anrede an dieses Oberhaupt seiner Kirche besonders merkwürdig gemacht.

Im Uebrigen blieb in den beider Jahren 1805 und 1806 die französische Zeitrechnung zwar immer noch auf dem bisherigen republikanischen Fuß; allein an die Feier der Decaden wurde nun nicht weiter gedacht, und alle übrige republikanische Feste wurden auch rein vergessen. Dagegen traten der Sonntag und einige andere, durch das Konkordat mit dem Papste festgesetzten Kirchenfeste bei der katholischen Kirche, wieder in ihre vorigen Rechte ein, und wurden von ihnen gefeiert. Es wurde aber den andern Konfessions-Verwandten dabei kein Zwang angethan, sondern der Begriff einer herrschenden Kirche in Frankreich für völlig aufgehoben erklärt.

Die französischen Civil- und Militair-Einrichtungen und Gesetze erhielten dagegen nunmehr einen desto stärkern Halt, und das Recht wurde blos nach dem neuen französischen Gesetzbuch, welches dem neuerwählten Kaiser zu Ehren den Namen „Code Napoléon" erhielt, gesprochen. Das Rechnungswesen erschien jetzt auch in ganz französischer Gestalt. Cleve bekam einen Haupt-Einnehmer des Arrondissements, dessen Empfang vielleicht ein Paar Millionen Franken betrug; einen Domainen-Empfänger, der die Gelder für die verkauften Domainen und geistlichen Güter erhob und auch zu gleicher Zeit die so äußerst bedeutende Einnahme der Enregistrements- und Stempel-Gebühren, von allen Verkäufen und sonstigen Veränderungen, die mit dem Eigenthum des Staatsbürgers vorgingen, unter dem Namen Droits d'Enregistrement hatte. Hier war auch das Grenz-Zoll-Amt, oder die sogenannte Douane, lange schon ein trauriges Grab der Moralität unserer guten Mitbürger, und der Haupt-Empfang der Droits Reunis oder ver-

einigten Rechte, diese eben so verderblich gewordene willkührliche Plage aller Handels- und Gewerb-Feiheit des hiesigen Bürgers! kurz alle und jede Zweige der französischen Staats-Einrichtung im Kleinen, so wie sie in allen Hauptstädten der Departemente des Reichs nach einem größern Maßstab, und in der Central-Stadt der großen Nation, Paris, in Folio eingeführt und ausgeübt wurden; und alles hier mußte sich darin fügen und fügte sich, so gut es nur konnte.

Das Härteste und Beschwerlichste dieser neuen Einrichtungen für uns Clever war freilich die bei uns auch in diesem Jahr 1805 völlig organisirte und eingeführte Konscription, oder die jährliche Aufstellung einer bestimmten Zahl junger Leute zu Soldaten oder Landes-Vertheidigern; welche Aufstellung Anfangs noch nicht auf so strengen landesverderblichen Gesetzen beruhte, als in der Folge der Zeit, weil die durch das Loos dazu auserseheuen Leute in den ersten Jahren noch einige Freiheit hatten, durch andere taugliche junge Männer sich auf eine bestimmte Art ersetzen, oder remplaciren zu lassen, die nicht so kostbar und schwierig gemacht war, als sie in den letzten Jahren der Regierungs-Zeit Napoleons wurde, und wo sie wahrscheinlich sehr bald eine Entvölkerung Frankreichs herbeigeführt hätte, wenn nicht die Vorsehung wäre dazwischen getreten.

Doch in diesem Jahre 1805 und noch in einigen folgenden Jahren blühte für Frankreich in seinen unabläßigen Kriegen noch immer das Glück. Frankreichs Seemacht wurde zwar in diesem Winter durch Nelson bei Trafalgar total zu Grunde gerichtet; allein Napoleon hatte dagegen auf dem Kontinente gegen Oesterreich und Rußland, durch kühne und schnell ausgeführte Manövers, das in der That ungeheuer zu nennende Glück, daß er Oesterreich bei Ulm, und bald nachher in der Schlacht bei Austerlitz, so tief herabbrachte, daß der Kaiser Franz in Person zu ihm kam,

und von ihm den Frieden erbat, ohne die nähere Hülfe von Rußland und Preußen abwarten zu wollen. In Preßburg wurde also im Anfange des Jahres 1806 mit ihm Frieden geschlossen, und dieser Friede befestigte und erweiterte Napoleons Macht dergestalt, daß das bisher mit ihm in anscheinend gutem Vernehmen gewesene Preußen, welches jetzt aber wegen Bernadottes eigenmächtigem Durchzug durch das neutrale Anspach gewaltig gegen Napoleon aufgebracht war und schon mehrere Heere gegen ihn schlagfertig hatte, doch keinen Angriff gegen ihn zu unternehmen getraute, und den in dieser Gegend mit einem ansehnlichen Armeekorps Preussen jenseits des Rheins aufgestellten Feldmarschall v. Kalkreuth still sitzen ließ, so leicht ihm sonst auch jetzt eine solche Unternehmung hier geworden seyn würde. Denn in dieser Gegend waren fast keine französische Truppen, sondern blos die einzige sehr schwache Division Lorge in Holland, worüber Napoleons Bruder, Louis, das Ober-Kommando hatte, welcher im Dezember 1805 das Hauptquartier hieher nach Cleve verlegte, und den jenseitigen Feldmarschall Kalkreuth, welcher sein Hauptquartier abwechselnd zu Wesel, Rees oder Emmerich hatte, durch allerlei Manövers und militairische Gaukeleien glaubend zu machen suchte, daß die Franzosen noch stark genug wären, das hiesige Land vor Ueberfällen zu schützen, und daß mit jedem Tage neue Verstärkungen kämen; obgleich die ganze Verstärkung darin bestand, daß einige Bataillons am Abend hier in der Stille aus einem Thor auszogen, und mit einem großen militairischen Lärm zu einem andern Thore wieder herein, ohne daß sich die Masse auch nur mit einem Krieger von Bedeutung vermehrt gehabt hätte.

Ob nun dieses Blendwerk die ungleich stärkern Preußen wirklich zurückhielt, das geringe Häuflein Franzosen hier aus dem Lande zu treiben, oder höhere Befehle? stehet dahin; das letztere ist aber wohl glaublich, weil Preußen am

Ende dieses Jahres in seinen Entschlüssen, dem Anscheine nach, viel Schwankendes zeigte, und vielleicht gern hätte zuschlagen mögen, jedoch auch den schrecklichen Löwen, Napoleon, fürchtete, und sich mit drohenden Anfragen an ihn und mit Unterhandlungen aufhielt; dagegen aber von ihm mit großer Verschlagenheit so lange hingehalten wurde, bis die Schlacht von Austerlitz und der Preßburger Friede erfolgte. Dieses Ereigniß schien den guten Muth Preußens zu einem glücklichen Ausgange der Sache so völlig niederzudrücken, daß es von diesem Augenblick an von diesem gefährlichen (und jetzt aus einem hohen Ton sprechenden bisherigen) Freund so weit als nur möglich sich zu entfernen versuchte, und nicht nur den ersten Stein des Aergernisses, Anspach und Baireuth, sondern auch nunmehr den noch übrigen Theil des Herzogthums Cleve jenseits des Rheins, mit der wichtigen Grenzfeste Wesel, zur Disposition des allgewaltigen Napoleon hingab, und sich freilich dagegen, öffentlichen Nachrichten zufolge, das Churfürstenthum Hannover bedung, dadurch aber sehr bald den Grund zu seinem unglücklichen Schicksal legte.

Diese Abtretungen Preußens hatten nun zwar auf unser Cleve unmittelbar weiter keinen Bezug. Indessen war es doch merkwürdig genug, daß bei jenem augenblicklichen Anschein einer glücklichen Veränderung der Dinge durch Kalkreuth, bei einem Theil der Clevischen Jugend der preussische Geist ihrer Väter erwachte, so daß sich eine Partei junger Knaben unter dem Namen der Preußen formirte, und einem andern Theil der Clevischen Knaben, die sich ihnen unter dem Namen Franzosen entgegenstellten, Scharmüzzel nach ihrer Art lieferten, und sich mit hölzernen Säbeln und andern Gewehren mit ihnen tüchtig herumschlugen. Wer unter ihnen den Sieg zuletzt davon trug, weiß ich nicht mehr. Es waren aber wohl die letzten sprühenden Funken des Geistes und Herzens der Eingebornen für das preußische

Haus; denn die große Katastrophe, die im Oktober 1806 mit Preußen erfolgte, schlug für die noch preußisch-gesinnten Gemüther dieses Landes jede Hoffnung einer jemaligen Rückkehr der alten Regierung darnieder. Der preußische Name verscholl nach und nach hier, oder sank, in der düstern Erinnerung an jene Vorfälle bei Jena und Brenzlau mit Magdeburg und Hameln, nunmehr so tief herab, daß der Freund der ältern Zeitgeschichte der Großthaten Friedrichs und seiner Preußen kaum anders gedenken durfte, als man der Züge Alexanders gegen die Perser gedachte. Dagegen trat nunmehr der Name der großen Nation und ihres Napoleon an die Stelle, der nach Gefallen Könige machte und Könige mit dem bloßen Machtspruche entsetzte: Ils ont cessé à regner; der Thronen und Fürstenthümer unter die Seinen zum Morgenbrod vertheilte, die alten Verfassungen umstürzte und neue erschuf, ohne jemand weiter zu fragen, oder einen der alten Herrscher zu finden, der es gewagt hätte zu fragen, warum alles dieses geschehe? So weit, lieber Freund, war es in dem verhängnißvollen Jahr 1806 und durch die unerhörten Ereignisse desselben mit Preußen und beinahe mit dem ganzen Europa gekommen, und dem Freunde der ältern Zeit blieb weiter nichts übrig, als die sehr schwere Mühe, sie zu vergessen, und sich in die neuen Zeiten und Formen, so gut er nur konnte, zu fügen.

Genug für heute, lieber Freund, und überhaupt genug über diese schmachvolle Zeit. Lebe wohl!

Neunter Brief.

Cleve unter Napoleons Regierung von 1807 bis 1810.

Cleve im September 1814.

Im Ganzen genommen, lieber Freund, fing das Jahr 1807 für uns Clever ruhig genug an, und die Niederlagen der fast erdrückten Preußen waren ganz dazu geeignet, daß auch die folgenden Jahre für den Einwohner am Rheinstrome, welcher dadurch immer fester in dem Kreise der großen unüberwindlich scheinenden Nation eingeklammert zu seyn schien, nunmehr viel stiller und einfacher, als sonsten, fortgehen würden; — ein unschätzbares Glück für ein Land und seine Bewohner, wenn tiefe Ruhe und äußerer Friede in ihrem Innern wohnet! und einem stillen anspruchslosen Bürger, der in ruhiger Abgezogenheit lebt und darin sein häusliches und bürgerliches Glück suchet und findet, würde ein solcher Zustand in der That wünschenswerth seyn. Allein der Gedanke, einer stolzen herrschsüchtigen Nation gegen Dank und Willen anzugehören, die nicht ruhen würde, bis sie das deutsche Vaterland unterdrückt haben würde, und hierzu gezwungen das Seinige beitragen zu müssen! — dieser Gedanke trübte oft eine solche Perspektive der Zukunft, und setzte den Werth einer solchen bürgerlichen Ruhe in meinen Augen wieder um vieles herab.

Dieses Gefühl theilten unfehlbar mit mir sehr viele alte Clevische Bürger; daher äußerten sich bei ihnen auch immer noch große Spuren der alten Anhänglichkeit an das alte

Regenten-Haus, so oft es nur dazu Veranlassung gab, und es bewährte sich noch, als im Anfange des Jahres einige Transporte gefangener Preußen hier durchgebracht wurden. Sie wurden besonders mildthätig von vielen Einwohnern behandelt, und die Franzosen wagten nicht, etwas dagegen zu sagen, um sich nicht um den Ruf eines sensibeln Gefühls gegen Unglücksvolle zu bringen; obgleich es manchem von ihnen heimlich anstößig und für den, der etwas Verdächtiges darin suchte, leicht genug war solches zu finden. Indessen hatten doch solche zufällige Herzensergießungen bei dem jetzigen Standpunkte der Dinge und bei der großen Entfernung des Kriegs-Schauplatzes von hier, keine weitere Folgen, zumal da die bisher noch etwas schwierig gewesene Konscription für die Armee nunmehr auch hier einen guten Fortgang gewann.

Damals hatte das 5te Chasseur-Regiment zu Pferde hier sein Depot, und noch in diesem Winter wurden zwei vollzählige Eskadrons, vorzüglich schön montirt und geübt, zur großen Armee nach Polen geschickt, dessen Besorgung Major Dittman, ein junger Elsaffer, über sich hatte. Er war ein ungemein schöner thätiger Mann, aber ein wilder grausamer Krieger; Morgens und Abends wurden seine Jäger von ihm zu Pferd und zu Fuß eingeübt, und ich habe es selbst mehrmalen gesehen, daß er sowohl, als andere seiner rohen Exercitienmeister, die armen Rekruten bei dem geringsten Wanken mit Stockschlägen und flachen Säbelhieben so grausam traktirten, daß sie oft hinsanken wie Fliegen; ein Zeichen, daß bei der erhöheten Kriegskunst der Franzosen Worte und Prison gegen irgend einen ungeschickten Verstoß in der militairischen Haltung aus dem Codex ihres Exercir-Reglements schon ziemlich ausgelöscht waren, und daß die handgreifliche Sitte der Deutschen beim Exerciren der armen Lehrlinge auch jetzt bei ihnen Eingang gefunden. Es kann aber auch seyn, daß Major Ditt-

man, dieser Elsasser Deutsche, sich vorzüglich nur dieses grausamen Mittels beim Exereiren bediente. Sein rauhes und strenges (eines unmenschlichen preußischen Korporals ehemals würdiges) Verfahren gab ihm aber auch hier bald unvermuthet den Tod.

Denn als er seine zweite vorzüglich schöne Eskadron selbst zur Armee abführen wollte, und am Tage vor dem bestimmten Abmarsche mit demselben in voller Parade, einen neuen Adler an der Spitze, meinem Hause vorbeizog, um seine Jäger noch im Thiergarten im Schießen mit der Pistole nach der Scheibe zu üben, erhielt er während dieser Uebung unversehens einen Schuß in das Knie, der ihn vom Pferde herabstürzte. Der Verwundete wurde gleich in ein benachbartes Haus getragen, und nach dem ersten Verbande in einem Wagen nach seinem Quartier zur Stadt hingebracht; ein sonderbares Schauspiel vom schnellen Wechsel der Dinge! Ich hatte den blühenden Krieger eine Stunde zuvor auf seinem prächtigen Gaul vor seiner Schwadron in stolzer Haltung zur Stadt heraus ziehen sehen, und nun brachte man ihn, den schwer Verletzten, in stillem langsamem Gange, einem Leichenzuge ähnlich, in einem Wagen ausgestreckt liegend, eben den Weg wieder zurück! Die Aerzte hofften Anfangs, ihn noch retten zu können; allein vergebens, nach sieben qualvollen Wochen mußte er doch endlich daran sterben, und die Aerzte zankten sich nach seinem Tode in gedruckten Broschüren noch lange über die eigentliche Veranlassung zu seinem Tode herum, ohne ihn jedoch vom Tode dadurch aufwecken zu können. Schade um den jungen talentvollen Mann, der eine glänzende Laufbahn vor sich hatte, und ein Liebling Napoleons gewesen seyn soll!

Dieser hatte den preußischen Krieg am 5. Juli 1807 zu Tilsit geendet, durch einen Frieden, wodurch Preußen gänzlich herabgewürdigt wurde und die Hälfte seiner Länder verlor.

Aus dieser Hälfte erschuf Napoleon wieder ein neues Königreich für seinen Bruder Hieronymus, unter dem Namen des Königreichs Westphalen, und entfernte solchemnach Preußen von allen seinen bisherigen Provinzen jenseits des Rheins und der Weser, so daß das Andenken an diesen Staat in den westlichen Theilen von Deutschland immer mehr und mehr in Vergessenheit kam. Dagegen gewann das französische Wesen bei der jetzigen Ruhe vor Durchmärschen und Einquartierungen freilich hier immer mehr Raum, wobei sich der Clevische Unterpräfekt, von Keverberg, besonders wirksam bezeigte. Als Deutscher von Geburt und Erziehung, ließ er jedoch, zu seinem Ruhme sey es gesagt, die deutsche Sprache und Weise nicht sinken, sondern sorgte zuvörderst dafür, daß wir hier ein deutsches Schauspiel erhielten. Auch nahm die Musik unter ihm einen neuen Schwung, und es entstand bald ein Liebhaber-Konzert, welches in kurzer Zeit unter der Leitung eines talentvollen unverdrossenen Tonkünstlers so weit gedieh, daß es große Stücke, wie Schillers Glocke und Haydns Schöpfung, mit Beifall aufführen konnte.

Eben dieser Unterpräfekt stiftete auch eine Gesellschaft des Ackerbaues und der Nacheiferung hier, nach Art der Pariser, worin die Abhandlungen in deutscher oder französischer Sprache erschienen, wie der Verfasser es wollte und konnte. Es wurden sogar von dieser Gesellschaft ökonomische, zur Landes-Verbesserung gehörige Preisfragen aufgestellt und Preisschriften darüber eingesandt; zur Austheilung der Preise kam es aber doch nicht. Nur das gesellige Leben konnte hier unter ihm nicht in Einklang kommen; die deutschen, holländischen und französischen Klassen von Staatsbürgern, woraus die hiesige Gesellschaft bestand, gingen in ihren Geselligkeits-Grundsätzen von zu verschiedenen Gesichtspunkten aus, um sich in einen harmonischen Verein verbinden zu können.

Bei allem dem war es jedoch damals hier keine unglückliche Zeit, und wir lebten so mehrere Jahre in ziemlich ruhiger Gleichförmigkeit fort. Nur hatten wir im Winter des Jahres 1809 eine solche schreckliche Ueberschwemmung des Rheins, dergleichen wir seit dem Jahre 1784 nicht erfahren, ungeachtet die Ueberschwemmungen der Jahre 1795, 98, 1803 und 1805 auch verderblich genug waren. Allein jene von 1809 hat vorzüglich unsere Gegend getroffen, und viele unserer schönsten Dörfer, durch den Umsturz der Häuser, Ruinen ähnlich gemacht. Der Schade wurde indeß durch reichliche Einsammlungen und durch ein großmüthiges Geschenk Napoleons von einer halben Million Franks so sehr gemildert, daß sich die unglücklichen Dörfer und Häuser sehr bald wieder aus ihren Ruinen erhoben, und die Betriebsamkeit der Einwohner stellte bald alles so weit wieder her, daß man nach zwei Jahren nur wenige Trauerzeichen noch von der ungeheuern Noth und Ueberschwemmung, in einigen noch nicht völlig aufgebauten Häusern, wahrnehmen konnte. Außer jener großen Unterstützung ließ Napoleon denen Personen, die sich dabei durch außerordentliche Anstrengungen und Aufopferungen ausgezeichnet hatten, öffentlich Ehrenkreuze, goldene und silberne Medaillen und Belobungs-Schreiben ertheilen, und dem Andenken der Johanna Sebus zu Ehren, eines Mädchens von 17 Jahren, welches sich bei der Rettung ihrer Mutter und mehrerer Personen selbst großmüthig den Fluthen hingab, wurde auf öffentliche Kosten ein Monument auf dieser Stelle errichtet, und ihre heroische That selbst durch unsern großen Vaterlands-Dichter Göthe besungen.

Von dem letzten zwar kurzen aber höchst blutigen Kriege, den Napoleon noch in diesem Jahre mit dem Hause Oesterreich führte, erfuhren wir hier in Cleve nicht viel. Wir hatten zwar noch immer das Depot des 5ten Chasseur-Regiments hier; da dieses Regiment aber noch andere Werb-

plätze hatte, so wurde solches aus unserer Stadt und Gegend nicht stark rekrutirt. Der damalige Kommandant dieses Depots, der Major Barelier, ein trefflicher menschenfreundlicher Mann, nahm sogar den ernsten Bedacht darauf, den hiesigen Bürgern die bisherige Ernährungs-Last seiner Soldaten abzunehmen, und ihnen dadurch auf eine reelle Art Erleichterung zu geben, welches diesem edelgesinnten Stabsoffizier zum Verdienst und zur wahren Ehre gereicht.

Uebrigens aber ging das leidige Konscriptionswesen immer noch seinen Gang, insonderheit nahm der Krieg in Spanien viele junge Leute hinweg, wodurch das Remplaciren immer schwieriger und kostbarer wurde, dergestalt daß mancher sein Hab und Gut daran wandte, um sich nur Freiheit vom Soldaten-Dienste zu schaffen.

Man hoffte jedoch, daß das Jahr 1810 eine Aenderung in dieser Konscriptions-Noth hervorbringen würde, seitdem der Friede mit dem erschöpften Oesterreich zu Wien geschlossen, und Napoleon, nach vorhergegangener Trennung von seiner ersten Gemahlin Josephine, sich die älteste Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, Marie Louise, zur zweiten Gemahlin gleichsam erkämpft hatte; denn durch diese Heirath Napoleons schien alle Fehde desselben mit Oesterreich ein Ende zu haben, und England nunmehr endlich dahin gebracht zu seyn, von Frankreich auf dem Kontinente Vorschriften annehmen zu müssen. Allein wie täuschend diese Meinung gewesen, hat die Folge der Zeit sehr bald bewiesen.

Hier will ich nur noch zum Schlusse dieses Briefes bemerken, daß die Verbindung Napoleons mit des österreichischen Kaisers Tochter bei den zu Staatsfesten ohnehin sehr geneigten Franzosen, mehrere Landes- und Ortsfeste veranlaßte, die nach dem Befehl Napoleons in jedem Hauptorte des Reichs gefeiert werden und mit jedem Jahre an eben dem Tage zurückkehren sollten; z. B. die jedesmalige Ausstattung zweier Mädchen auf Kosten des Staats auf den

ersten April, als den Vermählungstag Napoleons mit der Kaiserin Marie Louise, und die Erwählung eines Rosen-Mädchens am Krönungstage Napoleons, den 2. Dezember. Diese Feste wurden auch hier in Cleve mit großer Feier begangen, insonderheit der 2. Dezember des Jahres, wie ich dir dieses schon in einem meiner frühern Briefe einst glaube ausführlich geschildert zu haben; daher ich mich darauf beziehe, und diesem Briefe nichts weiter hinzufüge, als meine besten Wünsche für dich. Lebe wohl!

Zehnter Brief.

Cleve unter Napoleon in den Jahren 1811 und 1812.

Cleve im Oktober 1814.

Napoleons Glück war in den beiden zuletzt vergangenen Jahren zu groß, als daß es hätte bleibend seyn können. Er hatte im Jahre 1809 das österreichische Kaiserhaus so heruntergebracht, daß es der Siege bei Aspern und Wagram ungeachtet, zu seiner Erhaltung dennoch einen höchst nachtheiligen Frieden eingehen, und daß Kaiser Franz sogar seinem Feinde Napoleon seine Tochter, Marie Louise, zum Opfer hingeben mußte. Hiedurch waren die übrigen Mächte Europens in solchen Schrecken gesetzt, daß eigentlich keiner mehr, außer England, sich öffentlich gegen Napoleon aufzutreten getraute, und Preußen mußte, selbst gegen seinen Willen, die von Schill und von andern zum Besten Oesterreichs im Jahre 1809 gemachten Schritte laut mißbilligen und

geduldig zusehen, daß mehrere seiner Getreuen als Hochverräther von Napoleon behandelt, und erschossen oder zu den Galeeren verurtheilt wurden. Ferner hatte Napoleon schon im Jahre 1810 nach der Abdankung seines Bruders, des Königs Ludwig von Holland, dieses wichtige Land, so wie alle deutsche Grenzländer an der Elbe und Weser, Münster, Minden, Osnabrück, Oldenburg und die hanseatischen Städte, ohne eine der andern Mächte darum zu fragen, mit dem großen Reiche vereiniget, und drohte selbst die ganze Seeküste bis Danzig, zur Behauptung seines Kontinental-Systems gegen England, in Besitz nehmen zu wollen; und keine der übrigen Mächte wagte öffentlich etwas dagegen zu sagen. Endlich hatte Napoleon auch im März 1811 sogar das Glück, daß seine jetzige Gemahlin ihm einen Sohn gebahr, wodurch er also nunmehr seine eigne Dynastie zu begründen anhub, und dabei den besondern Stolz zeigte, daß er diesem neugebornen Kinde, den übrigen gekrönten Häuptern gleichsam zum Hohne, schon von seiner Geburt an gleich selbst die Würde und Majestät eines Königs beilegte, und zwar eines Königs von Rom, der Hauptstadt der katholischen Christenheit, die er zur zweiten Stadt des französischen Reiches erklärte, und sie zusammt dem Kirchenstaat, mit einem Federstriche, mit der großen Nation vereinigte; und dies alles that Napoleon im Vertrauen auf seine 1,100,000 Krieger, die er nach dem Budget von 1811 zu seinen Befehlen schlagfertig hatte.

Indessen konnte er mit diesen Zügen seines schrecklichen Willens doch nicht alles niederdrücken und beschwichtigen. In Spanien stritt schon seit 1807 die Rechtlichkeit dieser Nation und der Fanatismus der Mönche gegen seine ungeheuere Familien-Vergrößerungs-Sucht, und einige Jahre hernach machten die Engländer in Cadix gemeinsame Sache gegen ihn, oft mit sehr günstigem Erfolge. Auch Rußland hub an sich zu bewegen, und gab Napoleon deutlich zu er-

kennen, daß es nicht das Opfer seiner Grille mit dem Kontinental-System seyn wolle, und eben so wenig auch seine willkührliche Verjagung des Herzogs von Oldenburg, seines Stammvetters und nahen Verwandten, aus seinen, von ihm, Napoleon, doch selbst als souverain proklamirten und anerkannten Staaten, gelassen zugeben könnte, und daher Abstellung und Einschränkung seines großen Ehrgeizes verlange. Napoleon sah also deutlich daraus, daß er jene beiden Mächte erst zur Ruhe gebracht haben müsse, ehe er sich zum Diktator und Herrn des ganzen Kontinents würde aufstellen können.

Um dieses nun zu bewirken, wurde die Konscription von nun an mit äußerster Strenge betrieben, und die armen Konscribirten, die sich aus Furcht vor einer Abfertigung nach dem heillos blutigen Spanien entweder versteckten oder verliefen, wurden durch die gewaltsamsten Maßregeln zusammengetrieben, und die Widerspenstigen durch sogenannte Colonnes mobiles oder Exekutions-Truppen herbeigeholt, oder wenn man sie nicht auftreiben konnte, so wurden ihre Eltern, Geschwister, Oheims und oft sogar ihre Pathen von den Zwingern aufgegriffen und so lange eingesteckt, bis der Flüchtige wieder herbei war; wenn er sich aber dennoch gar nicht auftreiben ließ, so wurde oft sein Kindestheil schon beim Leben der Eltern mit Arrest bestrickt und verkauft! Eine äußerst strenge Maßregel, die auch zuweilen hier in Cleve statt gefunden hat, und oft unverschuldet Unglückliche machte! Außer diesem schrecklichen Unwesen der Konscription lief übrigens das Jahr 1811 noch erträglich genug für uns ab.

Cleve hatte sogar das damals so hoch gefeierte Glück, den großen Napoleon und seine Gemahlin, Marie Louise, auf einige Stunden in seinen Mauern zu sehen. Dieses Kaiserpaar kam, nach der Bereisung ihrer neuen holländischen Domainen, am Ende Oktobers hier durch, und dein Freund hatte bei dieser Gelegenheit auch zufällig das sogenannte Glück, den welthistorischen Schreckensmann auf einige

Minuten in der Stille anschauen zu können. Napoleon kam meiner Wohnung vorbei, und mußte wegen des Aufenthalts einiger vor ihm herfahrenden Wagen eine kleine Weile vor den Fenstern desjenigen Zimmers stille halten, worin ich mich begab, um den Zug hinter den Schirmen des Fensters ruhig ansehen zu können. Er saß mit entblößtem Kopfe im Wagen, und nur sein Freund Berthier neben ihm, und sie waren gerade zusammen in ernsten Gesprächen begriffen. Ich habe Napoleon also nur im Profile gesehen, doch aber so viel bemerkt, daß seine Hauptzüge in allen Abbildungen und Abdrücken von ihm, als einem Mann von bestimmtem (man könnte wohl sagen entschiedenem) Charakter, gleich unverkennbar sich zeigen. Indessen hätte diese momentane Beobachtung seiner Person mir bald gefährlich seyn können; denn ehe der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, sprengte der Oberstallmeister Nansouty in dieser engen Straße an seinen Wagen heran, und wird zufällig das stille Anschauen seines Gebieters von einem über die Fensterschirme etwas hervorragenden grauen Kopfe gewahr. Er hält sein Pferd den Augenblick gegen ihn an, und wirft einen sehr strengen (fast möchte ich sagen) grimmigen Blick auf ihn hin; bevor er jedoch seinem Zorn eine feste Richtung geben konnte, wurde der Zug glücklicher Weise wieder in Bewegung gesetzt, und die Gefahr ging leise vor mir vorüber. Ich wäre sonst wahrscheinlich gleich damals auf die Liste der zur Haute-Police qualifizirten Kandidaten gerathen, weil ich mich nicht an meiner Hausthüre befand, um diesem von aller Welt angestaunten Heros auch m e i n e p e r s ö n l i c h e Huldigung mit einem lauten Vivat zu bringen!

Napoleon hielt sich nur zwei Stunden hier vor dem Posthause auf und fuhr, nach vorgelegten Pferden, ohne aus seinem Wagen gestiegen zu seyn, gleich wieder hinweg. Seine Gemahlin Marie Louise verweilte aber fast einen halben Tag hier, und ließ sich die Annahme eines Dejenner

von der Stadt und die Huldigung der Departemental- und Lokal-Beamten gefallen. Ihr wurden auch von unserer schönen Jugend Kränze und Blumen gestreut, und auch ein französisches Lobgedicht überreicht; die deutschen, einer deutschen Prinzessin gewidmeten, Loblieder verwarf aber der Präfekt Ladoucette, ein eingefleischter Franzose, und ließ sie nicht vor die Augen der Kaiserin bringen, um uns dadurch auf den längst bekannten Ausspruch seines Herrn und Meisters über uns Clever, „ils sont Français!" zurück zu führen; gerade als ob sich der hingegebene Deutsche auch seine Nationalität, wie einen Rock, ausziehen ließe!

In der That fand auch bei dieser Erscheinung des hohen Kaiserpaares das Vivatrufen des Clevers durchgehends nur dann eigentlich statt, wenn die Beamten den Ton dazu gaben; sonst ließ er den Zug still vor seinen Augen vorüber ziehen, ohne frohen Enthusiasmus zu zeigen. So wenig schien man hier von dem großen Glück überzeugt, unter Napoleons Scepter zu wohnen!

Napoleon eilte von hier, durch die brabantischen Provinzen, gleich nach Paris; denn nun war der Feldzug gegen Rußland fest beschlossen, und ein Theil seiner Garden und Leibregimenter blieben zu diesem Endzweck schon in den Rheingegenden in Kantonnirungen liegen.

Hier hatten wir zuerst das Garde-Lanziers-Regiment unter dem Grafen Krasensky; ein Eskadrons-Chef und naher Verwandter des Kommandeurs hatte bei mir sein Quartier, ein junger feuriger Pole, mit dem mir das Sonderbare begegnete, daß er meine französische Bewillkommung gleich in deutscher Sprache beantwortete, und während seines Aufenthalts hier auch kein anderes Wort, als deutsch, über seine Lippen kommen ließ, mit der Behauptung: „daß ihm außer seiner Muttersprache keine lieber sey, als die deutsche, weil er seine Jugendjahre auf dem Theresiano zu Wien zugebracht habe." Der junge Mann wurde uns da-

durch sehr interessant, und er erzählte bis über Mitternacht hin viel von seinen Familien-Verhältnissen, und von Wien und von Polen, und er erzählte gut. Bei Mädchen war er indeß ein loser gefährlicher Schalk, und hatte früh des Morgens, vor seinem Wegzuge, bei einer der Aufwärterinnen nach abgeschlossenen Thüren solche Versuche gemacht, daß nur das Poltern der zu Hülfe eilenden Köchin und ein der Angegriffenen in den Mund gesteckter (angeblich tüchtig zerbissener) Finger, ihren jungfräulichen Ehrenkranz vor seinen leichtfertigen Zumuthungen hatten außer Gefahr bringen können; der Schalk hatte jedoch nach verfehltem Ritterzuge sich, des zerbissenen Fingers ungeachtet, in vollem Lachen gleich aufs Pferd geworfen und war vor ihnen verschwunden.

Diesem Regimente folgte gleich das erste Kürassier-Regiment, von la Roche kommandirt, wovon der Stab mit der ersten Eskadron bis zum März 1812 bei uns liegen blieb, bis es sich nach Rußland in Marsch setzen konnte. Es war eines der schönsten Regimenter bei der Armee und wurde hier von neuem rekrutirt und montirt, und zog also trefflich gerüstet ins Feld.

In unserm Hause lag der Kommandeur der zweiten Eskadron, Obrist Abeille, ein Mann von gesetztem Alter und wohlmüthigem biedern Sinne, den er bei einer besondern Gelegenheit, die in unserm Hause sich äußerte, sichtbar hervorblicken ließ.

Der Obrist lag bald hier, bald bei seiner Eskadron in Goch, und hatte einst hieher kommen müssen, um in der Abwesenheit des zur Remonte nach Köln abgereisten Regiments-Chefs, als zweiter Kommandeur das Kommando in Cleve zu übernehmen. Nicht lange nach seiner Ankunft ging er heraus, um bei dem Unterpräfekten zu Mittage zu speisen, und blieb bis zum späten Abend daselbst. Ehe er aber noch wieder zurück war, kam sein Bedienter in bloßem Hemde

mit einem furchtbaren Lärm zu meinem Wohnzimmer hin, warf die Thüre mit Gewalt auf, und rief auf deutsch mit schrecklicher Stimme herein: „Mein Herr, sie haben Spitzbuben im Hause; ihr Diener hat das Fenster offen gelassen, und der Mantelsack meines Herrn ist mit allem darin befindlichen Gelde aus dem Zimmer gestohlen!“ Meine Hausbedienten wußten von nichts; sie kamen nicht in das Einquartierungs-Zimmer, sobald ein Offizier seine eignen Bedienten hatte, welche neben seinem Zimmer eingelegt waren. Ich ließ also auf meine eignen Bedienten nichts kommen; weil aber der Ankläger immittelst im Eifer aus dem Hause gelaufen war, um seinem Herrn die schreckliche Mähre heiß zu hinterbringen, so erkundigte ich mich bei dem zweiten Bedienten des Kolonels um den Zusammenhang dieser Sache, und vernahm durch diesen so viel, daß der Obrist wirklich am Morgen 25,000 Franks in den Mantelsack eingepackt habe, um hier die Truppen zu bezahlen, und daß der Mantelsack zusammt dem Gelde dahin sey. Mir wurde also etwas unheimlich bei der Sache, und ich sahe im Geiste schon mit Schrecken ein Heer von Polizeidienern und Gendarmen mein ganzes Haus, von oben bis unten, durchwühlen, um entweder den Thäter oder das Geld darin ausfindig zu machen; allein was halfs, ich mußte zur Aufklärung der Sache mich bis zur Rückkehr des Obristen gedulden. Dieser blieb auch nach der von seinem Bedienten erhaltenen Nachricht nicht lange aus, und rief schon bei seiner Ankunft zum Hause herein: „Non, non, il n'est rien volé! Pardon! Pardon!“ und nun eilte er zu uns zum Zimmer herauf, fiel mir gleich um den Hals, und bat mit großer Innigkeit um Verzeihung, daß er uns einige Augenblicke Unruhe verursacht hätte. „Er habe bei seiner Ankunft einen Wandschrank offen gefunden, und habe vor seinem Hingang zum Unterpräfekten den Mantelsack darin geschlossen, ohne seinem Bedienten vorab solches zu sagen, welches den Men-

schen, der von dem eingepackten Gelde gewußt, so beunruhigt und ihn angetrieben hätte, auch uns seine Unlust fühlbar zu machen." Wir freuten uns nun gegenseitig, daß sich der Knoten so glücklich gelöset; der Obrist ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern eilte nun auch zu meinen Haus-Bedienten in der Küche, und gab jedem treuherzig flehend die Hand mit den gebrochenen Worten: „Nit mehr bös seyn, nit bös! vergeben, vergeben!" Diese Bitte des alten 60jährigen Obristen rührte auch meine Leute so sehr, daß sie die harte Beschuldigung seines Bedienten vergaßen und herzlich gerne vergaben.

Eben dieser biedere Obrist war gerade bei mir, um Abschied zu nehmen, als einer seiner Unteroffiziere ihm seine neue glänzende Rüstung für den Feldzug nach Rußland überreichte, ein stark vergoldeter Küraß und Helm, prächtig anzuschauen; er sahe sie an, schüttelte den Kopf und setzte im prophetischen Geiste hinzu: „l'Ambition insatiable de l'Empereur nous ecrasera tous; nous n'en revenons pas!" Er hatte wahr gesagt; das schöne prachtvolle Regiment ist nicht wieder über die Berezyna gekommen, sondern durch Hunger und Frost fast ganz aufgerieben, wie solches die Wenigen, die entronnen und wieder hier durch kamen, bezeugten.

Ihr Abmarsch war das erste Signal zu dem beschlossenen Feldzug gegen Rußland; die ganze holländisch-französische Armee, unter General Beliard, zog hier durch den Rhein herauf, und viele 100 Leiterwagen von besonderer Einrichtung, zu diesem Feldzug in Holland besonders solide und fest gebauet, worauf immer wenigstens zehn Krieger bequem transportirt werden konnten, kamen alle hier durch; auch ganze Bataillons Schiffsbauer, Schuster und Schneider und andere Handwerker, alle militairisch formirt; gerade als ob Napoleon den ganzen Kaukasus mit seinen Franzosen zu bevölkern beabsichtiget hätte! Alles zog in den russischen

Krieg, und das Land wurde von sogenannten Landes-Vertheidigern leer.

Indessen der Senat in Paris wußte bald wieder Rath, und creirte oder dekretirte gleich nach Eröffnung der russischen Kampagne hundert Kohorten Nationalgarde oder Landregimenter, welche die Ruhe im Innern erhalten sollten, im Grunde aber um in jedem Fall eine wehrhafte und wohl geübte Masse von 200,000 Kriegern gleich wieder schlagfertig zu haben, wenn eine solche Rekrutirung der Armee etwa Noth thun sollte. Um aber diese Absicht vorerst zu verbergen, wurde dieser Streitmasse ein bürgerliches Ansehen gegeben, die Präfekten der Departements zu Legion-Chefs dieser Kohorten, und die Unterpräfekten zu Bataillon-Chefs derselben ernannt, und den Offiziers die Versicherung gegeben, daß sie nicht über die Grenze des Rheins gebraucht werden sollten. Immittelst wurden dann doch drei Kompagnien dieser Kohorten auf militairischem Fuße geübt, unter den Namen der Grenadier-, Chasseur- und Voltigeur-Kompagnien, wogegen die übrigen den Titel: Garde nationale sedentaire, erhielten.

Uebrigens ging doch der größere Theil dieses Jahres 1812 hier noch ruhig vorbei. Wir hörten aus der Ferne nur lauter Berichte von Eroberungen und Siegen, und nichts als von Siegen; von der Schlacht bei Smolensk, von der Einnahme von Wilna, und endlich auch von der Eroberung von Moskau, und von der Tollheit der Russen, ihre eigene Hauptstadt in Flammen zu setzen; und wir konnten uns keine geringere Vorstellung machen, als daß der überall siegreiche und unwiderstehliche Napoleon mit seinen Bundesgenossen im Frühjahre in Petersburg seyn, und dort Alexandern den Frieden vorschreiben würde.

Es war uns also sehr überraschend, als am Ende des Jahres auf einmal der hinkende Bote, das famöse 29ste Bülletin der Armee hier erschien, worin zwar auch noch

fortwährende Siege angekündigt wurden; man räumte aber darin doch auch den Rückzug der Armee, wegen des Mangels an hinreichendem Unterhalte und wegen unvermuthet eingefallener strenger Witterung, ein und konnte vor allem den leidigen Verlust eines Materials von 30,000 Stück in einer Nacht erfrornen Pferden nicht bergen; des Menschen-Verlustes wurde jedoch wohlweislich kaum im Vorbeigehen gedacht. Uns wurde indessen hieraus nun klar und deutlich genug, daß der ganze Feldzug ein verlorner sey; alles wurde aber noch klärer vor unsern Augen, als wir aus Paris die offizielle Nachricht erhielten, daß der Kaiser schleunigst von der Armee in Paris angekommen sey, und sich zu einem zweiten Feldzuge gegen Rußland rüste.

Denn nun entwickelte es sich immer mehr, daß die französische Armee bei ihrem Rückzuge aus Rußland fast gänzlich aufgerieben sey, und daß Napoleon sich heimlich von ihr weg gemacht habe, um nicht den Kosacken in die Hände zu fallen; daß dieses Verschwinden innere Unruhen in Paris veranlaßt habe, welche aber noch vor seiner Rückkehr nach Paris gedämpft worden wären; daß dagegen aber Preußen oder vielmehr ein Theil des preußischen Hülfsheers, unter dem General York, Miene gemacht habe, sich mit den Russen gegen die Franzosen zu vereinigen; daher nunmehr Napoleon dadurch veranlaßt worden, auf allen Fall eine augenblickliche Rekrutirung seiner Armee von 350,000 Mann eingeborner Franzosen zu befehlen, um gegen das, seine Armee-Reste bis nach Deutschland verfolgende Rußland und dessen Verbündeten gerüstet auftreten zu können.

Alle diese für Frankreich höchst bedenkliche Umstände, welche zum Theil schon am Ende des Jahres 1812 in hiesigen Gegenden lautbar wurden, brachten nun freilich in den französischen Provinzen jenseits des Rheins äußerst große und nachtheilige Wirkungen hervor, und das Bergische Land, so wie auch ein Theil zwischen der Weser und Elbe, gerieth

schon in Gährung gegen die Franzosen. Hier aber, an dieser Seite des Rheins, wo man sich noch gar nicht vorstellen konnte noch durfte, daß solche Widerwärtigkeiten eines einzigen Feldzugs die Franzosen auch von dem diesseitigen Rheinufer hinwegdrücken würden, — hier hielt sich alles noch ruhig, und die französischen Beamten beeiferten sich sehr, nach dem Wunsche und der Aufforderung des Kaisers, die Armee wieder auf alle Weise vollzählig zu machen. Es war für uns auch nicht möglich, sich den Zustand der Armee so schlecht, so verworren zu denken, als er sich wirklich befand; zumal da gleich im Anfange des Jahres 1813 ein sehr vortheilhafter offizieller Bericht des Staatsraths über den innern Zustand von Frankreich erschien, der, bei allen den in Rußland erlittenen Verlusten, seine Lage und das Uebergewicht desselben über die übrigen Staaten Europens dennoch so groß, und das Genie Napoleons über alle seine Feinde so hervorragend schilderte, daß es nothwendig einen großen Eifer, eine Anstrengung hervorbringen mußte, um jenes Uebergewicht, wo nicht von neuem zu erringen, doch wenigstens nicht ganz zu verlieren, und vor Allem sich zu bemühen, den möglichen Folgen dieses unglücklichen Feldzuges Einhalt zu thun.

Inwiefern nun wir Clever dazu mitgewirkt haben, mitwirken mußten, und was dennoch am Ende das Resultat dieser blutigen Feldzüge für die Franzosen hier am Rheinstrome gewesen, soll noch der Gegenstand meines letzten Briefes an dich seyn, lieber Freund, womit ich diese zwanzigjährige für uns so wichtig gewesene Periode zu beschließen gedenke.

Bis dahin Gott befohlen!

Eilfter und letzter Brief.

Cleve im letzten Jahre der Regierung Napoleons 1813 bis am 6. Januar 1814.

Cleve im Dezember 1814.

In meinem letzten Briefe an dich, lieber Freund, habe ich dich nunmehr dem Zeitpunkte nahe gebracht, wo eine Macht, wie die eines Napoleon, zu Grunde ging, die auf Jahrhunderte befestigt zu seyn schien, und vielleicht auch befestiget wäre, wenn nicht zielloser Ehrgeitz, Geringschätzung des Menschenwerths, zu großes Vertrauen auf alleinige Geistes- und Heereskraft, kalter, alle Nationalität der Völker und Heiligkeit der Verträge unter die Füße tretender Despotismus, an die Stelle der Vernunft, der Mäßigung und heiligen Haltung eingegangener Bundes- und Friedens-Verträge getreten wären, und den stolzen Napoleon so verblendet gehabt hätten, daß er in seinem Wahne, mit Hülfe seines ihm freilich sehr ergebenen Heeres, glaubte, Alles wagen zu dürfen, um ein Ziel zu erringen, welches Menschensinn und Menschenkraft ohne Mitwirkung einer höhern unsichtbaren Macht, weit, sehr weit übersteigt.

Daß diese Mitwirkung ihm fehlte, zeigte sich nicht nur sehr bald, sondern sogar das erklärte Mißfallen dieser unsichtbaren Macht an seiner Unternehmung mußte Napoleon bei seinem russischen Feldzuge erfahren, und dieser Finger Gottes brachte ihn von seiner schwindelnden Höhe herab;

nicht die Kräfte der gegen ihn streitenden sichtbaren Mächte, welches auch diese in ihren Bekanntmachungen demüthig erkannten; wogegen Napoleon, selbst nach den ihn getroffenen Schlägen des Schicksals, noch immer „von wohlüberlegten Entwürfen und durch eigne Geistes- und Thatkraft sicher erwirkten Siegen" in seinen Berichten posaunte, „die nur ein unglücklicher Zufall gerade beim Gelingen rückgängig gemacht habe!"

Indessen konnte doch der Vermessene es sich und der ganzen Welt am Ende des Jahres 1812 nicht weiter verbergen, daß er fast einen Salto, man möchte wohl sagen Corso mortale von vielen Hundert Meilen unaufhaltsam habe zurücklaufen müssen, um nur seinen Feinden aus den Augen zu kommen, und daß er vielleicht nun, in der Nähe seiner Schöpfungen, diese zu bekämpfen haben, und auch wohl gar noch andere Widersacher gegen ihn auftreten möchten, die er sonst als erzwungene Freunde zur Theilnahme an seinen ungeheueren Wagestücken genöthigt hatte. Er hoffte jedoch durch Blendwerke und durch Vorspiegelungen seiner Redner von seinem unerschöpflichen Genie und von den als unermeßlich auszuposaunenden Kräften seines Reiches, und durch Aufbietungen ohne Gleichen aller ihm noch wirklich zu Gebote stehenden Mittel, alle seine Feinde zu schrekken, und das über sie bis hieran behauptete Uebergewicht noch ferner fest zu behalten. Es gelang auch Napoleon in der That, des fast zerschmetternden Schlages in Rußland ungeachtet, von der einen Seite sich noch das volle Zutrauen seines Reichs und seiner Völker zu erhalten, und von der andern Seite die einer innern Furcht fast gleichkommende Vorsicht seiner ihn verfolgenden Feinde, und das leise, oft ängstliche Auftreten derselben bald bemerken zu können; daher er auch wieder neue Streitkräfte mit Zuversicht gegen sie sammeln, und mit gewohnter Kühnheit ins Feld rücken konnte.

Immittelst war doch für die damaligen Provinzen des innern Frankreichs, und also auch für unser Cleve, der Schauplatz des Krieges nunmehr, gegen alle Erwartung, ihnen um vieles näher gekommen, zumal da das Bündniß Alexanders mit Friedrich Wilhelm von Preußen nun auch ganz lautbar gemacht wurde, und der Enthusiasmus der Preußen für ihren König und die Begeisterung fast aller Einwohner dieses Staats, ihr Vaterland von dem Joche der Franzosen mit ihrem Blut zu befreien; so daß die Aussicht von selbst sich darbot, daß unsere Gegenden dennoch wieder sehr bald allen schreckbaren Wechseln des Krieges von neuem unmittelbar bloß gestellt werden könnten.

Um also dieses wo möglich zu hindern, wurden alle Kräfte des Landes gespannt, um die Armee auf alle Weise wieder vollzählig zu machen: die National-Grenadiers, Chasseurs und Voltigeurs wurden der Armee einverleibt, und formirten zum Theil eine neue Garde des Kaisers; viele Tausend der Konscribirten aus mehreren Jahren mußten herbei, und ins Feld, um die „Barbares du Nord" von des Vaterlandes Grenzen zu halten; es wurden Ehrengarden von jungen Leuten, von Ansehen und Vermögen, errichtet, und große, freilich nicht immer ganz freiwillige, Geschenke an Pferden und Waffen gemacht; und alle diese Anstrengungen jeder Art ließen es hoffen, und selbst als wahrscheinlich denken, daß Napoleon, bei seinem großen Einfluß auf Oesterreich und auf alle deutsche Fürsten des rheinischen Bundes, einen den Umständen angemessenen ehrenvollen Frieden zu erringen noch vollkommen im Stande seyn würde.

Die ersten Vorfälle des eröffneten Feldzuges gaben auch allen Anschein dazu; die Schlachten bei Lützen und Bunzlau waren im Ganzen für Napoleon siegreich gewesen, und der am 7. Juni zwischen ihm und Alexander und Friedrich Wilhelm abgeschlossene Waffenstillstand ließ uns gewissermaßen

schon die Morgenröthe eines nahen Friedens erblicken; allein die Aufhebung desselben am 10. August, und die darauf erfolgte Kriegserklärung Oesterreichs gegen Napoleon und Kaiser Franzens persönliche Vereinigung mit dessen Feinden, gaben der Sache bald eine andere Gestalt. Das Unglück des vergangenen Winters kehrte gewissermaßen im Herbste des Jahres 1813 über die Franzosen zurück; sie wurden fast aller Orten, wo sie angriffen oder angegriffen wurden, geschlagen, und Muthlosigkeit und Zweifel an einem guten Erfolg brach über sie ein.

Alle diese Vorfälle und Schlachten, so bedeutend sie oftmals auch waren, wurden indessen uns diesseits des Rheins als kleine Vorfälle geschildert, und nur der einzige Schlag gegen van Damme, in der Gegend von Kulm, als ein bedeutendes Vorpostengefecht der großen Armee eingeräumt; mir aber auch insbesondere durch einen von diesem Schlachtfelde wegen seiner Wunden hier durch nach Frankreich zurückkehrenden Stabsoffizier, der sich nur blos durch Schwimmen gerettet, die Lage der Sache und der Armee überhaupt auf eine solche Weise erzählt, daß auch mir ein guter Ausgang der Sache für Frankreich höchst zweifelhaft wurde.

In diesem Gedanken bestärkte mich der gedruckte Aufruf des russischen Generals Czernitscheff an die Einwohner des Königreichs Westphalen, den ich im Anfange des Oktobers von einem Freunde aus Niedersachsen erhielt; und als demselben am Ende eben dieses Monats ein anonymes Schreiben aus Münster folgte, worin mir die Resultate der (hier in Cleve) damals nur noch aus dunkeln Gerüchten bekannten sogenannten Völkerschlacht bei Leipzig angezeigt wurden: da war es, nach meiner Ansicht, keinen Augenblick zweifelhaft mehr, daß die Franzosen über den Rhein würden zurückgehen müssen.

Sie selbsten zeigten uns zwar den Erfolg dieser Schlacht

durch den Moniteur, um eben diese Zeit, auf eine solche Art an, daß man daraus nicht abnehmen konnte, ob sie die Sieger oder die Besiegten gewesen, indem sie sich darüber so ausdrückten: „daß die siegreiche Armee durch die Unvorsichtigkeit eines Korporals, der eine Brücke bei Leipzig über ein kleines Flüßchen zu früh abgebrannt habe, einer Geschlagenen gleich, in Erfurt angekommen sey, um sich dort neues Pulver und Kanonen zu holen.“

Es wurde aber ihr Rückzug nach dem Rhein hin bald näher bekannt, und wer dabei die französische Verfahrungsart kennt, weiß, daß sie sich bei einem solchen Rückzuge vorzüglich gut auf ein unaufhaltsames Laufen, bis zu einem bestimmten Punkte, verstehen; hier war dieser Punkt „Mainz.“ Bevor sie aber denselben erreichten, hatten sie noch einen harten Strauß bei Hanau mit ihren vormaligen Bundesgenossen, den Oesterreichern und Baiern, die ihnen hier auf den Dienst lauerten; und Napoleon würde hier einen besonders harten Stand gehabt haben, wenn nicht der baierische Heerführer, General Wrede, gleich beim Anfange der Schlacht eine so schwere Wunde erhalten hätte, daß er sich vom Schlachtfelde mußte wegtragen lassen; denn nun gewannen die Franzosen Zeit, sich durchzuschlagen, und über Mainz ins Innere von Frankreich zu kommen.

Nach der Versicherung eines dabei gewesenen französischen Stabsoffiziers, der nachher bei mir im Quartier lag, hätte kein Mann von ihrer Armee davon kommen müssen, wenn die Oesterreicher und Baiern eine gewisse Schlucht bei Hanau, woraus die Franzosen nothwendig hervorkommen mußten, gehörig besetzt gehabt hätten, und es mag dieses wohl seyn; ihre Stunde hatte aber damals noch nicht geschlagen, vielmehr schickte Napoleon uns gleich nach der Schlacht die offizielle Nachricht, wie ein Lauffeuer, zu: „Les Ennemis sont anéantis!“ So lauteten die thrasonischen Worte, womit uns der Sieg von Hanau angekündigt wurde,

der aber eigentlich nur darin bestand, daß die Oesterreicher und Baiern mehrere Tausend auf dem Schlachtfelde gelassen, allein der gefallenen Franzosen eben so viele waren; nur hatte Napoleon das Glück, mit dem Reste der großen Armee, 70,000 Mann stark, über den Rhein zu kommen, und sich dort in Ruhe von neuem formiren zu können.

Er eilte in der That auch gleich nach Paris, um nun die kräftigsten Maßregeln zur Vertheidigung des Landes und zur Fortsetzung des Krieges zu nehmen. Zu diesem Ende ließ er den Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, mit einem kleinen Armeekorps in Köln, um uns und die Niederlande vor dem ersten Anfall der Feinde zu decken; das jenseitige Rheinufer war aber schon von den Franzosen verlassen, und Russen und Preußen waren nur durch den Rheinstrom von uns getrennt. Weil jedoch die Verbündeten auf eine so große Unternehmung, als der Uebergang über den Rhein, noch nicht völlig bereit waren, und vielleicht auch damals noch nicht die ernste Absicht hegten, den bis in sein eignes Land zurückgeschlagenen Löwen bis jenseits des Rheins zu verfolgen: so blieb es die letzten Monate des Jahres hier am Niederrhein noch ziemlich still, und man brachte sogar einige Zeit noch mit Friedens-Unterhandlungen zu, die aber durch die Unbeugsamkeit Napoleons zuletzt sich doch wieder zerschlugen.

Immittelst hatte Macdonald im November die Zersprengten und Nachzügler der zu Leipzig geschlagenen großen Armee in Köln zu sammeln gesucht, und kam mit diesen und mit seinem Hauptquartier am 24sten hieher nach Cleve, um das von Preußen sehr bedrohte Holland wo möglich mit seinen Flügeln zu decken. Er hatte den größten Theil der Division Charpentier nebst einigen Resten von andern Armeekorps bei sich, und meinem Hause wurde der Divisionsgeneral Charpentier zu Theil.

Es waren wiederum ein Paar sehr unruhige Tage für

uns; am dritten Tage aber lief die Nachricht hier ein, daß die preußische Armee unter General Bülow in Holland und Brabant gedrungen sey, und Arnheim und Nymwegen bedrohte. Die ganze hiesige Division mußte sich also dahin aufmachen, dem Feinde entgegen, und Macdonald selbst verlegte auch sein Hauptquartier einstweilen nach Nymwegen, um den Kriegsoperationen näher zu seyn. Nach zweien Tagen kam er aber schon wieder mit dem Hauptquartier, und einem Theil der Charpentierschen Division von Nymwegen hieher zurück; ein anderer Theil derselben, wozu ein ganzes Bataillon Douaniers gehörte, war vor Arnheim geblieben, ohne die Fortschritte der Preußen aufhalten zu können. Ueberhaupt waren sie viel zu schwach, diese zusammengerafften Franzosen, um großen Widerstand leisten zu können, und hätten die Preußen und Russen diese Schwäche des Macdonaldschen Armeekorps gewußt, oder gewollt, so wäre es, wenn es zu ihrem Plan gehört hätte, ihnen ein Leichtes gewesen, schon damals aus Holland bis zu uns hier am Rhein vorzudringen. So aber wurde Macdonald hier noch immer in Ruhe gelassen, und hatte volle Muße, noch manche von den aus der Leipziger Schlacht zurückkehrenden Generalen und Offizieren an sich zu ziehen, wodurch hier oft eine solche Aufhäufung an Generalen und Offizieren entstand, daß sich einmal 10 Generale und 400 Offiziere zugleich mit den zur Bedeckung des Hauptquartiers sonst noch gehörigen Kriegern hier befanden. Ueberdies kamen von Zeit zu Zeit auch noch viele französische Oberbeamten aus den jenseitigen mit Frankreich neuerdings vereinigt gewesenen Provinzen und aus dem Königreiche Westphalen als Flüchtlinge hier an, als die Präfekten von Münster und Osnabrück und andere Oberbeamten, und erwarteten hier von Paris aus Befehle über ihre nähere Bestimmung.

Auch wurde die jenseitige Grenzveste Wesel nunmehr in den stärksten Vertheidigungs-Zustand gesetzt, wozu wir

starke Geld-Kontributionen und Nahrungsmittel hergeben mußten, so daß sie dort so aufgehäuft worden, daß man alles nicht weiter zu bergen vermochte, sondern die Herren Kriegs-Kommissairs erbaten sich den Werth in baarem Gelde dafür, und haben wahrscheinlich auf diese Weise eine gute ergiebige Erndte für ihren Beutel gehalten! Gut war es daher, und ein Glück für die Einwohner von Cleve, daß die Anwesenheit und das Zuströmen so vieler Generale und Stabsoffiziere, welche außer den Quartieren durchgängig auf ihre Kosten hier lebten und gewiß auch gut lebten, dagegen auch wiederum viel baares Geld bei uns in Umlauf brachte.

Diese Zeit war überhaupt sonst für Cleve eine sehr drückende Zeit; im Ganzen aber betrugen sich die Truppen hier in der Stadt unter den Augen Macdonalds gut, und veranlaßten keine besondere Beschwerden. Allein auf dem Lande sahe es freilich nicht immer so aus; hier hauseten ein Paar Eskadrons wilder Lanzenreiter oft schrecklich genug, und ließen sich von dem armen Landmann für sich und ihre Pferde oft herbeischaffen, was ihnen gelüstete.

So lagen z. B. eilf solcher Gäste mit ihren Pferden auf einem meiner Güter nahe bei der Stadt, welche es in wenigen Tagen so arg trieben, daß Frau, Tochter, Knechte und Mägde schon davon gelaufen waren, und nur noch der Pächter allein in einem Winkel des Hauses traurig da saß, um den Befehlen der wüsten Krieger nach Möglichkeit ein Genüge zu leisten, und das Haus und sein Bischen Habseligkeiten vor Feuer zu schützen. Endlich aber machten sie es auch ihm so arg, und stießen mit ihren Lanzen nach ihm, so lebensgefährlich, daß er alles im Stiche ließ, und zu mir hergelaufen kam, mit der bestimmten Erklärung, daß er, um sein Leben zu sichern, nicht weiter aufs Gut zurückgehen könne noch würde. Ich gab ihm gleich eine Anzeige dieser Gewaltthaten mit an den Chef des Generalstabes, Gene-

ral Grundler, und an den Maire der Stadt, und dieser Letztere schickte ihn unverzüglich mit ein Paar Zeilen an den hiesigen Chef der Gendarmerie, der seiner Seits ohne Verzug ihm einen Brigadier mit sechs Gendarmen zu Pferde zur Begleitung mitgab, welche diese Wüstlinge durch ihr gesetzliches Ansehen und durch ihren Ernst gleich so kirre machten und mit solcher Strenge die Ordnung herstellten, daß der Bauer von dem Augenblick an völlige Ruhe im Hause erhielt, und seine Frau und Tochter mit seinem Gesinde noch an eben dem Tage sicher zurückkehren konnten.

Ueberhaupt war die Polizei bis ans Ende sehr wohl geordnet bei den Franzosen, und der Militair-Stand durchaus nicht davon eximirt, so daß ein einziger Gendarme oft eine ganze Kompagnie wüster ungestümer Krieger mit seinem einzigen Machtworte: „Par Ordre de la Loi,“ im Zaum halten konnte; man hörte daher auch im Ganzen von Ausschweifungen wenig, und wir Clever müssen es dem Marschall Macdonald nachrühmen, daß er in den sechs Wochen seines hiesigen Aufenthalts mit seinem Hauptquartier strenge Ordnung hier gehandhabt habe. Sein Andenken wird sich daher auch noch lange bei uns in hohem Werthe erhalten.

Uebrigens gab nunmehr am Schlusse des Jahres die ganze Lage der Dinge genug zu erkennen, daß dieser französische Heerführer mit seinem schwachen und im Ganzen sehr schlecht organisirten Heerhaufen auch hier das Land nicht weiter gegen die Alliirten würde vertheidigen können; die Preußen hatten schon ganz Holland in Freiheit gesetzt, und drangen immer tiefer in Brabant hinein. Die Russen, mit ihnen vereint, machten an mehreren Orten des Rheins und selbst auch in unserer Nähe, Versuche, herüber zu kommen, und nur das hohe Wasser hielt sie ab, sonst hätte Macdonald schon um Weihnachten, zwei Stunden von hier, einen Besuch von ihnen erhalten.

Unterdessen erhielt er auch noch in den letzten Tagen des Jahres eine ansehnliche Verstärkung von einem schönen Schweizer-Regimente, welches bei Lübeck kapitulirt hatte, mit der Bedingung, binnen Jahresfrist nicht gegen die Alliirten zu dienen, und nun von Wesel hieher zur Verstärkung Macdonalds über den Rhein geschickt wurde, unter dem Vorwande, daß dieser Punkt der Kapitulation blos von den Ländern zu verstehen sey, jenseits des Rheins, ihre Hände aber dadurch nicht zur Vertheidigung des Reichs im Innern, diesseits des Rheins, gebunden wären; und aus diesem sophistischen Grunde hatte Macdonald dieses Regiment zu seiner Verstärkung aus Wesel herübergezogen. Indessen die erste Nachricht, die dieses Regiment hier erhielt, war, daß Fürst Schwarzenberg, vermöge einer Vereinbarung mit den Schweizer-Kantons, mit der österreichischen Armee durch ihr Vaterland in Frankreich eingedrungen sey. Nun regte sich auch der Schweizer-Sinn bei diesem Regiment; sie erklärten öffentlich, nicht mehr gegen die Alliirten dienen zu wollen, und es wäre hier bald unter ihnen und den Franzosen zu einem Aufstande gekommen. Jedoch der Obrist des Regiments, welcher nebst seinem anti-französischen Adjutanten bei mir im Quartier lag, blieb der französischen Sache getreu, wechselte auf Verlangen des Marschalls seine rothe Schweizer-Uniform mit der blauen National-Uniform der Franzosen, und brachte dadurch und durch die Gesetze der Subordination sein Regiment endlich dahin, daß es hier bei Macdonald blieb, und wenige Tage darauf mit ihm Cleve ruhig verließ.

Dieser Abmarsch der Franzosen aus Cleve erfolgte am 5. Januar 1814 in möglichster Ordnung und Stille, und der hiesige Unterpräfekt nebst allen Beamten, Kassen und Büchern, waren, nach Napoleons Befehl, sich daran anzuschließen verbunden. Anfangs hieß es zwar nur, das Hauptquartier gehe bis Geldern und komme vielleicht in einigen

Tagen zurück. Indessen übergab man doch der zurückbleibenden Munizipalität förmlich die Schlüssel der Stadt bis auf nähere Befehle; diese blieben aber von nun an aus, denn Blücher hatte am 1sten Januar bei Koblenz über den Rhein gesetzt, und die Preußen und Russen drangen auch über Neus auf Jülich und Aachen dergestalt an, daß Macdonald sich sehr bald genöthigt sahe, mit seinem Korps sich unter die Kanonen von Mastricht zu ziehen. Doch kam noch einmal von ihm eine Ordonnanz in die Stadt, deren Einlassung aber schon Schwierigkeit fand, weil einige Tage zuvor die Alliirten schon Cleve in Besitz genommen hatten; daher der Magistrat, als die Alliirten einstweilen die Stadt wieder verließen, zur Sicherheit derselben sich genöthiget sahe, die Stadtthore mit ihrer Bürgerwache zu besetzen, und solche immer geschlossen zu halten, um nicht zu gleicher Zeit Freunde und Feinde sich vielleicht durch die Stadt verfolgen zu sehen. Da sich jedoch damals, als der Macdonaldsche, nach Nymwegen bestimmte Parlamentair vor dem Clevischen Thore erschien, in der Stadt niemand von den Alliirten befand, so wurde derselbe ruhig durch die Stadt zu seiner Bestimmung gelassen. Die Alliirten waren aber, wie gesagt, schon im eigentlichen Besitze der Stadt, weil ihnen bereits die Schlüssel derselben von dem Magistrat förmlich zugestellt waren; die Besitzer hielten sich indessen damals zu schwach, um mit Sicherheit vor den sich nahe bei Cleve noch herumtreibenden französischen Chasseurs in der Stadt bleiben zu können.

Allein acht Tage nach dem Abzuge der Franzosen kam eine Abtheilung von 1000 Kosacken und Russen von Emmerich her in die Stadt, und diese wurden nunmehr mit herzlicher Freude von den Clevern empfangen, und ihnen, die Zeit ihres Aufenthalts über, von Herzen recht gütlich gethan; sie ließen sichs aber auch wohl genug seyn, und thaten Tag und Nacht nichts als essen und trinken. Insonderheit

wurde von den in meinem Hause liegenden kommandirenden Offizieren der Russen ein solches wüste schwärmerische Leben geführt, daß mein Hausgesinde über der unsinnigen Last der Aufwartung, bei der damals so sehr strengen Kälte, fast wäre zu Grunde gegangen; drei von ihnen erhielten das Scharlachfieber darüber, und ich konnte diese wüsten Gäste nicht anders zur Ordnung bringen, als daß ich ihnen in Gegenwart des Bürgermeisters und des Arztes förmlich erklärte, sie nicht vor Ansteckung des Scharlachfiebers sichern zu können. Nun waren diese vor Schuß und Hieb gewiß nicht bangen Krieger in einer Stunde alle aus meinem Hause heraus; aus Furcht, auf einem andern als auf dem Bette der Ehre ihr Leben hingeben zu müssen!

Nach vierzehn Tagen ging dieses zu Woronzow gehörige Korps Russen von hier wieder weg, und rückte tiefer in Brabant hinein. Dagegen kam nunmehr der zu der Armee des Kronprinzen von Schweden gehörige Major von Reiche mit seinem Freikorps hieher, hielt diese Stadt und Gegend besetzt, und blokirte mit seinem Korps und mit der immittelst hier organisirten Clevischen Landwehr die beiden Festungen Venlo und Wesel von dieser Seite des Rheins, bis Paris erobert und am 28. April der Friede mit Frankreich geschlossen wurde, wodurch diese Macht in ihre Grenzen von 1792 zurücktreten mußte.

Cleve fiel also auch, nach einem Umlauf von zwanzig Jahren, aus den französischen Händen nach Deutschland wieder zurück, und der Wiener Kongreß hat nach zuverläßigen Nachrichten bestimmt, daß dieses Land seinem vorigen, vor dem Ausbruche des französischen Revolutionskrieges gehabten Regenten wieder zufallen solle. Wir gehören also nun wieder zu Preußen, und hoffen nicht wieder davon getrennt zu werden.

Freilich hat sich in dieser, an merkwürdigen Ereignissen aller Art so sehr überreichen Zeit auch hier manches ge-

ändert. Wir hatten darin andere Regenten, eine andere Staats-Verfassung, andere Justiz, und aus der vorigen Zeit sind nur noch wenige vorhanden, die es wissen oder angeben können, wie es in dieser alten Zeit war; dagegen ist hier eine andere Generation an die Stelle getreten, die in dem letzten fünf und zwanzigjährigen Zeitraum geboren oder erzogen, auch nur im Geiste desselben zu fühlen und zu handeln eingewöhnt ist! Vieles also, was in diesen Tagen geschieht, und was sie vorgehen sehen, ist ihnen eine neue Welt, eine fremde Erscheinung, die sie unmöglich gleich mit dem Eifer und mit dem Zutrauen zu erfassen vermögen, welches manche aus großer Ferne oft herkommende Glieder der neuen Landes-Verwaltung von ihnen vielleicht voraussetzen oder verlangen. Die Zeit und eine ruhige gelassene Behandlung müssen und werden jedoch hier schon das ihrige thun, und die bekannte Milde und Gerechtigkeitsliebe unseres uns wiedergegebenen würdigen Landes-Regenten zeigen uns die erfreulichsten Aussichten in die Zukunft hinein, die sich mit jedem Tage immer weiter wohlthuend verbreiten, und uns also mit wahrem Vertrauen dahin blicken lassen!

Lebe wohl!

Inhalt.

Ueber Cleve.

In Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814.

Erste Abtheilung.

Briefe über Cleve aus dem Jahre 1811.

Verzeichniß des Inhalts

der Briefe über Cleve aus den Jahren 1811 und 1814.

Zweite Abtheilung.

Briefe über Cleve aus dem Jahre 1814.

Cleve unter der Herrschaft der Franzosen vom 19. Oktober 1794 bis den 5. Januar 1814.

Zweite Abtheilung.

Briefe über Cleve aus dem Jahre 1814.

Cleve unter der Herrschaft der Franzosen vom 19. Oktober 1794 bis den 5. Januar 1814.

fessenen in Cleve mit. — Der Verfasser will Anfangs auch emigriren, — faßt aber Muth und entschließt sich zum Bleiben. — Die Emigranten und der Verfasser. — Politische Grundsätze des Verfassers. — Schreckens-Zeit in Cleve. — Preußen erklärt im Herbst 1794, Cleve nicht weiter schützen zu können. — Die preussischen Landesbehörden entfernen sich aus Cleve. — Flucht der Hannöverischen Armee vor den andringenden Republikanern. — Diese nähern sich Cleve. — Verschiedenheit der Ansichten in Ansehung des Clevischen Pöbels. — Folgen derselben. — Franzosen rücken in Cleve den 19. Oktober 1794 ein.

Dritter Brief vom April 1814. Cleve unter der Gewalt der Neufranken bis zum Uebergang nach Holland den 10. Januar 1795. Seite 98. Cleve von den Republikanern besetzt, ohne daß es die Einwohner gewahr werden. — Ney mit 300 Chasseurs. — Der Magistrat. — Die Bäckerin. — Das Korps entfernt sich wieder. — Französischer Kriegs-Kommissair. — Dreifarbige Kokarden. — Ablieferung der Gewehre. — Absetzung des alten Magistrats. — Neue Munizipalität. — Anfang des republikanischen Wesens. — Die Division Macdonald rückt ein, den 1. November kommandirt van Damme. — Unbeschreibliche Einquartierungs-Last. — Verhalten der Republikaner. — Freiheits-Baum. — Verbrüderung der Republikaner mit dem Rheinwein der Societät. — Gottes-Dienst hört auf. — Schicksal des Clevischen Thiergartens, der Dammhirsche und der königl. Sinnbilder. — Mangel an Salz. — Bombardement von Emmerich. — Konvention. — Seesalz aus Brabant. — Bombardement von Nymwegen. — Die Alliirten verlassen Nymwegen, Franzosen occupiren es. — Zwei Enragés. — Mit dem Dezember Eintritt der schlechten Zeit. — Familien-Trauer des Verfassers. — Assignaten: erzwungener Werth. — Gefahr eines preußischen Beamten darüber; — sonstige Folgen ihres Kurses; — Geringer Werth; — Verifikateurs; — Fall der Assignaten. — Wirkungen ihres Gebrauchs auf viele. — Van Damme's Arrêté gegen die Clevischen Emigrirten. — Mißliche Lage derselben, ihrer Häuser und Verwalter. — Vergleichung ihrer Lage mit dem Zustande der Zurückgebliebenen. — Schrecklicher Mangel wegen der ungeheuern Truppenzahl. — Konferenz zwischen Pichegrü und Moreau und der Repräsentanten, wegen des Einbruchs in Holland. — Militairische Demonstration von hier

Ankündigung.

Die Naturschönheiten des Rheins, die Merkwürdigkeiten seiner Geschichte und die romantischen Sagen seiner Alterthümer erregten bei Vielen, Einheimischen und Fremden, den Wunsch, eine vollständige Darstellung derselben zu haben.

Wie in der alten Welt die Geschichte Griechenlands immer der merkwürdigste und lehrreichste Theil bleiben wird, so in der neueren die Geschichte des Rheins. An diesem Flusse wurde es entschieden, ob Rom oder die deutschen Völker die Welt beherrschen sollten. Von seinen Ufern aus verbreitete sich unter Karl dem Großen die christliche Religion und deutsche Kultur über ganz Europa. Die Bündnisse der rheinischen Städte im Mittelalter waren die Mütter und Schutzwehren der Gewerbe, der Künste, Wissenschaften und neuen Erfindungen; am Rheine wurden endlich die Siege vorbereitet, welche das politische System der neueren Zeiten umgeändert haben.

Unser deutscher Geschichtschreiber, Nicolaus Vogt, unternahm es, ein solches Werk zu schreiben, und was er leistete, liegt in seinem im Jahre 1817 in 3 Bänden erschienenen Buche: **Rheinische Geschichten und Sagen** (Preis: 9 fl. oder 6 Thaler) der Welt vor Augen.

So merkwürdig und lehrreich als die Geschichte des berühmten Flusses ist, so schön und anziehend sind seine

romantischen Sagen. Wer kennt nicht die Liebesgeschichte von Eginhard und Emma, Frauenlob's Minnelieder, den Doctor Faust und die apokalyptischen Entzückungen der Hildegard?

Alles dieses zu einem Ganzen zu ordnen und in schönen Zeichnungen dem Leser darzustellen, ist der Zweck eines Werks, das zur Ostermesse dieses Jahres unter folgendem Titel erschienen ist:

Rheinische Bilder.

Herausgegeben von

Nicolaus Vogt.

In vier und zwanzig Steinzeichnungen, mit Balladen.

Groß-Folio. Gebunden. (Preis 16 Thaler oder 24 fl.)

Zeichnungen und Balladen umfassen folgende Gegenstände:

1) Frauenlob . . . . mit einer Ballade.
2) Wilhelm Tell . . . . desgl.
3) Rudolph von Habsburg . . . desgl.
4) Eberhard der Rauschebart . . desgl.
5) Der Graf von Eberstein . . desgl.
6) Friedrich der Siegreiche . . desgl.
7) Der Wolfsbrunnen . . . . . desgl.
8) Das wilde Heer . . . . . . desgl.
9) Eginhard zu Ingelheim } . desgl.
10) Emma zu Seeligenstadt }
11) Adolphseck . . . . desgl.
12) Faust . . . . desgl.
13) Der Traum der Hildegard . desgl.
14) Siegfried der Rebenpflanzer desgl.
15) Die Teufelsleiter . . . . . . desgl.

16) Die Pfalz . . . . mit einer Ballade.
17) Die sieben Jungfrauen . . . desgl.
18) Die Lureley . . . . desgl.
19) Der Rheinfels . . . . desgl.
20) Die Brüder . . . . desgl.
21) Rolandseck }
22) Drachenfels } . . . . desgl.
23) Die eilftausend Jungfrauen desgl.
24) Der Schwanenthurm . . . . desgl.

Pracht-Exemplare auf bestem englischen Papiere, auf das schönste ausgetuscht, das Blatt zu 8 Thaler oder 12 fl. — und dieselben fein ausgemalt, das Blatt zu 12 Thaler oder 18 fl., müssen eigens bestellt werden.

Frankfurt am Main im Mai 1821.

Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung.



